ll.

Diderot

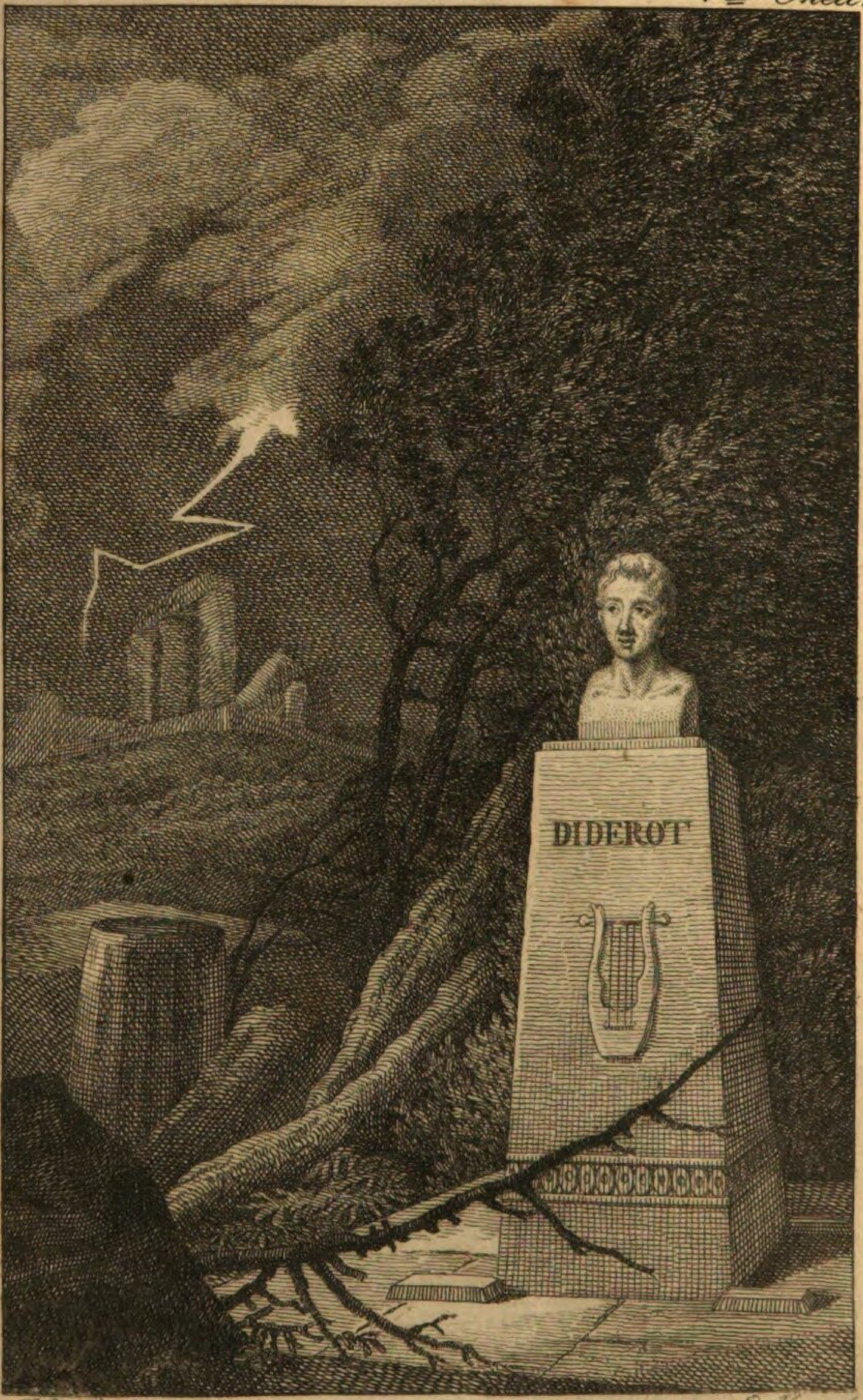
21. Bay.

<366283295900 13 S

<366283295900 13

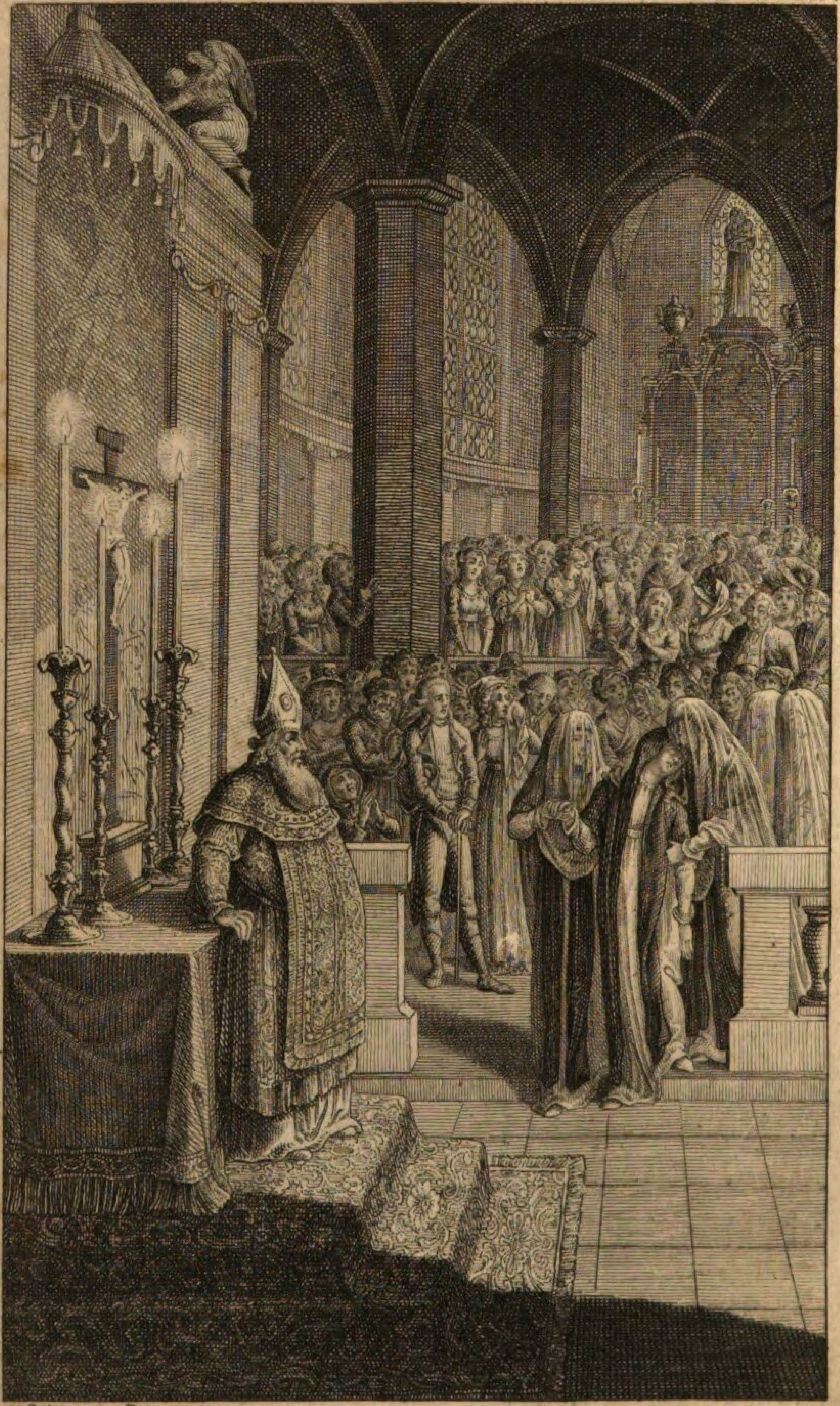
Bayer. Staatsbibliothek

1ter Theil.



F. Catel del. E. Henne sc.

2ter Theil.



W. Jury inv. et. sc. 1797.

Die Nonne.

Von Diderot.

Uebersetzt

von

Carl Friederich Cramer,

deutschem Buchdrucker und Buchhändler zu Paris.

Mit einem Kupfer.

Riga 1797,

bey Johann Friedrich Hartknoch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Nonne.

Die Antwort des Marquis von Croismare, falls ich eine von ihm erhalte, wird mir die ersten Zeilen dieser Erzählung an die Hand geben. Ehe ich ihm schreibe, habe ich ihn kennen wollen. Er ist ein Mann aus der großen Welt; er hat sich Ruhm im Dienste erworben; er hat seine Jahre; er ist verheirathet gewesen; er besitzt eine Tochter und zwey Söhne, die er liebt, und von denen er geliebt wird. Er ist von Geburt, hat Kenntnisse, Geist, Frohsinn; findet Geschmack an den schönen Künsten, und liebt vornehmlich Eigenthümlichkeit. Man hat mir ihn als einen Mann von Empfindung, von Ehre, von Rechtschaffenheit gerühmt, und ich habe, durch Alles, was man mir von ihm gesagt hat, gesehn, daß

ich keinen mir nachtheiligen Mißgriff that, indem ich mich an ihn wendete; indeß steht es nicht zu erwarten, daß er an meinem Schicksale thätigen Antheil nehmen werde, wenn er nicht weiß, wer ich bin; und dieser Bewegungsgrund bestimmte mich, meine Eigenliebe, meine Abneigung zu überwinden, und diese Denkschrift anzufangen; in der ich einen Theil meines Unglücks, ohne Kunst und Talent, mit der Natürlichkeit eines Mädchens meines Alters, und der Offenherzigkeit meines Characters verzeichnen will. Da mein Beschützer es vielleicht fordern, oder mir auch einst die Lust kommen könnte, zu einer Zeit meine Erzählung zu vollenden, wenn die Thatsachen vielleicht aufgehört hätten, meinem Gedächtnisse gegenwärtig zu seyn: so habe ich gedacht, die kurze Inhaltsanzeige, womit ich sie beschließe, und der tiefe Eindruck, der mir von meinen Begegnissen, so lange ich lebe, übrig bleiben wird, würden hinreichen, sie meinem Gedächtnisse zurückzurufen.

Mein Vater war Gerichtsanwald. Er hatte meine Mutter geheirathet als er schon ziemlich zu Jahren gekommen war; aus dieser Ehe waren drey Töchter entsprossen. Sein Vermögen hätte mehr als zugereicht, sie sämmtlich gehörig auszustatten; aber dazu müßte seine Zärtlichkeit unter sie gleich getheilt gewesen seyn; doch muß ich leider sagen: dieß war weit entfernt, der Fall genannt werden zu können. Gewiß hatte die Natur mir mehr Annehmlichkeit des Geistes und der Gestalt, mehr Character und Talent, als meinen Schwestern verliehn; aber gerade Dieß schien meinen Eltern zuwider zu seyn. Das was sie und angestrengter Fleiß mir vor meinen Schwestern vorausgegeben, hätte ich, da es für mich eine Quelle von Kränkungen ward, gern vertauscht; um wie sie, von meinen frühen Jahren an, gehegt, gepflegt, geliebkost, und entschuldigt zu werden. Traf sichs, daß zuweilen zu meiner Mutter gesagt ward: Sie haben allerliebste Kinder, ... so wollte man Das niemals auf mich gedeu-

tet haben. Dann und wann freylich wohl erhielt ich Ersatz dieser Ungerechtigkeit, durch Andere; alsdann aber kam mir zu Hause, in der Einsamkeit, das erhaltene Lob so theuer zu stehen, daß ich lieber hätte geschimpft worden seyn mögen; je mehr mich Fremde vorzogen, desto übellaunigter war man zu Hause gegen mich, so bald die Fremden wieder weg waren. O, wie oftmals habe ich geweint, nicht häßlich, dumm, einfältig, hochmüthig zu seyn; kurz, nicht alle die Unarten zu besitzen, trotz deren meine Schwestern gleichwohl bey unsern Eltern gut angeschrieben standen. Häufig habe ich bey mir selber gefragt: woher denn doch wohl dieß sonderbare Betragen von einem Vater, einer Mutter, kommen könnte, die in andern Stücken rechtlich, gerecht, und fromm waren? Soll ich Ihnen meine Herzensmeinung sagen, mein Herr? Einige meinem Vater in seinem Zorn entschlüpfte Worte, denn er war sehr heftig; einige, zu verschiednen Zeiten, von mir aufgefaßte Umstände; verschie-

dentlich Gemunkel unsrer Nachbarn; Reden, die unserm Gesinde entfielen; haben mich eine Ursache davon argwöhnen lassen, die meine Eltern ein wenig entschuldigte. Vielleicht hatte mein Vater einige Ungewißheit über meine Geburt; vielleicht ward, — was weiß ich? — meine Mutter, durch mich an einen Fehltritt, den sie einst begangen, oder an die Undankbarkeit eines Mannes erinnert, den sie allzusehr geliebt hatte. Selbst angenommen diese Vorstellungen wären unwahr, was schadete es, sie Ihnen anzuvertrauen? Sie werden diese Schrift verbrennen, und ich verspreche das Nemliche in Absicht Ihrer Antwort zu thun. Da wir drey Geschwister kurz auf einander zur Welt gekommen waren, so wurden wir auch alle zugleich groß. Es bemühten sich Freywerber um uns. Um meine älteste Schwester meldete sich ein sehr angenehmer junger Mann. Bald merkte ich, er zeichne mich aus, ich würde der Gegenstand seiner Aufmerksamkeiten; aber, wohl fühlend, was dieser gegebene

Vorzug mir für Kränkungen zuwege bringen könnte, benachrichtigte ich meine Mutter davon. Dieß ist vielleicht das Einzige, was ich ihr mein Lebelang habe zu Dank machen können; Sie werden aber hören, wie ich dafür belohnt worden bin. Vier, oder mindestens nur einige Tage nachher, ward mir gesagt: man hätte mir eine Stelle in einem Kloster ausgemacht, in das ich auch gleich den Tag darauf geführt ward. Bey der üblen Behandlung meiner in unserm Hause, that mir dieß Begegniß eben nicht sehr leid, und ich trat in Sainte-Marie, so hieß mein erstes Kloster, mit vieler Freudigkeit ein. Indeß kam ich dem Liebhaber meiner Schwester wieder aus dem Sinn, da er mich nicht mehr vor Augen hatte; er ward meiner Schwester Mann. Er nennt sich Herr K * * *; ist Notarius, und wohnt zu Corbeil, wo er aber schlecht mit ihr lebt. Meine zweyte Schwester ward an einen Herrn Baugon verheirathet, einen Seidenhändler in Paris, in der Straße

Quincampoix; und verträgt sich ganz gut mit ihm.

Da meine beyden Schwestern an Mann waren, glaubte ich, es würde die Reihe nun auch an mich kommen, und ich aus meinem Kloster erlöst werden. Ich war damals siebzehntehalb Jahr alt. Man hatte meine beyden Schwestern ziemlich reichlich ausgestattet; ich versprach mir ein gleiches mit ihnen; als ich eines Tages ans Gitter gerufen ward. Die Person, die mich zu sprechen verlangte, war der Pater Seraphin, Beichtvater meiner Mutter; er war auch meiner gewesen; er konnte mir mithin ohne viel Umstände die Absicht seines Besuchs entdecken. Es war keine andre, als die: mich zu bereden, mich einkleiden zu lassen. Gegen diesen sonderbaren Vorschlag, machte ich starke Einwendungen, und erklärte ihm rein heraus: ich fühlte nicht die geringste Lust zum Nonnenstande. Desto schlimmer! antwortete er mir; denn Ihre Eltern haben sich, Ihre Schwestern auszustatten, bis zum

Mangelleiden entblößt, und ich weiß nicht, was sie, bey ihrer itzigen engen Beschränkung, zu der sie herunter gekommen sind, für Sie thun könnten. Sie, Mademoiselle, haben nur die Wahl übrig, entweder auf immer in diesem Hause zu bleiben, oder auch in irgend ein Kloster in der Provinz geschickt zu werden; wo man Sie für ein mäßiges Jahrgeld aufnehmen wird, und aus dem Sie nicht eher, als nach dem Tode Ihrer Eltern, herauskommen werden, eine Sache, auf die Sie noch lange warten können.... Ich beklagte mich bitterlich hierüber, und vergoß einen Strom von Thränen. Die Abtissin war von dem Inhalte dieser Unterredung benachrichtiget; sie erwartete mich, als ich vom Gitter zurückkehrte. Mein Zustand war der einer Verwirrtheit, die ich nicht zu beschreiben vermag. Sie sagte zu mir: Liebes Kind, was ist Ihnen? (Sie wußte aber wohl besser als ich, was mir war) Wie Sie aussehn! So was, wie Sie, von Verzweiflung, ist mir noch nicht vor Augen

gekommen; Sie setzen mich für Sie in Angst. Haben Sie vielleicht Ihren Herrn Vater oder Ihre Frau Mutter verlohren? — Ich warf mich ihr in die Arme, und hätte beynah zu ihr gesagt: Wollte Gott, es wäre Das! . . . indeß antwortete ich doch nur: Ich habe weder Vater noch Mutter; ich bin eine Unglückliche, Verlassene, die man hier auf Lebenszeit einsperren will. — Sie ließ den Strom verlaufen, und erwartete den Augenblick wieder, wo ich ruhig geworden war. Ich hatte mich nicht deutlicher gegen sie über das, was mir eben angekündigt worden war, erklärt. Sie äußerte Mitleid mit mir; sie umarmte mich; sie sprach mir Muth ein: ich sollte in einen Stand nicht treten, für den ich keine Neigung bey mir fühlte; sie versprach mir, für mich zu beten, Vorstellungen zu machen, Bitten einzulegen. O mein Herr, wie listig sind doch diese Vorsteherinnen der Klöster; Sie glauben Das gar nicht! Sie schrieb auch wirklich. Sie wußte recht gut, was sie für eine Antwort zurück er-

halten würde; da sie kam theilte sie sie mir mit; und es verging geraume Zeit, ehe ich einigen Argwohn über ihre Aufrichtigkeit schöpfte. Unterdeß kam die Frist heran, die man, meine Entschließung zu erhalten, mir anberaumt hatte; die Superiorin trat zu mir herein, und benachrichtigte mich, mit der ausgekünsteltsten Traurigkeit, davon. Anfangs konnte ich kein Wort hervorbringen. Hierauf ließ sie einige Ausdrücke des Schmerzes fallen, die mir das Uebrige zu verstehn gaben. Das war abermals eine Scene der Verzweiflung; und ich werde nicht leicht andre als solche Ihnen künftig zu erzählen haben. An sich zu halten verstehn, ist ihre große Wissenschaft. Hierauf sagte sie zu mir, und wahrhaftig, mich deucht, sie weinte, indem sie es zu mir sagte: Wohlan denn, mein Kind, Sie werden uns also verlassen; liebes Kind, wir werden uns nicht wieder sehn! . . . und andre Reden, die ich nicht hörte. Ich war auf einen Stuhl hingesunken; bald schwieg, bald schrie ich; bald war ich unbeweg-

lich, bald stand ich auf; bald stützte ich mich gegen eine Wand; bald athmete ich meinen Schmerz an ihren Busen aus. Als dieß vorüber war, rief sie mir zu: Aber schauen Sie! warum versuchen Sie nicht eins? Sagen Sie indeß nicht, daß ich Ihnen den Rath gegeben habe; ich wollte für Alles in der Welt nicht einen Vorwurf mir darüber zu Schulden kommen lassen. Was verlangt man von Ihnen? Sie sollen den Schleyer nehmen? Nun wohl, warum nehmen Sie ihn nicht? Wozu macht Sie das verbindlich? Zu nichts, als noch zwey Jahre bey uns zu bleiben. Man weiß ja nicht wie lange Ihre Eltern leben können; in zwey Jahren trägt sich viel zu . . . Diese listigen Reden begleitete sie mit so viel Liebkosungen, so viel Freundschaftsbetheurungen; so vielen sanften Falschheiten: ich wußte, wo ich war, aber nicht wo man mich hinbringen würde; ich ließ mich überreden. Demzufolge schrieb sie an meinen Vater; ihr Brief war sehr gut abgefaßt; o! er konnte gar nicht besser seyn;

mein Leiden, mein Schmerz, meine Einwendungen, waren darin nicht verhehlt; ich versichere Sie, ein viel schlaueres Mädchen als ich, wäre damit angeführt worden; das Ende davon aber war denn doch: ich gäbe meine Einwilligung dazu. Mit welcher Schnelligkeit alle Zurüstungen nun vor sich gingen! Der Tag wurde angesetzt; meine Kleider wurden gemacht; und der Augenblick der Cäremonie war vorhanden; ohne daß ich, wie es mir jetzt vorkömmt, nur einmal einen Zwischenraum zwischen Allem Diesen bemerkte. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich während der Zeit meinen Vater und meine Mutter sah; daß ich nichts unterließ, sie zu rühren; daß ich sie aber völlig unbeweglich und unbeugsam fand. Es war ein gewisser Abt Blin, ein Doctor der Sorbonne, der die öffentliche Ermahnung an mich hielt; und der Herr Bischof von Alep, der mich einkleidete. Eine solche Cäremonie ist schon an sich nicht heiter; diesen Tag aber war sie so traurig als nur möglich.

Ob sich gleich die Nonnen um mich herum alle Mühe gaben, mich aufrecht zu erhalten, fühlte ich doch über zehnmal meine Knie unter mir schlottern, und ich war im Begriff auf die Stufen des Altares niederzusinken. Ich hörte Nichts, ich sah Nichts; ich war völlig betäubt; man führte mich, und ich ging; auf die Fragen die an mich geschahen, antworteten Andre für mich. Indeß lief diese grausame Cäremonie zu Ende; Jedermann begab sich weg; und ich blieb mitten unter der Heerde zurück, mit der man mich vereinigt hatte. Meine Gefährtinnen umgeben mich; sie umarmen mich, und sagen unter sich: Aber sehn Sie doch einmal, Schwester, wie sie schön ist! wie der schwarze Schleyer ihre weisse Haut erhebt! wie die Binde sie kleidet! wie sie ihr das Gesicht völlig macht! wie ihre Wangen drinn hervorgehn! wie das Kleid ihren Wuchs und ihre Arme zeigt! . . . Ich hörte sie kaum; ich war ausser mir; indeß muß ich eingestehn, daß, als ich, in meine Zelle zurückgekehrt, mich ihrer

Schmeicheleyen wieder erinnerte, ich mich nicht enthalten konnte, sie in meinem Spiegel zu bewahrheiten, und daß es mir vorkam, als wären sie nicht ganz ungegründet. Mit einem solchen Tage sind Ehrenrechte verbunden; diese wurden für mich noch ausgedehnt: zwar war ich wenig empfindlich dafür; aber man that, als glaubte man das Gegentheil; und sagte mirs auch, ob die Sache gleich offenbar nicht andem war. Abends nach der Betstunde, begab sich die Abtissin in meine Zelle. Wahrhaftig, sagte sie, als sie mich ein wenig betrachtete, ich weiß nicht, warum Sie so viel Abneigung vor dem Kleide haben, es steht Ihnen ganz vortreflich, und Sie sind allerliebst darin; Schwester Susanne ist eine sehr schöne Nonne; man wird Sie nur desto lieber darum haben. Lassen Sie doch ein bisgen sehn; treten Sie einmal ein Paar Schritte vorwärts; . . . Sie halten sich nicht gerade genug; man muß nicht so gekrümmt gehn. . . . . Sie richtete mir den Kopf auf; zeigte mir, wie ich

die Füße setzen, die Hände, die Arme halten, meinen Wuchs sichtbar werden lassen müßte; beynahe wars eine Lehrstunde wie Marcel sie über die Klostergrazien geben könnte; denn jeder Stand hat die seinigen. Darauf setzte sie sich, und sagte zu *mir*: Nun aber lassen Sie uns ein *wenig* ernsthaft reden. Sie hätten jetzt *denn ein* Paar Jahre gewonnen; unterdeß kann sich die Entschließung Ihrer Eltern ändern, vielleicht werden aber auch Sie selbst hier bleiben wollen, wenn man Sie wieder herauszunehmen gedenken wird; nicht unmöglich! — Glauben Sie das ja nicht, Madame. — Sie sind schon lange unter uns gewesen, aber *Sie* kennen unser Leben noch nicht; es hat freylich sein Beschwerliches, aber auch sein Angenehmes. . . . Sie können sich leicht vorstellen, was sie mir hier Alles über Welt und Kloster sagte; man findet das jederwärts und auf vielerley Weise in Büchern geschrieben; denn, man hat mich, gottlob! lesen lassen, was nur die geistlichen Herren sowohl über ihren

Stand sagen, den sie so gut kennen und verabscheuen; als gegen die Welt, die sie lieben; der sie in ihrer Erbitterung bösen Leumund machen, und die sie nicht kennen.

Mein Noviziat will ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Beobachtete man dabey jede vorgeschriebne Strenge, so würde nicht eine Einzige dagegen aushalten. Aber die Zeit desselben ist die angenehmste im klösterlichen Leben. Keine nachsichtigere Schwester läßt sich denken, als eine Novizenmutter. Sie sinnt und trachtet auf nichts anders, als jeden Dorn des Standes von ihm abzustreifen; man erfährt Nichts als Eine lange möglichst feine und erkünstelte Verführung. Vermittelst dieser verdunkelt sich selbst die uns umgebende Dunkelheit der Unwissenheit; die Verführung wiegt, schläfert uns gleißnerisch ein, macht uns Blendwerke vor; und bey mir ward alles Dieß vorzüglich angewandt. Keine junge und arglose Seele kann, glaube ich, leicht den Schlingen dieser verderblichen Kunst entschlüpfen. Die

Welt hat ihre Abgründe; aber schwerlich ist der Abhang so sanft auf dem man hinunter gleitet. Ich durfte nur einmal gehustet haben, um daß es genug war mich des Dienstes, der Betstunde, der Arbeit zu überheben. Ich ging dann früher zu Bette, ich durfte später aufstehn; *alle* Regel hörte dann für mich auf. *Stellen* Sie sich vor, mein Herr, es gab Tage wo ich nach dem Augenblicke meiner Hinopferung mich sehnte. Da trägt sich keine traurige Geschichte in der Welt zu, die Ihnen nicht vorerzählt wird; wahre werden durch künstlich erdichtete Umstände entstellt; falsche werden erdichtet; und dann Lobsprüche ohne Maaß und Ziel, und Danksagungen an den Schöpfer, der uns vor diesen demüthigenden Begegnissen in Sicherheit stellt! Indeß näherte sich die Zeit, die ich bisweilen durch meine Wünsche beschleunigt. Da versank ich wieder in träumendes Sinnen; ich fühlte meine Abneigung aufs neue erwachen, zunehmen. Ich ging hin, trug sie unserer Superiorin, oder unserer Novizenmut-

ter vor. Diese Frauen wissen sich recht wohl für die Quälereyen zu entschädigen, womit man sie plagt, denn Sie müssen bey Leibe nicht glauben, als ob die Heuchelrolle, die sie spielen, und das einfältige Zeug, das sie gezwungen sind uns zu wiederholen, ein Zeitvertreib für sie wären; es wird ihnen zuletzt sehr ekelhaft und abständig; aber sie bestimmen sich nun einmal dazu, und das blos um etwa ein tausend Thälerchen willen, die ihrem Hause dadurch erwachsen: denn Dieß ist einzig der wichtige Grund, welcher sie antreibt, ihr ganzes Leben hindurch zu lügen, und um dessentwillen sie jungen unschuldigen Mädchen eine Verzweiflung von vierzig funfzig Jahren, und, vielleicht ein ewiges Elend bereiten; denn von hundert Nonnen, die vor den funfzigen sterben, ist gewiß nicht Eine die nicht ihrer Seeligkeit verlustig geht; die ungerechnet, welche wahnsinnig, blödsinnig werden, oder gar in den Zustand der Hirnwuth verfallen.

Eines Tages begab es sich, daß eine solche

Nonne, wie ich erwähne, aus der Zelle entschlüpfte, in der man sie eingesperrt hielt. Ich sah sie. Von dem Augenblicke an zähle ich den Beginn des Glücks oder Unglücks, das mein Loos seyn wird, je nachdem Sie, mein Herr, meine Bitte erfüllen oder nicht erfüllen werden. Nie habe ich etwas so Scheusliches gesehn. Ihre Haare flogen; sie war fast ganz ohne Bekleidung; sie schleppte eiserne Ketten nach sich; mit verwildertem Blicke raufte sie sich die Haare aus; schlug sich die Brust mit den Fäusten; rannte hin und her; heulte; stieß gegen sich und Andere die schrecklichsten Lästerungen aus; suchte ein Fenster, sich herabzustürzen. Mich ergriff Entsetzen; ich zitterte an allen Gliedern; ich las mein Schicksal in dem Schicksale dieser Unglücklichen, und von dem Augenblicke an wars in meinem Herzen fester Entschluß, lieber hundertmal zu sterben, als mich einem ähnlichen Elende auszusetzen. Die Wirkung, die diese Begebenheit auf meinen Geist haben könnte, ward geahndet; man glaubte

ihr zuvorkommen zu müssen. Es wurden mir über diese Nonne eine Menge, ich weiß nicht was für lächerliche, und sich widersprechende Lügen vorgebracht. Bald sollte sie schon einen Sparren gehabt haben, als man sie ins Kloster aufgenommen; bald sagte man mir: es wäre ihr einmal, als sie ihre Zeiten gehabt, ein Schreck zugestoßen, und von dem Augenblicke an hätte sie Gesichte gesehn; bald glaubte sie mit den bösen Engeln in Gemeinschaft zu stehn; bald: sie hätte Lehren gehört, die durch eine übertriebene Moral, sie dermaßen vor den göttlichen Gerichten in Angst gesetzt, daß ihr Verstand, der schon einen Stoß weggehabt, ganz davon in Unordnung gerathen wäre, daß sie nichts als Teufel, Hölle und den Schwefelpfuhl vor sich sähe; die Nonnen im Kloster wären sehr unglücklich mit ihr daran; ein solches Beyspiel sey bisher im Hause unerhört; und was weiß ich Alles? Aber es verfing bey mir nichts. Jeden Augenblick stellte meine Nonne meinem Geiste sich wieder dar; und ich

erneuerte bey mir selbst den Schwur, mein Gelübde nicht abzulegen.

Gleichwohl war aber nun dieser Zeitpunkt da, wo gezeigt werden sollte: ob ich Wort zu halten verstünde. Eines Morgens, nach dem Gottesdienste, sah ich die Superiorin zu mir hereintreten. Sie hielt einen Brief in der Hand. Ihr Gesicht verkündete Traurigkeit und Niedergeschlagenheit; die Arme sanken ihr herab; es sah aus, als hätte ihre Hand nicht so viel Stärke, als nöthig, den Brief in die Höhe zu heben; sie blickte mich an; es schienen ihr Thränen aus den Augen zu fließen; sie schwieg, und ich auch; sie wartete, ich sollte zuerst reden; ich fühlte mich dazu versucht, aber ich hielt an mich. Sie fragte mich: wie ich mich befände? der Gottesdienst hätte heute sehr lange gedauert; ich hätte ein wenig gehustet; ich schiene ihr nicht wohl auf zu seyn. Auf alles Dieß antwortete ich: Nein, liebe Mutter. Sie hielt immer ihren Brief in ihrer einen herabhängenden Hand; während dieser Fragen

legte sie ihn auf ihre Knie, so daß die Hand ihn halb verdeckte; endlich, nachdem sie einige Fragen über meinen Vater, meine Mutter hingeworfen hatte; und sah daß ich keine Neugierde bezeigte, was das Papier enthalte, sagte sie zu mir: Da ist ein Brief ... Bey diesen Worten fühlte ich mein Herz erschüttert, und setzte mit abgebrochner Stimme und zitternden Lippen hinzu: Er ist von meiner Mutter. — So ists! Da! lesen Sie! — Ich faßte mich ein wenig; nahm den Brief; las ihn; anfangs mit ziemlich viel Standhaftigkeit; allmählig aber, so wie ich weiter darin kam und Schrecken, Unwillen, Zorn, Erbitterung, verschiedene Leidenschaften, mit einander abwechselten, hatte ich verschiedne Töne, las mit verschiedner Stimme, und machte verschiedne Bewegungen. Bisweilen hielt ich mit Mühe dieß Papier: oder ich hielt es, als hätte ichs zerreissen wollen; oder faßte es heftig, als wandelte mich Lust an, es zu zerknittern, und weit von mir zu werfen. — Nun, liebes Kind, was

wollen wir darauf antworten? — Madame, Sie wissen wohl, was. — Nicht doch! ich weiß es nicht. Es sind unglückliche Zeiten; Ihre Familie hat große Verluste erlitten; Ihre Schwestern sind in ihren Umständen herunter gekommen; beyde haben eine zahlreiche Familie; Ihre Eltern haben sich bey ihrer Verheyrathung arm gemacht, und richten sich in ihrer Unterstützung vollends zu Grunde. Es ist unmöglich Ihnen ein gewisses Auskommen zu verschaffen; Sie sind eingekleidet worden; das hat Kosten verursacht; durch diesen Schritt haben Sie Hoffnungen erweckt; man hat in der Welt ausgebreitet: Sie würden unverzüglich das Gelübd ablegen. Uebrigens rechnen Sie immer auf meinen ganzen Beystand. Ich habe nie irgend Eine beredet, sich dem Klosterleben zu widmen; es ist ein Stand, in den Gott uns leitet, und sehr gefährlich ists, wenn wir unsre Stimme mit der seinigen vereinen wollen. Ich mags nicht unternehmen. Ihnen ans Herz zu reden, falls die Gnade es nicht

thut; bisher habe ich mir nicht vorzuwerfen, Jemandes Unglück gemacht zu haben; ich möchte nicht gern mit Ihnen den Anfang dazu machen, liebes Kind; mit Ihnen, die mir so theuer ist! Ich habe nicht vergessen, daß Ihre ersten Schritte auf mein Zureden von Ihnen geschehen sind; und werde nicht leiden, daß man durch Täuschung zu Etwas, das Ihr Wille nicht ist, Sie verbindlich mache. Lassen Sie uns denn über diese Sache gemeinschaftlich uns berathen, und zusammen verabreden, was zu thun sey? Wollen Sie das Gelübde ablegen? — Nein, Madame. — Sie fühlen also keine Neigung zum Klosterleben? — Nein, Madame. — Sie wollen Ihren Eltern nicht gehorchen? — Nein, Madame. — Was glauben Sie denn wohl, was aus Ihnen werden wird? — Alles, ausgenommen eine Nonne! Ich will es nicht seyn, ich werde es nicht seyn. — Nun so sollen Sie es auch nicht werden. Lassen Sie uns darauf denken; einen Brief an Ihre Mutter aussinnen. . . . . Wir kamen

hierauf über einige Gedanken überein. Sie schrieb, und zeigte mir ihre Antwort, die mir abermals sehr gut deuchte. Unterdessen sandte man den Beichtvater des Hauses an mich ab; fertigte mir den Doctor zu, der bey meiner Einkleidung die Rede gehalten; man empfahl mich der Novizenmutter; ich sah den Herrn Bischof von Alep; ich mußte mit frommen Weibern einen Strauß aushalten, die sich in meine Sache mischten, ohne daß ich sie vorher gekannt hätte; es setzte immerwährende Zusammenkünfte mit Mönchen und Priestern; mein Vater kam; meine Schwestern schrieben an mich; meine Mutter erschien zuletzt; ich widerstand Allen. Unterdeß wurde der Tag, wo ich mein Gelübd ablegen sollte, angesetzt; man unterließ nichts, meine Einwilligung zu erhalten; da man aber merkte, daß es umsonst sey, deswegen in mich zu dringen, ergriff man das Mittel sich ihrer zu entübrigen.

Man schloß mich in meine Zelle ein; man legte mir Stillschweigen auf; ich wurde von

aller Welt getrennt; und sah, man sey entschlossen, ohne mich über mich zu verfügen. Ich wollte mich auf Nichts einlassen; das war mir eine ausgemachte Sache, und alle falschen oder wahren Schrecken, die man mit ohne Unterlaß vorspiegelte, erschütterten mich nicht. Unterdeß war ich in einem beweinenswürdigen Zustande; ich wußte nicht, wie lange er dauern könnte, und wann er aufhören würde; noch weniger wußte ich, was es möglich wäre, aus mir zu machen. Mitten unter diesen Ungewißheiten, ergriff ich eine Partey, über die Sie, mein Herr, urtheilen werden, wie es Ihnen gefällt. Ich bekam niemand mehr zu sehn; weder die Superiorin, noch die Novizenmutter, noch meine Gefährtinnen. Endlich beschickte ich die Erste, und stellte mich, als wollte ich mich dem Willen meiner Eltern nähern; wirklich aber ging meine Absicht dahin, diese Verfolgung mit Aufsehen zu endigen, und öffentlich gegen die Gewaltthätigkeit, welche man gegen mich zu üben gedachte, Einspruch zu thun.

Ich sagte also: man könne über mein Schicksal gebieten; man könne über mich verfügen, wie man Lust hätte; man fodere, daß ich das Gelübde ablegen solle, und ich würde es thun. Da entstand Freude über Freude im Hause; die Liebkosungen, mit jeder Schmeicheley, und Verführung kehrten zurück. „Gott hätte zu „meinem Herzen geredet; Niemand wäre für „den Zustand der Vollkommenheit gemachter, als „ich. Es wäre unmöglich, daß Das anders „seyn könnte; man hätte Das immer erwar„tet. Man erfüllte seine Pflichten nicht so er„baulich und standhaft, als ich, wenn man nicht „wahrhaftig dazu berufen wäre. Die Novi„zenmutter hätte niemals, bey irgend einer ihrer „Untergebenen, einen so ausgezeichneten Beruf „bemerkt; sie wäre äußerst verwundert über „die Grillen gewesen, die mir in den Kopf ge„kommen; sie hätte aber auch immer zu der „Superiorin gesagt: man müsse nur abwarten; „es würde wohl vorübergehn; die besten Non„nen hätten solche Augenblicke gehabt; es wä-

„ren Einzebungen des bösen Feindes, der ver-
„doppelt seine Bemühungen anstrengte, wenn er
„im Begriff sey, sich eine schöne Beute ent-
„rissen zu sehn; ich entrönne nun seinen Klauen;
„alle meine Wege würden von nun an mit Ro-
„sen bestreut seyn, die Verpflichtungen des Non-
„nenlebens mir um so viel erträglicher vorkom-
„men, je übertriebener meine Vorstellungen von
„ihrer Härte gewesen wären; diese Selbster-
„schwerung meines Jochs wäre eine Gnade des
„Himmels für mich gewesen, der sich ihrer als
„Mittel bedient hätte, es mir zu erleichtern...."
Etwas sonderbar kam es mir freylich vor, daß
eine und dieselbe Sache von Gott oder dem
Teufel herstammen sollte, je nachdem man
Belieben fand sie anzusehen. Es giebt in der
Klostertheorie vielerley solcher Arten die Dinge
zu betrachten, und diejenigen, die mich trö-
steten, haben mir über meine Gedanken oft
gesagt: die Einen, es wären geradezu Einge-
bungen des Satans; die Andern, es wären
von Gott mir eingeflößte Gesinnungen. Daß-

selbe Böse kömmt demzufolge entweder von Gott der uns prüft, oder vom Teufel der uns versucht.

Ich nahm mich klüglich. Ich glaubte für mich stehn zu können. Ich sah meinen Vater, er redete kalt mit mir; meine Mutter, sie umarmte mich; ich empfing Glückwünschungsschreiben von meinen Schwestern, und vielen Andern. Ich erfuhr, ein Herr Sornin, Vicarius von St. Roch, würde Der seyn, der die Rede halten, und Herr Thierry, Kanzler der Universität, Der, der mein Gelübde annehmen sollte. Alles ging gut, bis auf den Tag vor meiner Einsegnung. An diesem sagte man mir, die Cäremonie würde ganz in aller Stille vor sich gehn; sehr wenig Leute dabey seyn; und die Thüre der Kirche nur meinen Verwandten geöffnet werden. Ich bestellte indeß durch die Schwester Aufwärterin, alle Personen unserer Nachbarschaft, meine Freunde, meine Freundinnen; ich erhielt Erlaubniß an Einige meiner Bekanntschaft zu schreiben. Es

entstand folglich ein ganzer Zulauf, dessen man sich nicht versehn hatte; man mußte ihn aber doch einlassen; und die Versammlung war ohngefähr so zahlreich, als es für meinen Entwurf erforderlich war. O, mein Herr, wie schrecklich deuchte mich die Nacht, die vor dieser Feyerlichkeit vorherging! Ich legte mich nicht zu Bette. Ich saß auf meinem Lager. Ich flehte zu Gott um Hülfe; ich erhob meine Hände gen Himmel; ich rief ihn zum Zeugen der Gewaltthätigkeit an, die an mir geübt werden sollte. Ich überdachte meine Rolle, die ich am Fuße des Altars auszuführen hätte: ein junges Mädchen, mit lauter Stimme gegen eine Handlung Einspruch thun wollend, in die sie eingewilligt zu haben scheint; das Aergerniß der Anwesenden; die Verzweiflung der Nonnen; die Wuth meiner Eltern. O Gott! was wird aus mir werden? . . . Indem ich diese Worte aussprach, fiel ich in eine gänzliche Ohnmacht; ich sank besinnungslos auf mein Hauptkissen hin; ein allgemeiner Schauder, in

dem

dem meine Knie an einander schlotterten, und meine Zähne mir klapperten, folgte auf diese Ohnmacht; auf diesen Schauder eine schreckliche Hitze. Mein Geist gerieth in Verwirrung. Ich erinnere mich nicht, mich ausgekleidet zu haben, noch aus meiner Zelle gegangen zu seyn; indeß traf man mich halb nackt, im bloßen Hemde, an der Thür der Superiorin auf die Erde gestreckt, ohne Bewegung und fast ohne Leben. Dieß habe ich nachher erfahren. Am Morgen fand ich mich wieder in meiner Zelle, mein Bette umringt von der Superiorin, der Novizenmutter, und Denenjenigen, die man Assistentinnen nennt. Ich war äußerst herunter. Man that einige Fragen an mich; man sah aus meinen Antworten, daß ich von Allem nichts wußte was vorgegangen war, und sprach nicht weiter zu mir davon. Man fragte mich: wie ich mich befände? ob ich bey meiner heiligen Entschliessung beharrte? und ob ich mich im Stande fühlte, die Ermüdung des Tages auszuhalten? Ich antwortete: ja;

und gegen ihre Erwartung geschah in der Sache keine Verrückung.

Man hatte Alles am vorhergehenden Tage bereits geordnet. Die Glocken wurden geläutet, Jedermann zu verkünden, daß man heute ein Mädchen unglücklich machen wolle. Man kam, mich zu schmücken; ein solcher Tag ist ein Tag des Putztisches. Jetzt, da ich mir alle diese Cäremonien zurückrufe, deucht michs, als hätte sie etwas sehr Feyerliches und Rührendes für junge Unschuldige, die ihre Neigung nicht eines andern Weges hinzieht. Man führte mich in die Kirche, man beging die heilige Messe. Der gute Vicarius, der an mir eine Ergebung voraussetzte, welche ich nicht hatte, hielt eine lange Rede an mich, in der nicht ein Wort war, das nicht mit mir im Widerspruche gestanden hätte; es lag wirklich etwas recht Lächerliches in allem, was er zu mir über mein Glück, über die Gnade, über meinen Muth, über meinen Eifer, über meine Inbrunst, und über alle die schönen Gesinnungen sagte, die er mir

andichtete. Unterdessen setzte doch dieser Abstich seiner Lobrede mit dem Schritte, den ich eben zu thun im Begriffe war, mich in Verwirrung; ich hatte Augenblicke der Ungewißheit, die aber kurz dauerten. Ich fühlte dabey nur desto stärker, wie sehr es mir an Allem gebräche, was man besitzen müßte, um eine gute Nonne zu seyn. Endlich kam der schreckliche Augenblick. Als ich an den Ort eintreten sollte, wo das Gelübde meiner Verpflichtung auszusprechen war, fühlte ich meine Beine nicht mehr unter mir; zwey meiner Gefährtinnen faßten mich unter die Arme, mein Kopf hing rückwärts auf die Eine davon gelehnt; und ich schleppte mich nur hin. Ich weiß nicht, was in der Seele der Anwesenden vorging; aber sie sahen ein junges sterbendes Schlachtopfer, das man an den Altar zog; und von allen Seiten entschlüpften Seufzer und Geschluchze: unter dem jedoch, wie ich sehr versichert bin, sich keines von meinem Vater und meiner Mutter hören ließ. Alle Welt stand; junge Mäd-

chen waren auf ihre Sitze gestiegen, andere hielten sich an den Eisenstäben des Gitters fest, und es herrschte eine tiefe Stille; als der Bischof, der zu der Einseegnung schritt, zu mir sagte: Schwester Susanne, gelobt Ihr die Wahrheit zu sagen? — Ich gelobe es. — Seyd Ihr hier aus guter Ueberlegung und freyem Willen? — Ich versetzte: Nein! aber meine Begleiterinnen antworteten für mich: Ja! — Marie Susanne Simonin, gelobt Ihr Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam? — Ich stand einen Augeublick an, der Priester wartete, und ich antwortete: Nein, ehrwürdiger Herr. — Er fing abermals an: Marie Susanne Simonin, gelobt Ihr Gott Keuschheit, Armuth, und Gehorsam? — Ich antwortete ihm mit fester Stimme: Nein, ehrwürdiger Herr, nein! — Er hielt inne, und sagte zu mir: Kind, faßt Euch, und hört mich an. — Mein Herr, sagte ich zu ihm, Sie fragen mich: ob ich Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam gelobe; und ich antworte

Ihnen: Nein! .... Und hierauf, mich gegen die Anwesenden kehrend, unter denen ein ziemlich starkes Gemurmel sich erhoben hatte, machte ich ein Zeichen, ich wolle reden; das Gemurmel hörte auf, und ich sagte: „Meine Herren, „und Sie, vor Allen, mein Vater und meine „Mutter, *ich* nehme Sie sämmtlich zu Zeugen“ ... Bey diesen Worten ließ eine der Schwestern den Vorhang des Gitters niederfallen, und ich merkte, daß es unnütz seyn würde, weiter zu reden. Die Nonnen umringten mich, überhäuften mich mit Vorwürfen; ich hörte diese an, ohne ein Wort zu sagen. Man führte mich in eine Zelle, und schloß mich darin ein.

Da, allein, meinen Ueberlegungen überlassen, fing ich an meine Seele zu beruhigen; ich sann meinem Schritte nach, und er gereute mich nicht. Ich sah, nach dem Aufsehn das ich gemacht, sey es unmöglich, daß ich lange hier bleiben könne, und man würde mich also vielleicht nicht wieder ins Kloster zu bringen wagen. Ich wußte nicht, was man mit

mir anfangen möchte; unterdessen sah ich daß nichts Schlimmeres mir bevorstehn könne, als Nonne zu seyn. Ich blieb eingeschlossen, und hörte von keinem Dinge reden. Diejenigen, so mir zu essen brachten, traten herein; setzten meine Speise auf die Erde, und gingen, ohne ein Wort zu sagen, wieder weg. Am Ende eines Monats brachte man mir weltliche Kleider; ich verließ die des Hauses; die Superiorin kam, und hieß mich mit ihr gehn. Ich folgte ihr bis an die Klosterthür, wo ich in einen Wagen stieg; ich fand meine Mutter allein darin, auf mich wartend; ich setzte mich auf den Rücksitz, und der Wagen fuhr fort. Geraume Zeit saßen wir gegen einander über, ohne ein Wort zu sagen; ich hatte die Augen niedergeschlagen, und durfte sie nicht ansehn. Ich weiß nicht, was in meiner Seele vorging; plötzlich aber warf ich mich ihr zu Füßen, und neigte mein Haupt auf ihre Knie; ich sagte nichts zu ihr, aber ich schluchzte, und wollte ersticken. Sie stieß mich mit Härte zurück, ohne

zu reden. Ich erhob mich wieder, und das Blut quoll mir aus der Nase; ich ergriff eine ihrer widerstrebenden Hände; und, sie mit meinen Thränen und Blute benetzend, meinen Mund auf diese Hand drückend, küßte ich sie, und sagte zu ihr: Sie sind doch immer meine Mutter, ich bin doch immer ihr Kind! . . . Und sie antwortete mir, mich noch heftiger zurückstoßend, und ihre Hand mit Gewalt aus den meinigen losreissend: Steh auf, Elende, steh auf! — Ich gehorchte ihr: ich setzte mich wieder, und zog meine Haube über mein Gesicht. Sie hatte so viel Ansehen und Stärke in den Ton ihrer Stimme gelegt, daß ich sie nicht anzusehn wagte. Meine Thränen, und das mir aus der Nase strömende Blut vermischte sich, es lief längs meinen Armen herab; ich war ganz davon bedeckt, ohne es gewahr zu werden. Aus einigen Worten, die sie zu mir sagte, merkte ich daß ihr Kleid und ihr Leinenzeug davon befleckt worden, und daß sie darüber ungehalten war. Wir langten im

Hause an, wo man mich sogleich in ein kleines für mich zugerichtetes Zimmer führte. Noch warf ich mich auf der Treppe ihr zu Füßen, ich hielt sie an ihrem Kleide; aber Alles, was ich dadurch erlangte, war, daß sie den Kopf zu mir kehrte, und mich mit einer Geberde von Unwillen ansah, die sich in ihrem Munde und Augen äußerte; und die Sie leichter sich vorstellen werden, als ich sie Ihnen beschreiben kann.

Ich trat in mein neues Gefängniß ein; in dem ich ein halbes Jahr zubrachte, und alle Tage vergeblich um die Wohlthat bat, sie zu sprechen; meinen Vater zu sehn zu bekommen; oder an sie schreiben zu dürfen. Man brachte mir zu essen, man bediente mich; eines aus dem Gesinde begleitete mich an Festtagen in die Messe, und dann ward ich wieder eingeschlossen. Ich las, ich arbeitete, ich weinte, ich beschäftigte mich mit Singen; und so verstrichen meine Tage. Eine geheime Empfindung hielt mich aufrecht, die, meiner Freyheit,

und die Hofnung, daß mein Loos sich ändern könne. Aber es war über mich verhängt, ich sollte Nonne werden, und ich ward es.

So viel Unmenschlichkeit, so viel Hartnäckigkeit abseiten meiner Eltern, haben mir vollends Das bestätigt, was ich von meiner Geburt argwöhnte; nie habe ich ein anderes Mittel ausfindig machen können, meine Eltern zu entschuldigen. Meine Mutter fürchtete wahrscheinlich, ich möchte einst wider die ungleiche Theilung der Güter einkommen, ich möchte mein Gesetzmäßiges erlangen, und ein natürliches Kind dem rechtmäßigen zugesellen. Was aber nur eine Muthmaßung war, wird Gewißheit werden.

Während ich in dem Hause eingesperrt war, lag ich wenig äußerlichen Religionsübungen ob; indeß ließ man mich doch an Tagen vor den großen Festen zu Beichte gehn. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich einerley Beichtvater mit meiner Mutter besaß; ich sprach mit ihm, ich legte ihm die ganze Härte des Ver-

fahrens vor, das man seit ohngefähr drey Jahren gegen mich geübt hatte. Er wußte es. Ich beklagte mich besonders über meine Mutter, mit Empfindlichkeit und Bitterkeit. Dieser Priester hatte den geistlichen Stand erst spät ergriffen, er war menschlich; er hörte mich ruhig an, und sagte zu mir: Mein Kind, bedauern Sie Ihre Mutter; bedauern Sie sie noch mehr, als Sie sie tadeln. Sie hat ein gutes Herz; seyn Sie versichert, daß sie wider ihren Willen so handelt. — Wider ihren Willen, mein Herr? Und wer kann sie denn zwingen? Hat sie mich nicht gebohren? Welcher Unterschied ist denn zwischen meinen Schwestern und mir? — Gar ein großer! — Gar ein großer? Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen. . . . Eben gedachte ich mich in eine Vergleichung meiner mit meinen Schwestern einzulassen, als er mich unterbrach, und zu mir sagte: Nein, nein, Unmenschlichkeit ist der Fehler Ihrer Eltern nicht: suchen Sie Ihr Schicksal in Geduld zu er-

tragen, und sich wenigstens vor Gott ein Verdienst daraus machen. Ich will Ihre Mutter sehen; und seyn Sie gewiß daß ich, Ihnen zu dienen, anwenden werde, was ich nur über ihren Geist vermag. — Dieses Gar ein großer seiner Antwort, war ein Lichtstrahl für mich: ich zweifelte nicht mehr an der Wahrheit Desjenigen, was ich über meine Geburt gedacht hatte.

Den folgenden Sonnabend gegen halb sechs Uhr, wie sich der Tag neigte, kam die mir aufwartende Magd zu mir herauf, und sagte zu mir: Ihre Frau Mutter befiehlt, Sie sollen sich anziehn. . . . Eine Stunde nachher: Ihre Frau Mutter will, Sie sollen mit mir herunter kommen. . . . Ich fand an der Thüre einen Wagen; wir stiegen hinein, das Mädchen, und ich; und ich erfuhr, daß es mit uns zu den Barfüßern, zu Pater Seraphim, ging. Dieser erwartete uns; er war allein. Das Mädchen entfernte sich, und ich trat in das Sprachzimmer. Unruhig und neugierig, was

er mir zu sagen hätte, setzte ich mich. Er redete mich folgendermaßen an: Mademoiselle, Sie werden Entschuldigung und Aufschluß über das strenge Betragen Ihrer Eltern gegen Sie erhalten, ich habe die Erlaubniß von Ihrer Frau Mutter dazu bekommen. Sie sind vernünftig, Sie haben Verstand, Seelenfestigkeit; Sie sind in einem Alter, in dem man Ihnen sogar ein Geheimniß eröfnen könnte, das Sie nichts anginge. Schon geraume Zeit ists her, daß ich Ihre Frau Mutter zum erstenmal angelegen habe, Ihnen zu entdecken, was Sie erfahren werden; sie hat sich niemals dazu entschließen können. Es ist hart für eine Mutter ihrem Kinde einen begangenen schweren Fehltritt zu gestehn. Sie kennen den Charakter der ihrigen, er verträgt sich eben nicht mit der Art von Demüthigung eines gewissen Geständnisses. Sie hat ohne diesen Schritt zu thun, Sie dahin bringen zu können geglaubt, in ihre Absichten zu stimmen: indeß sie hat sich getäuscht. Es thut ihr leid; sie fügt sich jetzt

meinem Rathe, und trägt mirs selber auf, Ihnen anzukündigen: daß Sie Herrn Simonies Tochter nicht sind. — Ich antwortete ihm augenblicks: Das hatte ich mir wohl vorgestellt. — Ueberlegen Sie jetzt, Mademoiselle, denken Sie darüber nach, wägen Sie, urtheilen Sie: ob Ihre Frau Mutter ohne die Einwilligung, selbst mit der Einwilligung Ihres Herrn Vaters, Sie Kindern gleichstellen kann, deren Schwester Sie nicht sind; fragen Sie sich, ob sie überhaupt Ihrem Herrn Vater eine Sache eingestehen kann, über die er schon allzuviel Verdacht hat? — Aber, mein Herr, wer ist denn mein Vater? — Mademoiselle, das ist eine Sache, die man mir nicht anvertraut hat. Nur allzugewiß ists, Mademoiselle, fuhr er fort, daß man Ihre Schwestern ausserordentlich begünstigt, und alle mögliche Vorsichten durch die Ehegatten, durch Veränderung der Art und Beschaffenheit der Güter, durch Ausbedingnisse, durch Fideicomisse, und andre Mittel, genommen hat, Ihr

Gesetzmäßiges auf Nichts herunterzubringen; in dem Falle, wo Sie sich einst etwa an die Gesetze wenden sollten, es einzufodern. Verlieren Sie ihre Eltern, so werden Sie Wenig vorfinden. Sie schlagen jetzt ein Kloster aus; vielleicht dürften Sie sich es gereuen lassen, nicht hineingegangen zu seyn. — Das ist nicht möglich, mein Herr, ich verlange nichts. — Sie wissen nicht, was das heißt: Noth, Arbeit, Dürftigkeit! — Ich kenne wenigstens den Werth der Freyheit, und die Lasten eines Standes, zu dem man nicht berufen ist. — Ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen zu sagen hatte, Ihnen kommt es jetzt zu, Mademoiselle, darüber nachzudenken. . . . Nun stand er auf. — Mein Herr, noch eine Frage: — So viel als Ihnen beliebt! — Wissen meine Schwestern um Das, was Sie mir eröffnet haben? — Nein, Mademoiselle. — Wie haben sie sich denn entschließen können, ihre Schwester zu plündern? denn dafür halten sie mich doch. — Ach! Mademoiselle, der Eigennutz! der Eigen-

nutz! Sie hätten die beträchtlichen Parthien nicht gemacht, die sie gefunden haben. Jeder denkt an sich in dieser Welt; und ich rathe Ihnen nicht, auf sie zu rechnen, wenn es dazu käme, daß Sie Ihre Eltern verlöhren. Seyn Sie gewiß, man würde Ihnen, bis auf einen Heller, den kleinen Antheil der Erbschaft streitig machen, den Sie mit ihnen zu theilen hätten. Ihre Schwestern haben viele Kinder: dieser Vorwand wird immer hinlänglich anständig seyn, Sie bis an den Bettelstab zu bringen. Und dann vermögen Ihre Schwestern auch nichts mehr: Alles ist jetzt die Sache der Männer. Wäre jenen auch einige Empfindung von Erbarmen im Herzen übrig, so würde die Unterstützung, die sie Ihnen ohne Vorwissen der Männer zufliessen liessen, eine Quelle häuslichen Zwiespalts werden. Ich sehe täglich solche Dinge: entweder sogar rechtmäßige Kinder, die verlassen sind; oder Kinder, denen auf Unkosten des Hausfriedens Hülfleistung geschieht. Und dann, Mademoiselle,

Gnadenbrod ist eine sehr harte Sache. Glauben Sie mir, so söhnen Sie sich mit Ihren Eltern wieder aus, thun, was Ihre Mutter von Ihnen erwarten kann, und gehen in ein Kloster, in dem man Ihnen eine kleine Pension ausmachen wird, bey der Sie, wo nicht glückliche, wenigstens erträgliche Tage verleben werden. Uebrigens will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre anscheinende Verlassenheit von Ihrer Mutter, deren Hartnäckigkeit in Einsperrung Ihrer, und einige andre Umstände, auf die ich mich nicht mehr besinne, die ich aber zu ihrer Zeit wußte, auf Ihren Herrn Vater dieselbige Wirkung als auf Sie hervorgebracht haben. Ihre Geburt war ihm verdächtig: sie ist ihm jetzt weit mehr als Das; und ohne ihm darüber geschehene Eröfnungen, zweifelt er bereits nicht länger, daß Sie ihm auf keine andre Weise als Kind angehören, als durch das Gesetz, vermöge dessen Sie auf Rechnung Desjenigen geschrieben sind, der den Nahmen des Gemahls Ihrer Mutter trägt.

trägt. Mademoiselle, Sie sind gut und verständig; denken Sie also über das nach, was Sie jetzt zu wissen bekommen haben.

Ich stand auf, und fing an zu weinen. Ich sah er war selber gerührt; er hob sanftmüthig seine Augen gen Himmel, und gab mir das Geleite. Ich kam wieder zu dem Mädchen, das ich draussen gelassen hatte, wir stiegen in den Wagen, und kehrten zurück nach Hause. Es war schon spät. Ich sann einen Theil der Nacht hindurch über Das nach, was man mir eben offenbart hatte, und setzte diese Betrachtungen folgendes Tages noch fort. Ich war also ohne Vater; Gewissenszweifel hatten mir meine Mutter geraubt; jede Vorsicht sah ich genommen, daß ich auf die Rechte einer gesetzmässigen Geburt keinen Anspruch machen könnte; ich erblickte nichts als eine häusliche sehr harte Gefangenschaft; keine Hofnung, keine Aussicht vor mir. Hätte man sich eher gegen mich erklärt, hätte man nach der Verheyrathung meiner Schwestern mich zu

Hause behalten, so hätte, da Viele bey uns aus- und eingingen, sich doch vielleicht jemand gefunden, dem mein Character, mein Geist und meine Gestalt eine hinlängliche Morgengabe däuchten; dieß war auch noch keine Unmöglichkeit: aber das Aufsehn, so meine Klostergeschichte verursachte, legte der Sache Schwierigkeiten in den Weg; da sich nicht leicht denken ließ, wie ein Mädchen, sechszehn bis siebzehn Jahr alt, ohne eine nicht gewöhnliche Seelenfestigkeit zu besitzen, zu solchen äußersten Schritten fähig seyn sollte. Die aber ist eine Eigenschaft, welche die Männer sehr loben, jedoch gern an Derjenigen entbehren, welche sie sich zur Gattin zu wählen gedenken. Gleichwohl war es doch immer noch ein Weg, der versucht werden mußte, ehe ich einen andern Entschluß faßte: ich nahm mir also vor, mich darüber gegen meine Mutter zu eröffnen, und ließ um eine Unterredung mit ihr bitten. Sie ward mir zugestanden.

Es war im Winter. Sie saß in einem

Lehnstuhl vor dem Feuer: mit ernstem Gesicht, hingeheftetem Blick, unbeweglichen Gesichtszügen. Ich nahte mich ihr, warf mich ihr zu Füßen, und bat um Verzeihung, wegen Allem, was ich ihr zuwider gethan haben könnte. Die kannst du, antwortete sie mir, nur durch das verdienen, was Du mir sagen wirst. Steh auf, Dein Vater ist abwesend, Du hast alle Zeit Dich zu erklären. Du hast den Pater Seraphim gesehn. Endlich weißt Du, was Du bist, und was Du von mir erwarten kannst, falls es nicht etwa Deine Absicht ist, mich mein Lebelang für einen Fehltritt büssen zu lassen, der mich schon Kummers genug gekostet hat. Nun denn, Mademoisell Tochter, was bist Du gewillt? wozu hast Du dich entschlossen? ... Mama, antwortete ich ihr, ich weiß, daß ich nichts habe, und auf nichts Anspruch machen darf. Ich bin sehr entfernt, Ihren Kummer, von welcher Art er auch seyn möge, vermehren zu wollen. Vielleicht hätten Sie mich unterwürfiger gegen Ihre Willensmeynung ge-

funden, wenn es Ihnen gefällig gewesen wäre, mich eher von gewissen Umständen zu unterrichten, die ich schwerlich argwöhnen konnte; die ich aber nun am Ende weiß. Ich kenne mich, und es bleibt mir nichts übrig, als mich meinem Stande nach zu nehmen. Ich bin nicht mehr über den Unterschied verwundert, den man zwischen meinen Schwestern und mir hat Statt finden lassen; ich erkenne die Gerechtigkeit desselben an; ich unterwerfe mich den Umständen. Immer aber bin ich Ihr Kind, Sie haben mich in Ihrem Schooße getragen, und ich hoffe, daß Sie es nicht vergessen werden. . . . Wehe mir, antwortete sie lebhaft, wenn ich mich nicht, so viel es in meiner Gewalt steht, zu dir bekennte! . . . Nun denn, Mama, so schenken Sie mir Ihre Güte wieder, schenken Sie mir Ihre Gegenwart, schenken Sie mir die Zärtlichkeit Desjenigen, der sich meinen Vater glaubt . . . O! antwortete sie, es fehlt nicht viel daran, daß er eben so gewiß als Du und ich selbst über Deine Geburt ist. Ich sehe Dich nie-

mals ihm zur Seite, ohne daß ich Vorwürfe von ihm zu hören bekommen muß, und er richtet sie an mich durch die Härte, mit der er Dir begegnet. Hoffe von ihm keine Gesinnungen eines zärtlichen Vaters. Und dann — soll ich dirs gestehn? — erinnerst Du mich überdieß an die Treulosigkeit, die Undankbarkeit eines Gewissen, dessen Vorstellung ich nicht ertragen kann. Dieser Mensch drängt sich immer zwischen Dich und mich; und der Haß, den ich ihm schuldig bin, überträgt sich auf Dich. . . . Aber, sagte ich zu ihr, kann ich denn nicht hoffen, von Ihnen und Herrn Simonin als eine Fremde, als eine Unbekannte behandelt zu werden, die Sie aus Menschlichkeit angenommen hätten? . . . Das können wir beyde nicht. Meine Tochter, vergälle mir mein Leben nicht länger. Wären keine Schwestern von Dir da, so wüßte ich was ich zu thun hätte; aber es leben ihrer zwey, und jede davon hat eine zahlreiche Familie. Schon seit langer Zeit ist die Leidenschaft, die mich

aufrecht erhielt, erloschen; und das Gewissen wieder in seine Rechte getreten. ... Aber Derjenige, dem ich das Leben schuldig bin? ... Er lebt nicht mehr; er ist gestorben, ohne sich Deiner zü erinnern, und das ist die kleinste seiner Unthaten... Bey diesen Worten veränderte sich ihr Gesicht; ihre Augen entglühten, Unwille bemächtigte sich ihrer Züge, sie wollte reden, aber sie brachte nur stammelnde Sylben hervor; das Zittern ihrer Lippen hinderte sie daran. Sie saß eben, und neigte ihr Gesicht auf ihre Hände, mir die heftige Bewegung zu verhehlen, die in ihr vorging. Einige Zeit blieb sie in diesem Zustande, verließ hierauf ihren Sitz, ging einigemal, ohne ein Wort vorzubringen, in dem Zimmer auf und ab, zwang Thränen zurück, die ihr mit Anstrengung flossen, und sagte: Der Bösewicht! an ihm hats nicht gelegen daß Du mir nicht im Mutterleibe erstickt worden bist; so viel gebranntes Herzeleid hat er mir gemacht! aber Gott hat uns beyde erhalten, auf daß die Mutter durch ihr Kind ihren Fehltritt wieder

versöhnen könne. Mein Kind, du hast nichts, und wirst nie was bekommen. Das wenige, was ich für dich habe thun können, entzog ich deinen Schwestern; und das ist die Folge eines solchen Fehltritts! Unterdessen hoffe ich doch mir auf meinem Sterbebette nichts vorzuwerfen; ich werde Deine Ausstattung durch meine gute Haushaltung gewonnen haben. Ich misbrauche der Gefälligkeit meines Gatten nicht, aber ich lege alle Tage beyseit, was ich von Zeit zu Zeit von seiner Freygebigkeit erhalte. Was ich von Geschmeide besaß, habe ich verkauft, und von ihm die Erlaubniß erhalten, nach meinem Wohlgefallen, Das, was ich daraus löste, anzulegen. Ich liebte das Spiel, ich spiele jetzt nicht mehr; ich liebte die öffentlichen Belustigungen, und ich habe sie mir entzogen; ich liebte Gesellschaft, und ich lebe in der Einsamkeit; ich liebte äußern Glanz, und ich habe ihm entsagt. Wenn Du dich in ein Kloster begiebst, wie es mein und meines Mannes Wille ist, so wird Deine Ausstattung von

demjenigen bestritten werden, was ich mir täglich abbreche. . . . Aber, Mama, sagte ich zu ihr, es gehn doch bey uns noch manche rechtschaffene Leute aus und ein; vielleicht findet sich noch einmal einer, der, zufrieden mit meiner Person, nicht einmal die Ersparungen verlangen wird, die Sie für meine Klostereinrichtung bestimmt haben? . . . So was muß man sich nicht einfallen lassen; das Aufsehn, das Du gemacht hast, ist Dein Unglück. . . . Und wäre das ohne Hülfe? . . . Ohne Hülfe! . . . Aber gesetzt, daß ich auch keinen Gatten fände, ist es denn gerade nothwendig mich in ein Kloster einzusperren? . . . Ja, wenn Du nicht meinen Schmerz so lange dauern machen willst, bis der Tod mir die Augen schließt. Am Ende kömmts doch dahin! In dem schrecklichen Augenblicke werden Deine Schwestern um mein Bette stehen: bedenke, ob ich Dich alsdenn mitten unter ihnen sehen kann? Was würde die Wirkung Deiner Gegenwart in diesen letzten Minuten auf mich seyn? Meine

Tochter, denn das bist Du ich mag wollen oder nicht, Deine Schwestern haben von den Gesetzen einen Nahmen erhalten, den Du nur der Sünde verdankst. Betrübe eine sterbende Mutter nicht, laß sie in Frieden in ihr Grab gehn; mache, daß sie zu sich selbst sagen könne, wenn sie im Begriffe seyn wird, vor dem großen Richter zu treten, sie habe ihren Fehltritt, so viel an ihr lag, wieder gut gemacht; daß sie sich schmeicheln könne, Du werdest nach ihrem Tode keine Verwirrung ins Haus bringen, und auf Rechte dringen, die Du nicht hast.... Mama, sagte ich zu ihr, darüber seyn Sie ganz ruhig; lassen Sie einen Gesetzkundigen kommen, ihn eine Entsagungsschrift ausfertigen, ich will Alles unterschreiben, was Ihnen gefallen wird. . . . Das ist nicht möglich; ein Kind kann sich nicht selbst enterben; nur gerecht erzürnte Väter und Mütter dürfen durch eine solche Handlung züchtigen. Gefiele es Gott, mich morgen zu sich zu rufen, so müßte ich morgen zu dem äußersten Mittel schreiten,

mich meinem Manne zu eröffnen, um gemeinschaftlich mit ihm gleiche Maaßregeln zu nehmen. Setze mich nicht einer solchen Unannehmlichkeit aus, die mich in seinen Augen verhaßt machen würde, und Folgen haben könnte, die Dich entehren müßten. Ueberlebtest Du mich, so würdest Du ohne Namen, ohne Vermögen, ohne Stand seyn: sage was aus Dir werden würde? was für Vorstellungen ich mit mir in mein Grab nehmen sollte? Ich müßte also Deinem Vater sagen — was ihm sagen? — daß Du nicht sein Kind seyst! Meine Tochter! bedürfte es nichts weiter, als Dir zu Füßen zu fallen, um von Dir zu erhalten, — aber Du fühlst nichts, Du hast die unbeugsame Seele dessen, der Dich gezeugt hat! . . . In diesem Augenblicke trat Herr Simonin herein; er sah die Verwirrung, in der seine Frau war; er liebte sie; er war heftig; er stutzte, warf einen schrecklichen Blick auf mich und sagte: Geh hinaus! Wäre er mein Vater gewesen, so hätte ich ihm nicht gehorcht,

Aber er war es nicht. Er setzte, den Bedienten anredend, der mich wegleuchtete, hinzu: Sagt zu ihr, daß sie mir nicht wieder vor die Augen komme! Ich sperrte mich in meinen Kerker ein. Ich dachte Dem nach, was meine Mutter mir gesagt hatte, warf mich auf meine Knie, und betete zu Gott, er möchte mir gute Gedanken eingeben. Ich betete lange, mein Gesicht blieb gegen den Boden gedrückt. Man ruft fast nie die Entscheidung des Himmels an, außer wenn man nicht weiß, wozu man sich entschließen soll, und dann räth sie selten zu etwas Anderm, als zum Gehorsam. Dieß war auch was ich erwählte. Man will, ich soll Nonne seyn! vielleicht ist es auch der Wille Gottes. Gut! so will ich es werden! Wenn ich einmal unglücklich seyn muß, was liegt daran, wo ich es sey? . . . Ich sagte zu dem mir aufwartenden Mädchen, sie sollte mich benachrichtigen, wenn mein Vater ausgegangen seyn würde. Gleich Tags darauf bat ich meine Mutter, sie sehn zu dürfen. Sie ließ mir ant-

worten: sie habe Herrn Simonin das Gegentheil versprochen; ich könne aber mit einem Bleystifte, den man mir gab, an sie schreiben. Ich schrieb also auf ein Schnittchen Papier: (dieß unglückliche Schnittchen hat sich wieder gefunden, und man hat sich dessen nur allzuwohl gegen mich bedient) „Mama, es thut „mir leid, daß ich Ihnen so viel Kummer ver„ursacht habe. Ich bitte Sie deshalb um Ver„zeihung. Es ist meine Absicht ihm ein Ende „zu machen. Gebieten Sie über mich, Alles, „was Ihnen gefallen wird; wenn es ihr Wille „ist, daß ich das Gelübde ablegen soll, so wün„sche ich daß es auch Gottes Wille seyn mö„ge. . . .“ Das Mädchen nahm dieß Geschriebene, und brachte es meiner Mutter. Einen Augenblick darauf kam sie zu mir herauf, und sagte entzückt: Mademoiselle! da es nur Ein Wort bedurfte, das Glück Ihres Vaters, Ihrer Mutter, und Ihr eignes zu beschaffen, warum haben Sie sich so lange darum bitten lassen? Der Herr und die Frau haben ein

Gesicht, wie ich es so lange, als ich hier bin, nie an ihnen gekannt habe. Sie zankten sich sonst immer über Sie. Gottlob, daß ich das nicht mehr erleben werde. . . . Indem sie zu mir redete, war mirs, als hätte ich mein Todesurtheil unterzeichnet; und dieses Vorgefühl, mein Herr, wird wahr werden, wenn Sie mich verlassen. Einige Tage gingen hin, ohne daß ich von irgend Etwas reden hörte. Eines Morgens aber, um neun Uhr, öffnete sich mit Ungestüm meine Thür; es war Herr Simonin; er trat im Schlafrocke und der Nachtmütze herein. Seitdem ich wußte, er sey mein Vater nicht, verursachte mir seine Gegenwart nichts als Schrecken. Ich stand auf, und verbeugte mich vor ihm. Es kam mir vor, als hätte ich zwey Herzen: an meine Mutter konnte ich nicht denken, ohne mich gerührt, ohne Lust zum Weinen mich anwandeln zu fühlen; aber nicht also verhielt es sich mit Herrn Simonin. Fürwahr! ein Vater flößt eine Art von Empfindung ein, die man

für niemanden in der Welt sonst, als für einen Vater hegt. Man erfährt das erst, wenn man, wie ich, einen Mann vor sich sieht, der diesen ehrwürdigen Namen lange getragen hat, und ihn nun verliehrt: jeder Andern wird diese Empfindung ewig verborgen bleiben. Kam ich aus seiner Gegenwart in die meiner Mutter, so deuchte ich mich eine ganz verschiedene Person zu seyn. Er sagte zu mir: Susanne, erkennst Du diesen Zettel an? — Ja mein Herr! — Hast Du ihn aus gutem freyen Willen geschrieben? — Dazu kann ich nicht Ja sagen. — Bist Du zum wenigsten entschlossen, das zu thun, was er verspricht? — Ich bins. — Hast Du keine Vorliebe für irgend ein besonderes Kloster? — Nein, sie sind mir gleichgültig. — Genug! — Darin bestand meine Antwort; unglücklicher Weise aber ward sie nicht niedergeschrieben. Während vierzehn Tagen, die noch hingingen, ohne daß ich von etwas weiterm reden hörte, hatte man sich, wie es mir nachher vorgekommen ist, an verschie-

dene geistliche Häuser gewandt; das Aergerniß aber, so mein ehemaliger Schritt gegeben, verhinderte, daß ich als Postulantin darin aufgenommen wurde. Weniger schwierig war man zu Longchamp; und Das ohne Zweifel, weil man den Nonnen daselbst zu verstehn gab, ich sey musicalisch, und hätte Stimme. Man machte viel Wesens von der großen Mühe, die man damit gehabt, durchzudringen, und von der Güte, die mir wiederführe, daß man mich in diesem Hause aufnähme. Man brachte mich sogar dahin, an die Superiorin zu schreiben. Ich fühlte die Folgen dieses schriftlichen Zeugnisses nicht, das man von mir verlangte: wahrscheinlich aber ward gefürchtet, ich könnte eines Tages gegen mein Gelübde wieder einkommen; man wollte also eine Beglaubigung von meiner eignen Hand aufzuweisen haben, daß mein Gelübde freywillig geschehen sey. Denn, wie wäre, hätte dieser Bewegungsgrund nicht darunter versteckt gelegen, der benannte Brief, welcher in den Händen der Superiorin bleiben

müssen, nachmals in die meiner Schwäger gekommen? Aber lassen Sie mich die Augen darüber zudrücken. Der Umstand zeigt mir Herrn Simonin, wie ich ihn nicht sehen will; und er lebt nicht mehr. Ich ward von meiner Mutter, die mich begleitete, nach Longchamp gebracht. Herrn Simonin Lebewohl zu sagen verlangte ich nicht, ich gestehe es: erst unterwegs dachte ich daran. Man erwartete mich. Meine Geschichte und meine Gaben hatten mich angekündigt. Von jener sagte man mir nichts, war aber sehr bey der Hand, zu sehen, ob der Erwerb, den man an mir machte, der Mühe lohnte. Als man sich von vielen gleichgültigen Dingen unterhalten hatte, — denn Sie können sich leicht vorstellen, daß man mir, nach Demjenigen, was ich im Sainte-Marie gethan, weder von Gott, noch von Beruf, noch von den Gefahren der Welt, noch von der Lieblichkeit des Klosterlebens vorredte, noch auch sonst ein Wörtchen jener frommen Alfanzereyen anbrachte, mit denen man solche erste

Ein-

Eintrittsaugenblicke anzufüllen pflegt; sagte die Superiorin zu mir: Mademoiselle, Sie verstehen Musik, Sie singen. Wir haben einen Flügel: wenn Sie mögen, wollen wir in unser Spachzimmer gehn. . . . Mein Herz war beklommen; aber in diesem Augenblicke durfte keine Abneigung gezeigt werden. Meine Mutter ging vorauf; ich folgte; die Superiorin beschloß den Zug, mit einigen Nonnen, welche die Neugierde herbey geführt hatte. Es war Abend, man brachte Wachskerzen. Ich setzte mich an den Flügel nieder, präludirte lange, suchte in meinem Kopfe nach einem Stücke, — er ist sonst voll davon, — konnte aber lange keines finden. Die Superiorin drang indessen in mich; und ich sang endlich, ohne irgend etwas besonderes damit sagen zu wollen, blos aus Gewohnheit, weil das Stück mir in den Fingern war: Tristes apprêts, pâles flambeaux, jour plus affreux que les ténèbres *) etc. Ich

*) „Traurige Zurüstungen, blasse Fackeln, Tag, schrecklicher als Finsternisse.“

weiß nicht, welche Wirkung Dieß that; allein man hörte nicht lange zu. Man unterbrach mich durch Lobsprüche, die ich sehr verwundert war, so schnell und mit so wenig Unkosten, verdient zu haben. Meine Mutter überlieferte mich den Händen der Superiorin, gab mir die ihrigen zu küßen, und kehrte wieder heim.

Da bin ich nun, in einem andern geistlichen Hause, Nonne und Postulantin, und Das mit allem Anschein, völlig freywillig zu postuliren. Sie aber, mein Herr, der es wissen, was Alles sich bis auf diesen Augenblick mit mir zugetragen hat, was ist Ihre Meinung darüber? Die meisten dieser Umstände wurden nicht angeführt, als ich gegen mein Gelübd einkommen wollte; die einen, weil es zwar wahre Thatsachen, aber Thatsachen waren, die sich nicht beweisen liessen; die andern, weil sie mich verhaßt gemacht hätten, ohne mir nützlich zu seyn; denn ich wäre als ein unnatürliches Kind erschienen, welches das Gedächtniß seiner Eltern entehren wollte, um zu seiner

Freyheit zu gelangen. Man hatte den Beweis von Demjenigen was gegen mich war; das für mich aber, konnte weder gesagt noch bewiesen werden. Ich wollte nicht einmal, daß man den Richtern den Verdacht über meine Geburt beybrächte. Mein Anwald hatte im Sinn, den Beichtvater meiner Mutter und meiner in den Handel zu flechten; aber Das war ein Grund mehr für mich, es nicht zu leiden. Bey dieser Gelegenheit indeß, (denn ich möchte es vergessen, und vielleicht ließe Ihre Neigung mir zu dienen, Sie den Umstand übersehn;) glaube ich doch, Ihrem bessern Urtheil unbeschadet, man müsse davon schweigen, daß ich Musik verstehe, und den Flügel spiele. Mehr bedürfte es nicht, mich zu verrathen. Die Aeußerung dieser Talente paßte nicht zu der Dunkelheit und Sicherheit, die ich suche. Mädchen aus meinem Stande wissen solche Dinge nicht, und auch ich muß sie nicht wissen. Bin ich gezwungen mein Vaterland zu verlassen, so werde ich sie zu meinem

Erhaltungsmittel gebrauchen. Mein Vaterland verlassen! Sagen Sie mir, warum erschreckt dieser Gedanke mich? Deswegen, weil ich nicht weiß, wo ich hin soll; weil ich jung und ohne Erfahrung bin; weil ich die Menschen und das Laster fürchte; weil ich immer eingeschlossen gelebt habe; und weil, wenn ich außerhalb Paris wäre, ich mich in der Welt verlohren glauben würde. Aber Alles Das ist vielleicht nicht wahr; und ich fühle es nur so. Mein Herr, ob ich nicht wissen soll, wohin ich gehe, und, was aus mir werden wird, hängt lediglich von Ihnen ab.

Die Superiorinnen zu Longchamp, wie in den meisten geistlichen Häusern, wechseln gewöhnlich von drey Jahren zu drey Jahren. Es war eine Madame Moni, die die Würde antrat, als ich in das Haus gebracht ward. Ich kann Ihnen nicht zu viel Gutes von ihr sagen; indessen hat mich doch gerade ihre Güte unglücklich gemacht. Sie war eine Frau von Gefühl; sie kannte das menschliche Herz; sie übte Nachsicht; obgleich niemand weniger als

sie welcher bedurfte; wir waren alle ihre Kinder. Sie sah niemals andre Fehler, als die sie nicht umhin konnte gewahr zu werden; oder deren Wichtigkeit ihr nicht erlaubte, das Auge über sie zuzudrücken. Ich sage Dieß ohne Eigennutz; denn ich habe meine Pflicht mit Genauigkeit erfüllt, und sie selber würde mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu bestätigen, daß ich kein Versehn begangen, über welches sie mich zu strafen, oder mir Verzeihung angedeihen zu lassen nöthig gehabt hätte. Fühlte sie Vorliebe gegen mich, so ward sie ihr dadurch eingeflößt, daß ich ihrer nicht unwerth war. Dieß heißt freylich Alles gesagt; und ich brauche nun nicht hinzuzufügen, daß sie wirklich zärtliche Freundschaft gegen mich hegte, und ich eine der ersten ihrer Lieblinginnen war. Ich weiß, dieß ist ein großer Lobspruch, den ich mir gebe; größer als Sie sichs vorstellen können; da Sie sie nicht gekannt haben. Den Nahmen: Lieblinginn, pflegen in den Klöstern die Andern aus Mißgunst, den von der Supe-

riorin am besten Gelittenen zu geben. Hätte ich der Madame Moni Einen Fehler vorzuwerfen, so wäre es der, daß ihr Geschmack an Tugend, Frömmigkeit, Offenheit, Sanftmuth, Talente und Rechtschaffenheit, sie allzuöffentlich hinriß, so daß sie nicht bedachte, wie Diejenigen, die auf diese Eigenschaften keinen Anspruch machen konnten, dadurch sich nur desto gedehmütigter finden würden. Sie hatte auch die, in einem Kloster vielleicht mehr als in der Welt gewöhnliche Gabe, schnell die Geister zu unterscheiden. Selten geschahs, daß eine Nonne, wenn sie ihr nicht gleich gefiel, ihr jemals gefallen hätte. Es währte nicht lange, so gefiel ich ihr wohl, auch setzte ich bald das äußerste Zutrauen in sie; und wehe der Person, deren Herz sie nicht mit leichter Mühe an sich zog; es mußte eine ohne Rettung verderbte, und ihrer Verderbtheit sich bewußte Seele seyn. Sie unterhielt mich von meiner Begebenheit zu Sainte-Marie; ich erzählte sie ihr unverholen, wie Ihnen; ich sagte ihr Alles, was ich

eben für Sie niedergeschrieben habe; auch das Geheimniß in Absicht auf meine Geburt, das die Quelle meiner Leiden ausmacht; nichts ließ ich aus. Sie beklagte mich; tröstete mich; ließ mich eine angenehme Zukunft hoffen. Unterdeß verlief die Zeit des Postulats, der Augenblick, wo der Schleyer genommen werden sollte, kam; und ich nahm ihn. Ich brachte mein Noviziat ohne Ekel zu. Eilend gehe ich über diese zwey Jahre hinweg, weil sie weiter nichts Trauriges für mich hatten, als die geheime Empfindung, ich nähere mich Schritt vor Schritt dem Eintritte in einen Stand, für den ich nicht gemacht war. Bisweilen erneuerte sich diese Empfindung in mir mit Ungestüm; augenblicklich aber nahm ich dann meine Zuflucht zu meiner guten Superiorin. Sie umarmte mich dann, entfaltete mir meine Seele, setzte mir starke Gegengründe auseinander, und sagte zuletzt immer zu mir: Und haben andre Stände nicht auch ihre Dornen? Man fühlt nur die seinigen. Frisch, liebes Kind! wir wollen nie-

derknien, und beten! . . . Alsdann warf sie sich nieder und betete laut, aber mit so viel Salbung, Beredsamkeit, Sanftmuth, Seelenerhebung, und Kraft, daß man hätte sagen sollen, der Geist Gottes selber gäbe es ihr ein. Ihre Gedanken, ihre Ausdrücke, ihre Bilder, drangen bis in die Tiefe der Seele. Anfänglich hörte man ihr zu, allmählig ward man hingerissen, vereinigte sich mit ihr; das Herz zitterte vor Freuden; und man theilte ihre Entzückungen. Sie hatte dabey nicht die Absicht zu verführen; aber wahrlich, sie that es. Man ging von ihr mit glühendem Herzen weg; Frohlocken und Entzücken mahlten sich auf dem Gesichte. Man vergoß so süße Thränen! Es war ein Eindruck, den sie selbst empfangen hatte, den sie lange beybehielt, und den man auch beybehielt. Ich beziehe mich dabey nicht auf meine einzelne Erfahrung, sondern auf die aller Nonnen. Einige von ihnen haben mir gesagt, sie fühlten in sich ein Bedürfniß getröstet zu werden, wie das Bedürfniß eines großen Ver-

gnügens; und ich glaube, es hat mir nur an ein wenig Gewohnheit gefehlt, dahin zu gelangen. Gleichwohl bemächtigte sich meiner, bey der Annäherung meiner Gelübdablegung, eine so tiefe Schwermuth, daß sie meine Superiorin schrecklichen Prüfungen aussetzte. Ihre Gabe verließ sie; sie gestand mir das selbst. Ich weiß nicht, sagte sie zu mir, was in mir vorgeht. Es deucht mich, wenn Sie kommen, als entzöge sich mir Gott, und als schwiege sein Geist. Vergeblich erwecke ich mich; suche nach Begriffen; will meine Seele erheben: ich fühle mich ein gewöhnliches und beschränktes Weib; ich fürchte zu reden. . . . Ach, liebe Mutter, sagte ich zu ihr, welches Vorgefühl! Wenn das Gott wäre, der Sie stumm macht! . . . Eines Tages, als ich mich ungewisser und niedergeschlagner als je fühlte, ging ich in ihre Zelle. Meine Gegenwart machte sie anfangs betroffen; sie las wahrscheinlich in meinen Augen, in meiner ganzen Gestalt, die tiefe Empfindung, die ich in mir trug, sey über

meine Kräfte; und sie wollte nicht mit der Gewißheit einer Niederlage ringen. Unterdessen macht sie sich doch an mich. Allmählig erwärmte sie sich. Wie meine Traurigkeit sank, wuchs ihre Begeisterung. Sie warf sich plötzlich auf die Knie, ich ahmte ihr nach. Ich glaubte, ich würde ihre Entzückung theilen, ich wünschte es. Sie sprach einige Worte; und schwieg darauf plötzlich. Ich wartete vergeblich. Sie redte nicht mehr; sie stand auf; sie zerschmolz in Thränen; sie faßte mich bey der Hand, schloß mich in ihre Arme, und rief: Ach, geliebtes Kind! welche grausame Wirkung hast Du auf mich hervorgebracht! Es ist geschehn! Der Geist hat sich zurückgezogen; ich fühle es. Geh! Gott selbst möge Dir ans Herz reden, weil es sein gnädiger Wille nicht ist, sich durch mich hören zu lassen. ... Wirklich weiß ich nicht, was in ihr vorgegangen war: ob ich ihr ein Mistrauen in ihre Kräfte eingeflößt hatte, das seitdem sich nie wieder verloren hat; ob ich sie furchtsam gemacht, oder

ihre Gemeinschaft mit dem Himmel unterbrochen hatte; aber die Gabe der Tröstung kam ihr nicht zurück. Am Abend vor meinem Gelübde, ging ich zu ihr; sie war in einer der meinigen gleichen Schwermuth. Ich fing an zu weinen; sie auch. Ich warf mich ihr zu Füßen; sie segnete mich, hob mich auf, und schickte mich wieder fort, indem sie zu mir sagte: Ich bin müde zu leben; ich wünsche abzuscheiden; ich habe Gott gebeten, diesen Tag nicht zu schauen; aber es ist sein Wille nicht. Gehen Sie, ich werde mit Ihrer Mutter reden, ich werde die Nacht im Gebet zubringen; beten Sie auch, aber legen Sie sich schlafen; ich befehle es Ihnen.... Erlauben Sie, antwortete ich ihr, daß ich mich mit Ihnen vereinige.... Ich erlaube es Ihnen, von neun bis eilf; nicht länger, nicht länger! Um halb zehn werde ich anfangen zu beten, und Sie auch; aber um eilf Uhr müssen Sie mich allein beten lassen, und sich zur Ruhe legen. Gehn Sie liebes Kind ich will vor Gott die übrige Nacht durchwachen.

Sie wollte beten, aber sie konnte nicht. Ich schlief und unterdessen ging die fromme Frau in den Kreuzgängen umher, klopfte an jegliche Thür weckte die Nonnen auf, und ließ sie in aller Stille in die Kirche herunter kommen. Alle begaben sich hinein; und als sie darin waren, ermahnte sie sie, sich für mich an den Himmel zu wenden. Dieß Gebet geschah anfangs leise. Darauf ließ sie die Lichter auslöschen. Alle beteten zusammen das Miserere; die Superiorin ausgenommen, die an den Fuß des Hochaltars niedergeworfen, sich grausam kasteyte, und sagte: O Gott! wenn es wegen irgend eines Fehls ist, den ich begangen, daß Du Dich mir entzogen hast, so vergieb mir! Ich verlange nicht, daß Du mir die Gabe wiederschenkest, die Du mir genommen hast, sondern daß Du Dich selber zu der Unschuldigen kehren wollest, die schläft, indem ich Dich hier anrufe. Mein Gott! rede zu ihr, zu ihren Eltern, und vergieb mir!

Den andern Morgen kam sie früh in

meine Zelle; ich hörte sie nicht, ich war noch nicht aufgewacht. Sie setzte sich zur Seite meines Bettes. Sie hatte mit einer ihrer Hände meine Stirn leise berührt; sie sah mich an; Unruh, Verwirrung, Schmerz wechselten auf ihrem Gesichte; und so erschien sie mir, als ich die Augen öffnete. Sie sagte mir nichts von Dem, was die Nacht über geschehn war; sie fragte mich nur, ob ich mich zeitig zu Bette gelegt hätte? Ich antwortete ihr: Zu der Stunde, wo Sie es mir geboten haben. — Ob ich geruht hätte? — In tiefem Schlaf. — Das erwartete ich wohl. . . . Wie ich mich befände? — Sehr wohl. Und Sie, liebe Mutter? — Ach, sagte sie mir, ich habe noch Niemand ohne Unruhe in den geistlichen Stand treten sehn; aber ich habe um Keine so viel Verwirrung als um Sie empfunden. Ich wünschte so sehr, daß Sie glücklich wären! — Wenn Sie mich immer lieben werden, so werde ichs seyn. — Ach, wenns darauf nur ankäme! Haben Sie an Nichts die Nacht

über gedacht? — Nein. — Haben Sie keinen Traum gehabt? — Keinen. — Was geht denn jetzt in Ihrer Seele vor? — Es ist mir so dumpf zu Sinne; ich gehorche meinem Schicksale, ohne Wiederstreben, und ohne Lust; ich fühle daß die Nothwendigkeit mich hinreißt und lasse mich von ihr führen. Ach, meine liebe Mutter, ich empfinde nichts von jener sanften Freude, von jenem Zittern, von jener Schwermuth, von jener sanften Unruhe, die ich bisweilen an Denen bemerkt habe, welche sich in dem Augenblicke befanden, vor welchem ich nun bin. Ich bin stumpfsinnig, ich könnte nicht einmal weinen. Man wills, es muß seyn! Das ist der einzige Gedanke, den ich habe. Aber Sie sagen mir nichts. — Ich bin nicht gekommen Sie zu unterhalten, sondern Sie zu sehn, und zu hören. Ich erwarte Ihre Mutter. Suchen Sie mich nicht zu bewegen; lassen Sie die Empfindungen sich in meiner Seele aufhäufen; wenn sie davon voll seyn wird, will ich Sie verlassen. Ich muß still

schweigen; ich kenne mich. Es setzt nur einmal bey mir an, dann aber auch heftig, und gegen Sie muß Das sich nicht ergießen. Ruhen Sie noch einen Augenblick, daß ich Sie sehe. Sagen Sie mir nur einige Worte; lassen Sie mich hier Das nehmen, was ich zu suchen komme. Ich will gehen, und Gott wird das Uebrige thun. . . . — Ich schwieg, ich drückte mich auf mein Kopfküssen nieder; ich streckte eine meiner Hände nach ihr aus, die sie ergriff. Sie schien tief zu denken und nachzusinnen; sie hatte angestrengt die Augen zugeschlossen, bisweilen öfnete sie sie, hob sie empor, und senkte sie wieder auf mich herab. Sie war in wallender Bewegung; ihre Seele füllte sich mit Ungestüm, ward dann ruhiger, und wogte wieder auf. In Wahrheit, diese Frau war geschaffen Prophetin zu seyn, sie hatte das Antlitz und den Character einer Prophetin. Sie war schön gewesen; aber das Alter, indem es ihre Züge zusammenzog, und starke Runzeln in ihr Antlitz furchte, hatte in die Schöne

ihrer Bildung Würde gelegt. Ihre Augen waren klein; allein sie schienen in sich selbst hinein zu blicken; schienen die benachbarten Gegenstände zu durchdringen, und jenseits, in großer Ferne, stets in der Vergangenheit oder Zukunft zu spähn. Bisweilen drückte sie mir mit Kraft die Hand. Sie fragte mich rasch: was die Uhr sey? — Es ist bald Sechs. — Gott befohlen! ich gehe. Man wird kommen Sie anzuziehn. Ich will nicht dabey seyn; das würde mich zerstreuen. Ich habe nur Eine Sorge: im ersten Augenblicke die gehörige Mässigung beyzubehalten.

Kaum war sie hinaus gegangen, als die Novizenmutter und meine Gefährtinnen ankamen. Man zog mir meine Nonnenkleider aus, und weltliche an. Das ist ein Gebrauch den Sie kennen. Ich hörte nichts von Dem, was man um mich herum sagte; ich war beynah ganz in den Zustand einer leblosen Maschine versunken; ich ward Nichts gewahr; nur fühlte ich von Zeit zu Zeit Etwas, wie kleine zuckende

Bewe-

Bewegungen. Man sagte mir, was gethan werden müßte; man war genöthigt, mirs oft zu wiederhohlen, denn ich hörte nicht gleich aufs erstemal, und dann that ichs. Dieß geschah nicht, weil ich an etwas anders dachte, sondern weil ich ganz versunken war; mein Kopf war müde, wie einem, der sich durch zu viel Nachsinnen abgearbeitet hat. Während dessen unterhielt sich die Superiorin mit meiner Mutter. Ich habe nie erfahren, was in dieser Unterredung, die sehr lange dauerte, vorgefallen ist. Das Einzige hat man mir gesagt, daß, als beyde sich einander verließen, meine Mutter so verwirrt gewesen seyn soll, daß sie die Thüre nicht wieder finden können, durch die sie herein gekommen war, und daß die Superiorin, mit geballter und gegen ihre Stirn gedrückter Hand, weggegangen sey.

Unterdeß läuteten die Glocken; ich kam herunter. Die Versammlung war nicht sehr zahlreich. Es ward eine Rede gehalten, gut oder schlecht, ich verstand nichts davon. Man

schaltete, wie man wollte, mit mir diesen Morgen, den ich aus meinem Leben als ausgestrichen ansehe. Denn ich weiß nicht, wie lange Alles gedauert; ich weiß nicht, was ich gethan, nicht, was ich gesagt habe. Ohnstreitig bin ich befragt worden, ohnstreitig habe ich geantwortet, habe Gelübde ausgesprochen, aber es ist nichts davon in meinem Gedächtnisse geblieben; und so habe ich mich eben so unschuldig Nonne zu seyn befunden, als ich einst Christin geworden bin. Von der ganzen Feyerlichkeit meiner Gelübdeablegung habe ich nicht mehr als von der meiner Taufe begriffen. Beydes ähnliche Handlungen; nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die eine uns die Gnade zuwege bringt, und die andre sie voraussetzt. Glauben Sie nun, mein Herr, daß, ob ich gleich in Longchamp nicht wie in Sainte-Marie Einspruch gethan, ich mich hier, mehr als dort, verpflichtet habe? Ich berufe mich darüber auf Ihr Urtheil; ich berufe mich auf das Urtheil Gottes. Ich war in einem so

tiefen Zustande von Niedergeschlagenheit, daß ich einige Tage nachher, als man mir ankündigte, ich sey in dem Chore, nicht wußte, was das sagen wollte? Ich fragte: ob es denn wahr sey, daß ich das Gelübde abgelegt hätte? ich verlangte meine Unterschrift zu sehen; ich forderte zu diesen Beweisen noch das Zeugniß meiner ganzen Mitschwestergesellschaft, das Zeugniß meiner Freunde, die man, der Handlung beyzuwohnen, eingeladen hatte. Zu verschiednen Malen wandte ich mich an die Superiorin, und sagte zu ihr: Ist es denn wirklich wahr? . . . und erwartete immer, sie würde antworten: Nein, mein Kind, man hintergeht Sie. . . . Ihre wiederholte Versicherung überzeugte mich nicht; da ich nicht begreifen konnte, wie aus dem ganzen Verlaufe eines so getümmelreichen, an Gegenständen abwechselnden, mit so vielen sonderbaren und auffallenden Umständen angefüllten Tages, ich mich keines einzigen erinnerte; nicht einmal des Gesichtes derer, die mich bedient hatten, noch des

Geistlichen, der die Rede an mich gehalten, noch desjenigen, der mein Gelübde empfangen. Die Veränderung der Nonnentracht in die weltliche, ist das Einzige was meinem Gedächtnisse vorschwebt. Seit dem Augenblicke war ich gleichsam körperlich außer mir selbst. Es hat ganze Monate bedurft, mich aus dem Zustande zu ziehn; und der Langsamkeit dieser Art von Genesung schreibe ich meine tiefe Vergessenheit dessen zu, was vorgegangen ist. Es verhält sich mit mir, wie mit Solchen, die durch eine lange Krankheit gegangen sind, irre geredet, die Sakramente empfangen, und, wieder zur Gesundheit zurückgebracht, keine Erinnerung von dem entgegengesetzten Zustande übrig haben. Es sind mir verschiedne Beyspiele hievon aus dem Hause erinnerlich. Ich habe dabey zu mir selbst gesagt: Wahrscheinlich ist es mir eben so gegangen, an dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte. Aber bleibt hier nicht die Frage: ob solche Handlungen Handlungen des Menschen sind; und ob er wirklich dabey vor-

handen ist, wenn er schon dabey vorhanden zu seyn scheint?

Ich erlitt in diesem Jahre drey mich sehr nah angehende Verluste: den meines Vaters, oder vielmehr Desjenigen, der für meinen Vater galt; er war alt, er hatte viel gearbeitet, er ging wie ein Licht aus; ferner meiner Superiorin, und meiner Mutter.

Die würdige Geistliche sah ihre letzte Stunde schon von fern heranrücken. Sie verurtheilte sich zum Schweigen, und ließ ihren Sarg in ihr Zimmer setzen. Sie hatte den Schlaf verlohren, und brachte Tag und Nacht mit Nachdenken und Schreiben zu. Sie hat funfzehn Betrachtungen hinterlassen, die mir sehr schön zu seyn scheinen; ich habe eine Abschrift davon. Wenn Sie einmal neugierig seyn sollten, Gedanken zu sehen, wie dieser Augenblick sie einflößt, so könnte ich Ihnen die Aufsätze mittheilen; sie führen die Inschrift: Die letzten Augenblicke der Schwester Moni.

Bey Annäherung ihres Todes ließ sie sich ankleiden; sie lag auf ihrem Bette ausgestreckt; man reichte ihr die letzten Sakramente; sie hielt ein Christusbild in ihren Armen. Es war Nacht; Kerzenlicht erhellte diese Trauerscene. Wir umgaben sie; wir zerschmolzen in Thränen; ihre Zelle hallte von Wehklagen wieder. Plötzlich stand sie auf, und redete; ihre Stimme war fast so stark als in ihrem gesunden Zustande. Die Gabe, die sie verlohren, kam ihr zurück: sie strafte unsere Zähren, die ihr eine ewige Glückseligkeit zu beneiden schienen. Meine Kinder, Euer Schmerz führt Euch irre. Dort, dort, sagte sie, gen Himmel zeigend, werde ich dienen; meine Blicke werden immer auf dieses Haus herabfallen, ich werde Euch vertreten und Erhörung finden. Kommt Alle näher, daß ich Euch umarme; kommt, empfangt meinen Seegen und mein Lebewohl!... Indem sie diese letzten Worte aussprach, verschied diese seltene Frau, die eine Sehnsucht nach ihr hinterlassen hat, welche nie endigen wird.

Meine Mutter starb nach der Zurükkunft von einer kleinen Reise, die sie, am Ende des Herbstes, zu einer ihrer Töchter machte. Sie hatte Kummer, ihre Gesundheit war sehr geschwächt. Ich habe niemals, weder den Nahmen meines Vaters, noch die Geschichte meiner Geburt erfahren. Derjenige, der ihr und mein Beichtvater gewesen war, stellte mir von ihr ein kleines Päckchen zu; es lagen funfzig Louisd'or darin, mit einem Zettelchen in ein Stückchen Leinewand eingewickelt und vernäht. Auf diesem Zettelchen stand: „Mein Kind es „ist wenig; aber mein Gewissen erlaubt mir „nicht über eine größere Summe zu verfügen. „Es ist der Rest von Dem, was ich von den „kleinen Geschenken meines Mannes habe er„sparen können. Führe ein heiliges Leben; das „ist das Einige Beste, selbst für Dein Glück „in der Welt. Bete für mich! Dich geboh„ren zu haben, rechne ich mir als den einzigen „wichtigen Fehltritt an, den ich jemals began„gen. Sey mir behülflich, ihn zu versöhnen;

„und Gott vergebe es mir, daß ich Dich in „die Welt gesetzt, in Betracht der guten Werke, „die Du thun wirst. Vor allen Dingen bringe „keine Verwirrung in die Familie; und ob„gleich die Wahl des Standes, in den Du „getreten bist, nicht so freywillig gewesen ist, „als ich gewünscht hätte, so scheue dich doch, „ihn zu verändern. Warum bin doch nicht, „ich! in ein Kloster mein ganzes Leben einge„schlossen gewesen! Ich würde jetzt nicht so „geängstigt von den Gedanken seyn, in einem „Augenblick vor das furchtbare göttliche Gericht „treten zu müssen. Bedenke, mein Kind, daß „das Schicksal Deiner Mutter, in der andern „Welt, von Deiner Aufführung in der gegen„wärtigen abhängen wird. Gort, der Alles „sieht, wird, nach seiner Gerechtigkeit, mir „alles Böse und Gute zurechnen, was Du „thun wirst. Leb wohl, Susanne! Verlange „von Deinen Schwestern nichts; sie sind nicht „im Stande Dir beyzustehn. Hoffe nichts von „Deinem Vater; er ist vor mir vorausgegan„

„gen; er hat den großen Tag erlebt; er erwar„tet mich. Meine Gegenwart wird weniger „schrecklich für ihn, als die seinige für mich „seyn. Noch einmal, leb wohl! Ach ich un„glückliche Mutter! Ach, Du unglückliches „Kind! Deine Schwestern sind angekommen. „Ich bin nicht vergnügt mit ihnen. Sie zer„fallen schon unter den Augen einer sterbenden „Mutter, in Zänkereyen des Eigennutzes, die „mich betrüben. Wenn sie sich meinem Bette „nähern, so kehre ich mich auf die andre Seite. „Was sollte ich an ihnen sehn? Ein Paar „Geschöpfe, bei denen die Dürftigkeit das Ge„fühl der Natur erstickt hat! Sie seufzen „nach dem Wenigen, was ich hinterlasse; sie „thun an den Arzt und die Krankenwärterin „unanständige Fragen, die anzeigen, mit wel„cher Ungeduld sie den Augenblick erwarten, „wo ich davon scheiden werde, und sie sich des„sen bemächtigen können, was um mich ist. „Sie haben, ich weiß nicht wie, Verdacht auf „mich gefaßt, ich könnte in meinem Schlaf-

„küssen einiges Geld versteckt haben. Alles „Mögliche haben sie angewandt, zu machen, daß „ich aufstände; und es ist ihnen auch gelungen. „Glücklicherweise aber war mein Geschäftsträger „den Tag vorher gekommen, und ich hatte ihm „dieses kleine Päckchen mit diesem Briefe zuge„stellt, den er unter meinem Vorsagen geschrie„ben hat! *) Verbrenne den Brief; und wenn

---

*) Ein sonderbarer Mißgriff dieses großen Erzählers, (— quandoque bonus dormitat Homerus!) Diderot! der so meisterhaft in wahrer Darstellung kleiner Züge ist; der für das Theater so sehr darauf gedrungen, sie gewissermaßen darauf eingeführt hat; und dem, selbst ein sehr natürlicher Brief in der Espieglerie der erdichteten Correspondenz mit Croismare (wie wir am Ende des Buchs sehen werden) nicht natürlich und wahr genug schien. Dieser Mißgriff hier, zerstört alle Illusion. Man sieht doch immer in einem Roman, den Autor, statt der Person, an irgend einem Zipfelchen hervorblicken! Denn, wenn dieser Zettel der Mutter den Tag vorher von dem Geschäftsausrichter geschrieben, und ihm mit dem Päckchen Geld zugestellt war; wie konnte der Zettel denn erzählen, was die Schwestern den Tag darauf vorgehabt und vorgenommen?

Sonst aber, wie vortreflich an Natürlichkeit, an Wahrheit, ist der ganze Stil, die ganze Umständeverwebung dieser Schrift! So simpel! so simpel! so ungekünstelt fließend! so von allen künstlichen Zierrathen entblößt! so selbst unzusammenhängend (deconçu) und ohne Apprêt, daß nur noch Unorthographie hinzukommen dürfte, Einen schwören zu machen: die ganze Erzählung sey

„Du erfahren wirst, daß ich nicht mehr bin,
„Das aber wird bald seyn, so laß eine Messe
„für mich lesen, und bey ihrer Anhörung er-
„neuere Deine Gelübde. Denn ich wünsche, daß
„Du immer in dem geistlichen Stande bleiben

---

wirklich aus der Feder eines jungen, gebildeten zwar, aber unbefangenen Mädchens geflossen; das, nicht ohne die Menschenkenntniß, welche man in jeder Lebenslage, bey bloßen natürlichen Verstande, sich sammeln kann, dennoch nicht in der Welt gelebt hat. Wie so ganz unterschieden, so himmelweit anders, gleichsam von einem ganz andern Manne herrührend, als z. E. der humoristische, yorickische Stil seines Jacques le Fataliste, der zum Theil langperiodische seiner Versuche über die Mahlerey, und andrer ästhetischen und philosophischen Schriften! Und dann, welche tiefe, innre, bewundernswürdige Kenntniß aller Individualitäten, Sprache, Empfindungen, Herganges in einem Kloster! Sollte man nicht glauben, der Atheist Diderot, sey sein Lebelang nichts anders als Beichtvater einer Nonnenversammlung gewesen?

Noch Eine bewundernde Bemerkung eines Zuges; denn der flüchtige Leser überschlüpft so etwas. Wie tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens verräth nicht der einzige, so hingeworfene kleine: daß Susanne von dem ganzen Tage ihrer Gelübdablegung, sich nichts als des Umstandes erinnert, daß sie ihre weltliche Kleidung mit dem Nonnengewande verwechselt hat! Erstlich: weil es überhaupt Kleidung und Putz betrift; zweytens: weil gerade der Wechsel dieser Kleidung, dieses Putzes, ihre Abneigung so interessirt! Das wahre Weib! das wahre Weib! Es ist vollkommen die Eva Miltons, die ihr erstes Geschäft nach ihrer Schöpfung seyn läßt, nach einer Quelle zu gehn, und sich in ihr zu spiegeln.

Anmerk. des Uebersetzers.

„mögest. Die Vorstellung Dich so jung in der „Welt ohne Hülfe, ohne Unterstützung zu wis„sen, würde vollends meine letzten Augenblicke „verbittern.“

Mein Vater starb den 3ten Januar; meine Superiorin am Ende desselben Monats; und meine Mutter am zweyten Weyhnachtsfeyertage.

Es war die Schwester Sainte-Christine, die der Mutter Moni nachfolgte. Ach, mein Herr, welch ein Unterschied zwischen diesen beyden! Die neue war von einem kleinen Character, hatte einen engen, mit Aberglauben geschwängerten Kopf; war von den neuen Meynungen angesteckt; hielt Conventikel mit den Sulpizianern, und Jesuiten. Sie faßte Abneigung gegen alle, die bey der vorigen Superiorin in Gunst gestanden. Bald war das Haus mit Verwirrung, Haß, Afterreden, Anklagen, Verläumdung und Verfolgung, angefüllt. Wir mußten uns über Fragen aus der Gottesgelahrheit erklären, von denen wir nichts

verstanden; Formeln unterschreiben; uns unter sonderbare Gebräuche fügen. Die Mutter Moni billigte keine körperliche Bußübung. Nur zweymal in ihrem Leben hatte sie sich kasteyet. Einmal den Abend vor ihrer Gelübdablegung, und das Andre Mal bey einer ähnlichen Gelegenheit. Sie sagte von diesen Bußübungen, sie besserten keinen Fehler, und dienten zu nichts als Stolz einzuflößen. Sie wollte, ihre Nonnen sollten sich wohl befinden, und heiter an Leib und Seele seyn. Das Erste, was sie vornahm, als sie ihr Amt antrat, war, daß sie sich alle härenen Hemden, alle Geisseln bringen ließ, und verbot, die Nahrungsmittel durch Beymischung von Asche zu verderben, oder auf dem Boden zu schlafen. Niemand durfte sich irgend eines obgedachter Werkzeuge verschaffen. Die neue im Gegentheil schickte jeder Nonne ihr härenes Hemd, und ihre Geissel zurück, und ließ dagegen das Alte und Neue Testament wieder einfordern. Die Günstlinginnen einer vorhergehenden Regierung sind nie die Günst-

linginnen der folgenden. Ich war der gegenwärtigen Superiorin, deswegen, daß ich nichts ärgers sage! — gleichgültig, weil die vorhergehende mich geliebt hatte; aber es währte nicht lang, so verschlimmerte sich mein Schicksal, durch Handlungen, die Sie Unklugheit oder Standhaftigkeit, je nach dem Gesichtspunkte nennen werden, aus dem Sie sie betrachten. Die erste war, daß ich mich dem ganzen Schmerze überließ, den ich über den Verlust unserer ersten Superiorin empfand; daß ich bey jeder Gelegenheit ihr Lob verkündete; daß ich, zwischen ihr, und derjenigen, die uns jetzt regierte, Vergleichungen veranlaßte, welche der letzten nicht günstig seyn konnten; daß ich den Zustand des Hauses in den vergangenen Jahren schilderte; daß ich die Ruhe, der wir genossen, die Nachsicht, die man mit uns hatte, die, sowohl geistliche als leibliche Nahrung, welche man uns ehemals gereicht, wieder in Erinnerung brachte; kurz, daß ich die Sitten, die Gesinnungen, den Character der Schwester

Moni unablässig in die Wolken erhob. Die zweyte war; daß ich das härene Hemd ins Feuer warf, und meine Geissel wegthat; daß ich darüber Reden an meine Schwestern hielt, und einige von ihnen dahin brachte, meinem Beyspiele zu folgen. Die dritte: daß ich mich wieder mit einem alten und neuen Testamente versah. Die vierte: daß ich von keiner Partey etwas wissen wollte; daß ich mich blos an den Titel einer Christin hielt, ohne den Nahmen Jansenist oder Molinist anzunehmen. Die fünfte: daß ich mich streng auf die Regel unsers Hauses einschränkte, ohne irgend Etwas drüber hinaus oder Etwas darunter thun zu wollen; daß ich mich folglich auf gar kein überflüssiges gutes Werk (action surérogatoire) einließ, da diejenigen, zu denen man verbunden ist, mir nur allzurein vorkamen; daß ich nicht anders als an Festtagen nach der Orgel hinaufging; nicht anders sang, als wenn ich vom Chore war; daß ichs nicht mehr leiden wollte, Mißbrauch von meiner Gefälligkeit und

Gaben gemacht, und mich alle Tage, und zu Allem gut genung gehalten zu sehen. Ich las die Constitutionen des Klosters mehr als ein-einmal durch, ich wußte sie auswendig. Wenn man mir eine Sache befahl, die entweder nicht deutlich darin ausgedrückt war, oder gar nicht darin stand, oder die mir ihnen zuwider zu laufen schien, so widersetzte ich mich standhaft dagegen, nahm das Buch zur Hand und sagte: Da sind die Verpflichtungen, die ich übernommen habe; und keine andere. . . . Meine Reden rissen verschiedene meiner Mitschwestern hin, das Ansehen unserer Vorsteherinnen fand sich dadurch sehr beschränkt; sie konnten nicht mehr über uns als über Sklavinnen schalten. Es verging beynah kein einziger Tag, an dem nicht irgend eine lärmerregende Scene vorfiel. Bey ungewissen Fällen fragten meine Gefährtinnen mich um Rath; und ich war stets für die Regel, gegen die Zwangsherrschaft. Bald hatte ich das Ansehn einer Unruhstifterin, bald war ich es wirklich. Die Großvi-

karien

karien des Herrn Erzbischofs mußten alle Augenblicke herzugerufen werden. Ich erschien, ich vertheidigte mich, ich vertheidigte meine Gefährtinnen, und es ist mir nicht ein einziges Mal begegnet, daß ich verurtheilt worden wäre, so sorgfältig war ich immer, das Recht auf meiner Seite seyn zu lassen. Keine Möglichkeit fand sich, mich in Absicht der Erfüllung meiner Pflichten anzugreifen, ich übte sie mit Gewissenhaftigkeit. Die kleinen Gunstbezeugungen, die es einer Superiorin immer frey steht abzuschlagen oder zu gewähren, foderte ich nicht. Ich erschien nicht im Sprachzimmer; und Besuche, da ich niemand kannte, verlangte ich nicht. Aber ich hatte mein härenes Hemd verbrannt, und meine Geissel weggeworfen; ich hatte das Nämliche Andern gerathen; ich wollte vom Jansenismus und Molinismus, weder im Guten noch im Bösen reden hören. Als man mich fragte: ob ich mich der Constitution unterwürfe? antwortete ich: ich gehörte der Kirche; — ob ich die Bulle annähme? ich

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nähme das Evangelium an. Man untersuchte meine Zelle, und fand das alte und neue Testament. Ich hatte mir unvorsichtige Reden über verdächtige Vertraulichkeiten Einiger Nonnen, die bey der Superiorin in Gunst standen, entfahren lassen. Die Superiorin selbst pflog sehr lange geheime Unterredungen mit einem jungen Geistlichen; ich hatte ihre Ursache und den Vorwand dazu ausgeforscht. Kurz, ich unterließ nichts was mich furchtbar, und verhaßt machen, mich ins Verderben stürzen konnte; und es gelang mir. Man beklagte sich nicht mehr über mich gegen die Obern; befliß sich aber, mir das Leben zu erschweren. Man verbot den Nonnen sich mit mir abzugeben; und bald befand ich mich allein. Ich hatte nur eine kleine Anzahl Freundinnen. Man fürchtete, diese möchten sich heimlich über den Zwang entschädigen, den man ihnen auferlegte, und, da sie nicht mehr des Tages über mit mir umgehn konnten, mich des Nachts, oder, zu andern verbotenen Stunden, besuchen,

folglich spähte man uns aus; überraschte mich, bald mit der Einen, bald mit der Andern; und machte aus dieser Unvorsichtigkeit Alles, was man wollte; so daß ich auf die allerunmenschlichste Weise dafür gezüchtigt ward. Ganze Wochen lang verurtheilte man mich, dem Gottesdienste, getrennt von den übrigen die den Chor ausmachten, auf den Knien beyzuwohnen; von Wasser und Brodt zu leben; in meiner Zelle eingesperrt zu bleiben; ich mußte verächtliche Dienstleistungen des Hauses übernehmen. Denenjenigen, die man meine Mitschuldigen nannte, wurde nicht viel besser begegnet. Konnte man mich bey keinem Versehen fassen, so dichtete man mir welche an; gab mir zu gleicher Zeit unvereinbare Befehle, und bestrafte mich dann daß ich sie nicht ausgerichtet. Man setzte zu frühe Stunden für den Gottesdienst, für die Mahlzeiten an. Man verrückte, ohne daß ich darum wußte, die ganze klösterliche Ordnung. Bey der aufmerksamsten Genauigkeit, befand ich mich täg-

lich schuldig, und ward täglich bestraft. Es fehlt mir nicht an Muth; allein es giebt keinen, der gegen die Verlassenheit, Einsamkeit, und Verfolgung aushalten könnte. Es kam so weit, daß mans als ein Spiel trieb, mich zu quälen, und daß dieß die Belustigung von funfzig gegen mich verschwornen Personen ausmachte. Unmöglich kann ich jedes kleine Einzelne dieser Bosheiten herrechnen, man hinderte mich am Schlafen, am Wachen, am Beten. Einen Tag stahl man mir Stücke meiner Kleidung; ein andermal meine Schlüssel oder mein Brevier; dann fand sich mein Schloß vorsätzlich durch einen hineingesteckten Splitter in Unordnung gebracht; man hinderte mich, entweder, was ich zu thun hatte, gut auszurichten, oder brachte Das, was gut von mir besorgt war, in Unordnung; ich ward für Alles verantwortlich gemacht; und mein Leben bot nichts als eine unaufhörliche Folge wirklicher, oder mir angelogener Vergehungen und Bestrafungen dar. Unmöglich

konnte meine Gesundheit gegen so lange und so harte Prüfungen aushalten; ich versank in Ermattung, Gram, und Schwermuth. Anfänglich suchte ich am Fuße des Altares Stärkung; und fand sie zuweilen. Ich fluthete zwischen Ergebung und Verzweiflung. Bald unterwarf ich mich der ganzen Herbe meines Schicksals, bald sann ich darauf, mich durch heftige Mittel davon zu befreyen. Hinten im Garten war ein tiefer Brunnen. Wie viele Male bin ich zu ihm hingegangen! wie viele Male habe ich ihn betrachtet! Ihm zur Seite befand sich eine steinerne Bank. Wie oft habe ich mich auf die gesetzt, den Kopf auf den Rand des Brunnens gestützt! Wie viele Male, im Tumulte meiner Vorstellungen, bin ich rasch aufgestanden, entschlossen, mein Leiden zu endigen! Wer hat mich zurückgehalten? Warum schrie ich lieber manchmal laut auf, zerriß meinen Schleyer, trat ihn mit Füßen, raufte mir die Haare aus, und zerfleischte mir das Gesicht mit den Nägeln? Wenn Gott

es war, der mich hinderte mich umzubringen, warum hemmte er nicht auch diese andern Gefühle? Ich will Ihnen etwas sagen, das Ihnen vielleicht seltsam vorkommen wird, was aber darum nicht weniger wahr ist; nämlich: daß meine häufigen Besuche bey diesem Brunnen nicht unbemerkt blieben, und meine grausamen Feindinnen sich gar wohl damit geschmeichelt haben mögen, ich würde eines Tages eine Absicht ausführen, die im Grunde meines Herzens kochte. Wenn ich nach der Seite hinging, entfernte man sich geflissentlich; und sah anderwärts hin. Mehrmals habe ich die Thür des Gartens zu Stunden offen gefunden, wo sie verschlossen hätte seyn sollen, besonders an Tagen, wo man Aerger auf Aerger über mich gehäuft, die Heftigkeit meines Characters aufs Aeußerste gebracht, und geglaubt haben mochte, ich dürfte nunmehr wohl ganz entfremdeten Geistes seyn. Indeß, sobald ich errathen zu haben mir vorstellte, dieß Mittel dem Leben zu entfliehn, würde gleichsam meiner Verzweif-

lung dargereicht, man wolle mich an der Hand zu diesen Brunnen führen, ich sollte ihn immer bereit finden mich zu empfangen, so fragte ich nach dieser Auskunft nicht mehr. Mein Geist lenkte sich auf andere Seiten hin. Ich hielt mich in den Kreuzgängen auf, und bemaß die Höhen der Fenster. Abends, beym Auskleiden versuchte ich unwillkührlich die Stärke meiner Strumpfbänder. Ein andermal weigerte ich mich zu essen, ging ins Refectorium, und blieb daselbst, den Rücken gegen die Wand gestemmt, die Hände an meinen Seiten herabhängend, mit zugeschloßnen Augen, die Gerichte nicht anrührend, die man vor mir hinsetzte. Ich vergaß mich so vollkommen in dem Zustande, daß alle Nonnen hinausgegangen seyn konnten, und ich allein zurückgeblieben war. Man war mit Fleiß ohne Geräusch fortgeschlichen, hatte mich da gelassen, und bestrafte mich nachher, weil ich die gottesdienstlichen Uebungen versäumt hatte. Am Ende brachte man mir fast vor allen Mitteln mir

das Leben zu nehmen einen Ekel bey, weil es mir vorkam, als böte man, weit entfernt sich meinem Vornehmen zu widersetzen, mir jene Mittel vielmehr dar. Wahrscheinlich wollen wir nicht aus der Welt hinausgestoßen seyn; und vielleicht würde ich nicht mehr mich darin befinden, wenn man sich gestellt hätte, als wollte man mich darin zurückhalten. Wer sich das Leben nimmt, sucht vielleicht Andre dadurch in Verzweiflung zu setzen; und behält es dann, wenn er ihnen darunter einen Gefallen zu thun scheint. Es sind sehr feine Bewegungen, die in uns vorgehn. In Wahrheit, ist es mir möglich mich des Zustandes wieder zu erinnern, in dem ich mich an der Seite des Brunnens befand, so deucht es mich, als hätte ich innerlich in mir diesen Elenden, die sich entfernten um eine Unthat zu beschleunigen, zugerufen: Thut nur Einen Schritt zu mir her, zeigt die geringste Begierde mich zu retten, eilt herbey mich zurück zu halten, und Ihr sollt gewiß zu spät kommen! . . . Wahrlich,

ich blieb nur leben, weil man meinen Tod wünschte. Die Erpichtheit Andre zu quälen, und zu verderben, ermattet endlich in der Welt, aber nicht in einem Kloster.

Daran wars mit mir, als ich, über mein vergangnes Leben nachsinnend, endlich auf den Gedanken gerieth, die Aufhebung meiner Gelübde zu bewirken. Erst kam er mir nur obenhin; allein, verlassen, ohne Beystand, wie hätte ich eines so schweren Entwurfs Gelingung mir träumen lassen sollen, der selbst bey allen Hülfsmitteln schwer blieb, an denen es mir gebrach? Unterdeß beruhigte er mich; mein Geist setzte sich wieder; ich fing an mir wieder selber anzugehören; ich wich Leiden aus, und ertrug diejenigen geduldiger, welche mir kamen. Man bemerkte diese Veränderung, und war verwundert darüber. Die Bosheit stutzte, gleich einem feigen Feinde, der uns verfolgt, und dem wir plötzlich, wenn er sich Dessen am wenigsten versieht, die Stirne bieten. Eine Frage, mein Herr, die ich an Sie zu thun hätte,

wäre: warum doch wohl mitten unter den unglücksschwangern Gedanken, die einer verzweifelnden Nonne durch den Kopf fliegen, der Gedanke, das Haus in Brand zu stecken, ihr nicht einfällt? Ich habe einen solchen nicht gehabt, und andre auch nicht; ob er gleich die ausführbarste Sache von der Welt ist; denn man dürfte nur einmal, wenn starker Wind wehte, ein Licht auf einen Boden, in einen Holzgelaß, in einen Gang bringen. Man hört nie von angezündeten Klöstern, und gleichwohl öfnen sich bey solchen Vorfällen die Thore, und es rettet sich, wer kann. Sollte es nicht daher kommen, daß man die Gefahr dabey für sich und für Diejenigen, die man liebt, fürchtet, und eine Hülfe verschmäht, welche man mit Denenjenigen theilen müßte, die man haßt? Doch, diese letzte Vorstellung ist wohl zu spitzfindig um wahr zu seyn.

Wer sich eifrig mit einer Sache beschäftigt, empfindet endlich die Gerechtigkeit, und glaubt selbst an die Möglichkeit derselben. Man

fühlt sich sehr stark, wenn man so weit gelangt ist. Ich bedurfte vierzehn Tage Zeit dazu; mein Geist übereilt sich selten. Worauf kams dabey an? Darauf, eine Bittschrift aufzusetzen, über die ein Bedenken eingeholt werden mußte. Beydes war nicht ohne Gefahr. Seit in meinem Kopfe eine Veränderung sich zugetragen hatte, beobachtete man mich mit mehr Aufmerksamkeit als je; jedes Auge begleitete mich; ich that keinen Schritt, der nicht beleuchtet ward; brachte kein Wort vor, das man nicht erwog. Man näherte sich mir; man suchte mich auszuforschen; man befragte mich; man zeigte verstelltes Mitleiden und Freundschaft gegen mich; man kam auf mein vergangenes Leben zu sprechen; klagte mich nur schwach an; entschuldigte mich; hoffte eine bessere Aufführung von mir; schmeichelte mir mit einer angenehmen Zukunft: indeß aber kam man jeden Augenblick in meine Zelle, bey Tage, bey Nacht, unter allerley Vorwänden, plötzlich, schleichend, machte meine Vorhänge auf und

begab sich wieder weg. Ich hatte die Gewohnheit in meinen Kleidern zu schlafen. Ich hatte noch eine andre, meine Beichte aufzuschreiben. An dergleichen festgesetzten Tagen, ging ich, und foderte Dinte und Papier von der Superiorin, die es mir nicht versagte. Ich wartete folglich auf den Eintritt der Beichtzeit, und bis dahin, brachte ich in meinem Kopfe zusammen, was ich vorzutragen hätte. Es war ein kurzer Inhalt Alles Dessen, was ich für Sie aufgeschrieben habe; nur trug ich es unter einem erborgten Nahmen vor. Drey Unvorsichtigkeiten beging ich aber dabey. Die erste, daß ich der Superiorin sagte, ich hätte Vieles aufzuschreiben, und unter dem Vorwande mehr Papier verlangte, als man zuzugestehn pflegt; die zweyte, daß ich mit Nichts als meiner Bittschrift mich beschäftigte, und die Beichte gut seyn ließ; die dritte, daß, da ich keine Beichte aufgesetzt, und zu dieser Religionsübung mich nicht vorbereitet hatte, ich nur einen Augenblick im Beichtstuhl blieb. Alles

Dieß wurde bemerkt, und man schloß daraus, das von mir verlangte Papier wäre zu einem andern Gebrauche verwendet, als ich angegeben. Hatte es aber nicht zum Niederschreiben meiner Beichte gedient, wie offenbar war, was hatte denn ich damit gemacht? Ohne zu bedenken, man würde daraus Unrath merken, fühlte ich gleichwohl, ich müßte eine Schrift von dieser Wichtigkeit bey mir nicht finden lassen. Anfänglich war ich daher darauf bedacht, sie in mein Kopfkissen, oder in meine Matratze zu nähen; nachher sie in meinen Kleidern zu verbergen; sie im Garten einzugraben; zuletzt wollte ich sie sogar ins Feuer werfen. Sie können nicht glauben, wie angelegen ich mir seyn ließ, sie zu schreiben, und wie verlegen ich damit war, als ich sie geschrieben hatte. Anfangs versiegelte ich sie, dann verbarg ich sie in meinem Busen, und ging in die Hore, zu welcher eben geläutet ward. Ich befand mich in einer Unruhe, die sich in allen meinen Bewegungen verrieth. Ich saß einer

jungen Nonne zur Seite, von der ich wußte, daß sie mich liebte. Ich hatte zuweilen an ihr bemerkt, daß sie mich mitleidig anblickte, und Thränen vergoß, mich zwar nicht anredete, gewiß aber innerlich für mich litt. Auf Gefahr Alles dessen was daraus entspringen könnte, entschloß ich mich, ihr mein Papier anzuvertrauen. In einem Augenblicke des Gebets, wo die Nonnen sich sämmtlich auf die Knie werfen, und in ihren Kirchenstühlen gleichsam untergetaucht sind, zog ich leise das Papier aus meinem Busen, und steckte es ihr seitwärts zu. Sie nahm es, und verbarg es in dem ihrigen. Dieser Dienst war der wichtigste von allen die sie mir geleistet; aber ich hatte viele andre schon von ihr empfangen. Sie hatte sich Monate lang damit beschäftigt, ohne sich bloß zu geben, jedes kleine Hinderniß wegzuräumen, das man meinen Pflichten in den Weg legte, damit man das Recht erhielte, mich zu züchtigen. Sie kam und klopfte an meine Thüre, wenn es Zeit war die Zelle zu

verlassen. Sie brachte wieder in Ordnung, was man in Unordnung gebracht hatte. Erfoderlichen Falls schellte sie mir, oder antwortete für mich. Sie fand sich überall in meinem Wege, wo ich seyn sollte. Ich wußte das Alles nicht.

Wohl that ich daran, dieß Mittel zu ergreifen. Als wir aus dem Chor heraus kamen, sagte die Superiorin zu mir: Schwester Susanne, kommen Sie mit mir. . . . Ich thats. Hierauf blieb sie im Gange bey einer andern Thür stehen: Das, sagte sie, ist Ihre Zelle. Schwester Sainte-Jerome soll Ihre bisherige einnehmen. . . . Ich trat hinein, und sie mit mir. Wir saßen beyde ohne zu reden, als eine Nonne mit Kleidern erschien, die sie auf einen Stuhl legte, und die Superiorin sagte zu mir: Schwester Susanne ziehen Sie sich aus, und nehmen diese Kleider. . . . Ich gehorchte ihr; unterdeß war sie auf alle meine Bewegungen aufmerksam. Die Schwester, welche die Kleider gebracht hatte, war an der

Thüre; sie kam wieder herein, trug die weg die ich ausgezogen, ging hinaus, und die Superiorin folgte ihr. Man sagte mir von der Ursache dieses Verfahrens nichts, und ich fragte auch nicht darnach. Unterdessen hatte man überall in meiner Zelle gesucht, hatte das Kopfkissen und die Matratzen zertrennt, hatte Alles von seinem Platze geräumt, was sich vom Platze räumen ließ, jeden Schritt verfolgt, wo ich gewesen, war in den Beichtstuhl, in die Kirche, in den Garten, zu dem Brunnen, nach der steinernen Bank gegangen. Ich sah einen Theil dieser Untersuchungen, und muthmaßte das Uebrige. Man fand nichts; aber man blieb nichtsdestoweniger überzeugt, es wäre doch Etwas da. Man fuhr fort mir noch einige Tage nachzuspähen, ging überall hin, wo ich hingegangen war, sah überall zu; aber vergeblich. Endlich glaubte die Superiorin, es ließe sich auf keine andere Weise hinter die Wahrheit kommen, als durch mich selbst. Sie trat eines Tages in meine Zelle, und sagte zu mir:

Schwe-

Schwester Susanne, Sie haben Ihre Fehler, aber Lügen ist keiner davon; sagen Sie mir also die Wahrheit: was haben Sie mit alle dem Papier angefangen, das ich Ihnen gegeben habe? — Madame, das habe ich Ihnen gesagt. — Das ist nicht möglich. Sie haben viel Papier von mir gefodert, und sind nur einen Augenblick im Beichtstuhle gewesen. — Es ist wahr. — Was haben Sie denn damit gemacht? — Was ich Ihnen gesagt habe. — Wohl denn! Schwören Sie mir bey dem heiligen Gehorsam, den Sie Gott gelobt, daß es sich so verhält, und ich will, trotz des widrigen Anscheins, Ihnen glauben. — Madame, es ist Ihnen nicht erlaubt, einen Eidschwur über eine solche Kleinigkeit zu verlangen, und mir nicht erlaubt, ihn zu thun. Ich bin nicht im Stande zu schwören. — Sie hintergehn mich, Schwester Susanne! und Sie wissen nicht, welcher Verantwortung Sie sich aussetzen. Was haben Sie mit dem Papier angefangen, das ich Ihnen gegeben? — Ich habe

es Ihnen gesagt. — Wo ist es? — Ich habe es nicht mehr. — Was haben Sie damit gemacht? — Was man aus dergleichen Geschriebenem macht, das zu weiter nichts taugt, wenn man es gebraucht hat. — Schwören Sie mir bey dem heiligen Gehorsam, daß es ganz gebraucht worden ist, Ihre Beichte aufzuschreiben, und daß Sie es nicht mehr haben. — Madame, ich wiederhole es Ihnen, da das Zweyte, was ich beschwören soll, nicht wichtiger ist, als das Erste, so bin ich nicht im Stande zu schwören. — Schwören Sie, sagte sie, oder. . . . Ich werde nicht schwören. — Sie wollen nicht schwören? — Nein Madame. — Sie sind also schuldig? — Und wessen soll ich schuldig seyn? — Jedes Dinges; es ist nichts, dessen Sie nicht fähig wären. Immer haben Sie meine Vorgängerin geflissentlich gelobt, um mich herunter zu setzen; stets haben Sie Verachtung gegen die Gebräuche geäußert, die sie verdammt, die sie verbannt hatte, und die ich wieder herstellen zu müssen

glaubte; Sie haben sich bemüht, die ganze Gemeinde aufzuwiegeln, die Regeln zu verletzen, Zwiespalt hervorzubringen; Sie haben gegen alle Ihre Pflichten verstoßen; mich gezwungen Sie, und die welche Sie verführten, zu bestrafen; das Schwerste, was ich nur über mein Herz bringen konnte! Ich hätte gegen Sie auf die härteste Weise verfahren können; aber ich habe Ihrer geschont; habe geglaubt, Sie würden ihr Unrecht erkennen, Sie würden wieder den Geist Ihres Standes annehmen, und zu mir zurückkehren; Sie haben es aber nicht gethan. Ihre Seele geht mit Etwas um, das nicht gut ist, mit etwas Schlimmen; der Vortheil des Hauses erfordert, daß ich es wissen muß; und ich werde es erfahren; dafür stehe ich Ihnen. Schwester Susanne, sagen Sie mir die Wahrheit. — Ich habe sie Ihnen gesagt. — Ich gehe. Fürchten Sie meine Rückkunft. Ich will mich noch einmal niedersetzen, und Ihnen noch einen Augenblick geben, sich zu bedenken. . . . Ihre Papiere, wenn sie noch

da sind! — Sie sind nicht mehr da. — Oder einen Eid, daß sie Nichts weiter als Ihre Beichte enthielten! — Ich bin nicht im Stande ihn zu thun. — Sie blieb einen Augenblick stehn, alsdann ging sie hinaus, und kam mit vier ihrer begünstigten Nonnen herein; sie waren alle von einem wilden und wüthendem Ansehen. Ich warf mich ihnen zu Füßen; ich flehte um Barmherzigkeit. Aber sie schrien sämmtlich: Keine Barmherzigkeit! Madame, lassen Sie sich nicht bewegen! Sie muß ihre Papiere heraus geben, oder sie fahre in Frieden dahin! — Ich umfaßte die Knie, bald der einen, bald der andern; ich nannte sie bey Namen, und flehte: Schwester Sainte-Agnes, Schwester Sainte-Julie, was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Warum hetzen Sie unsre Superiorin gegen mich auf? Habe ich so gegen Sie gehandelt? Wie oft habe ich für Sie Fürbitten eingelegt? Sie erinnern sich dessen nicht mehr. Sie hatten damals gefehlt; ich habe nicht gefehlt. Die Superiorin sah

mich unbeweglich an, und sagte zu mir: Gieb die Papiere heraus, Elende, oder offenbare was sie enthalten. — Madame, sagten die Andern zu ihr, verlangen Sie sie nicht mehr von ihr. Sie sind zu gut. Sie kennen sie nicht: es ist eine halsstarrige Seele, mit der man nicht anders auskommen kann, als wenn man die äußersten Mtttel gebraucht. Sie selber bringt Sie dazu, desto schlimmer für sie! Befehlen Sie, daß wir sie auskleiden, und sie an den Ort bringen der für ihres Gleichen gemacht ist. — Meine liebe Mutter, ich habe nichts gethan, was Gott oder Menschen beleidigen könne; ich schwöre es Ihnen. — Das ist nicht der Schwur den ich verlange. — Sie wird gegen uns, gegen Sie geschrieben haben, irgend eine Bittschrift an den Großvicar, an den Erzbischof. Gott weiß, wie sie das Innere des Hauses geschildert haben mag! Böses findet leicht Eingang. Madame, Sie müssen über diese Creatur verfügen, wenn Sie nicht wollen, daß sie über uns etwas verfüge. —

Die Superiorin setzte hinzu: Schwester Susanne, bedenken Sie sich. . . . — Madame, ich habe Alles längst bedacht. Ich fühle, daß ich mich ins Verderben stürze, aber, ob das einen Augenblick früher oder später geschieht, darauf kommt nichts an. Machen Sie mit mir was Ihnen gefällt; thun Sie was diese Wüthenden begehren; machen Sie das Maaß ihrer Ungerechtigkeit voll! . . . Und indem reichte ich ihnen die Arme hin. Die Nonnen bemächtigten sich ihrer; man riß mir meinen Schleyer weg; man entkleidete mich ohne Scham. Man fand an mir, an meinem Busen, ein kleines Gemählde meiner vorigen Superiorin; man raubte mirs. Ich bat um Erlaubniß es noch einmal küssen zu dürfen, die ward mir versagt. Sie warfen mir ein Hemde um, zogen mir die Strümpfe aus, bedeckten mich mit einem Sack, und führten mich mit bloßen Kopf und Füßen durch die Gänge. Ich schrie, ich rief um Hülfe, aber man hatte die Glocke geläutet, anzusagen, daß Niemand erscheinen

solle. Ich rief den Himmel an, ich warf mich zu Boden, man schleppte mich fort. Als ich unten an die Treppe gelangte, waren meine Füße blutig, und meine Beine blutrünstig geworden; ich befand mich in einem Zustande, der fähig gewesen wäre, eherne Herzen zu rühren. Unterdeß öffnete man mit großen Schlüsseln die Thüre eines unterirdischen Behältnisses, in welchem man mich auf einer halbverfaulten Binsenmatte ausstreckte. Ich fand ein Stück schwarzes Brodt und einen Krug Wasser, nebst einigen groben nothwendigen Gefäßen vor. Die Matte an einem Ende aufgerollt, bildete das Kopfkissen; auf einem Steinklumpen sah man einen Todtenkopf mit einem hölzernen Crucifixe. Meine erste Bewegung war, mir das Leben zu nehmen; ich drückte mir mit den Händen die Kehle, zerriß mit meinen Zähnen die Kleidung, stieß ein fürchterliches Geschrey aus, heulte wie ein wildes Thier, rannte meinen Kopf gegen die Mauer, machte mich blutig, suchte mich zu zerstören, und trieb Das

so bis die Kräfte mir ausgingen; welches bald geschah. Drey Tage habe ich an dem Orte zugebracht, an dem ich mein ganzes Leben eingesperrt bleiben zu müssen glaubte. Alle Morgen kam eine meiner Peinigerinnen, mit den Worten zu mir: Gehorchen Sie Ihrer Superiorin, und Sie werden hier herauskommen. — Ich habe nichts Unrechtes begangen; ich weiß nicht was man von mir verlangt. Ach Schwester Sainte-Clement, es giebt einen Gott! . . .

Am dritten Tage, um neun Uhr Abends, ward die Thüre, durch die nämlichen Nonnen, die mich hineingebracht hatten, geöfnet. Nachdem sie sich im Lobe der Güte unserer Superiorin ergossen, verkündeten sie mir, daß sie mir Gnade wiederfahren liesse, und daß man mich in Freyheit setzen würde. — Es ist zu spät, sagte ich ihnen. Lassen Sie mich hier; ich will hier sterben. Unterdessen hatten sie mich aufgehoben, und schleppten mich fort. Man führte mich wieder in meine Zelle, wo

ich die Superiorin fand. Ich habe Gott über Ihr Schicksal befragt; er hat mein Herz gerührt; er will, daß ich Mitleid mit Ihnen haben soll; und ich gehorche ihm. Knien Sie nieder, und bitten Sie ihn um Vergebung. Ich kniete nieder und sagte: Mein Gott, ich bitte Dich um Vergebung aller der Fehler, die ich begangen, wie Du am Kreuze sie für mich erbatest. — Welch ein Stolz! riefen sie aus; sie vergleicht sich mit Jesu Christo, und uns mit den Juden, die ihn gekreuzigt haben. — Betrachten Sie nicht mich, sagte ich zu ihnen, sondern betrachten Sie sich, und urtheilen! — Das ist nicht genug, sagte die Superiorin zu mir. Schwören Sie mir bey dem heiligen Gehorsam, daß Sie niemals von Demjenigen, was vorgefallen ist, Etwas sagen werden. — Was Sie gethan haben, ist also sehr böse gewesen, weil Sie einen Eid von mir fodern, daß ich Stillschweigen darüber beobachten soll? Nun, es soll niemals Jemand etwas davon zu erfahren bekommen,

als Ihr Gewissen; ich schwöre es Ihnen. — Sie schwören es? — Ja, ich schwöre es Ihnen. . . . — Als dieß vorbey war, zogen sie mir die Kleider wieder aus, die sie mir gegeben hatten, und ließen mich die meinigen wieder anziehn.

Ich hatte mir durch die Feuchtigkeit eine Erkältung zugezogen; und befand mich eben in meinen critischen Umständen. Mein ganzer Leib war blutrünstig. Seit mehreren Tagen hatte ich nichts anders als einige Tropfen Wassers und etwas Brodt zu mir genommen. Aber durch die unglaubliche Wirkung heftiger Erschütterungen, die es zeigt, mit welcher Kraft die Natur bey jungen Personen wirkt, war ich in kurzer Zeit wieder hergestellt und fand, als ich zum Vorschein kam, die ganze Nonnengemeinde überzeugt, ich wäre nur krank gewesen. Ich fing die Uebungen des Hauses aufs neue an, und nahm meinen Platz in der Kirche ein. Mein Papier und die junge Schwester, der ich es zugesteckt, hatte ich nicht

vergessen; ich war sicher, daß sie von diesem Anvertrauten keinen Mißbrauch gemacht, aber es doch wohl nicht ohne Unruhe aufbewahrt hatte. Einige Tage nach meiner Erlösung aus dem Gefängnisse, als ich mich im Chore befand, in dem nämlichen Augenblicke, wo ich es ihr gegeben, das heißt, in dem, wo wir uns auf die Knie warfen, und, die Einen gegen die Andern gekehrt, in unsern Kirchenstühlen verschwanden, fühle ich mich sanft am Kleide gezogen, ich strecke die Hand aus, und man giebt mir ein Zettelchen, mit weiter nichts als den Worten! „Welche Unruhe haben Sie mir gemacht! Und was soll ich mit Ihrem grausamen Papiere anfangen!“ . . . Da ich diesen Zettel gelesen, rollte ich ihn in meinen Händen zusammen, und verschluckte ihn. Alles dieß geschah Anfangs der Fasten. Die Zeit rückte heran, wo die Neugierde Musik zu hören, die ganze gute und schlechte Gesellschaft von Paris nach Longchamp lockt. Ich hatte eine sehr schöne Stimme, obwohl etwas von

ihr verlohren war. In den geistlichen Häusern ist man auf die kleinsten Vortheile begierig, man schonte meiner also ein wenig. Ich genoß etwas mehr Freyheit; die Schwestern, die ich im Singen unterrichtete, durften sich mir nähern, ohne daß es Umstände gab; die, der ich meine Schrift übergeben hatte, war Eine davon. In den Erhohlungsstunden, welche wir im Garten zubrachten, nahm ich sie beyseit, ließ sie singen, und während sie sang, sagte ich ihr Folgendes: Sie kennen viel Leute; ich kenne Niemand. Ich wollte nicht, daß Sie sich irgend einer Gefahr aussetzten; lieber möchte ich hier sterben, als Ihnen den geringsten Verdacht zuziehn, daß Sie mir einen Dienst geleistet hätten. Meine Freundin; ich weiß es, Sie würden verlohren seyn. Es würde mir nichts helfen; und wenn Ihr Unglück mich auch retten könnte . . . keine Erlösung wünschte ich um den Preis! — Das ist gleichviel, antwortete sie, aber worauf kömmt es an? — Darauf, dieses Bedenken an ir-

gend einen geschickten Advocaten zu bringen, ohne daß er wüßte, aus welchem Hause es käme; und eine Antwort von ihm zu erhalten, die Sie mir in der Kirche, oder sonst wo, zustellen könnten. — Daß ich gelegentlich frage, sagte sie mir, was haben Sie mit meinem Zettelchen gemacht? — Seyn Sie ruhig, ich habe ihn niedergeschluckt. — So seyn Sie auch selbst nur ruhig; ich will über Ihre Sache nachdenken. . . . Merken Sie hiebey, mein Herr, daß ich sang, während sie redte, und daß sie sang, während ich ihr antwortete; so daß unsere ganze Unterredung durch Gesangstückchen unterbrochen war.

Auch zögerte sie nicht Wort zu halten, und mich auf unsere gewöhnliche Weise davon zu benachrichtigen. Die Charwoche kam; der Zulauf zu unsern Tenebern (tenebres) war zahlreich. Ich sang gut genug, das Geräusch jenes ärgerlichen Beyfallgeklatsches zu erregen, das man Ihren Schauspielern auf den Bühnen zollt, und das nie in den Tempeln des

Herrn, besonders aber nicht während der feyerlichen und trauervollen Tage gehört werden müßte, wo man das Gedächtniß seines, zu Versöhnung der Sünden des menschlichen Geschlechts an das Kreuz gehefteten, Sohnes feyert. Meine jungen Lehrlinginnen waren wohl vorbereitet; einige von ihnen hatten Stimme, fast alle Ausdruck und Geschmack; es kam mir vor, als habe die Versammlung sie mit Vergnügen gehört, und auch die Nonnengemeinde schien mir mit dem Erfolge meiner Bemühungen zufrieden zu seyn.

Sie wissen, mein Herr, man bringt am grünen Donnerstage das heilige Sacrament aus seinen Tabernakel in eine besondre Ruhestelle (reposoir), wo es bis zum Charfreytage Morgen bleibt. Dieser Zwischenraum wird durch die aufeinanderfolgenden Anbetungen der Nonnen ausgefüllt, die sich, eine nach der andern, oder zwey und zwey, vor die Ruhestelle hinbegeben. Auf einer Tafel wird jeder die Stunde, wo sie anbeten soll, bezeichnet; und

ich war sehr vergnügt auf ihr zu lesen: Die Schwester Sainte-Susanne, und die Schwester Sainte-Ursule, von zwey bis drey Uhr Morgens. Ich begab mich zur bestimmten Stunde an die Ruhestelle, meine Gefährtin war da. Wir stellten uns, eine neben der andern, auf die Stufen des Altars, wir warfen uns zugleich nieder, wir beteten eine halbe Stunde lang zu Gott. Am Ende dieser Zeit, reichte meine junge Freundin mir die Hand; drückte sie mir, und sagte: Wir werden vielleicht niemals die Gelegenheit wieder haben, uns so lange und so frey zu unterhalten. Gott kennt den Zwang in dem wir leben, und wird uns verzeihen, wenn wir eine Zeit theilen, die wir ihm ganz schuldig sind. Ich habe Ihre Schrift nicht gelesen, aber es ist leicht zu errathen, was sie enthält; ich werde unverzüglich die Antwort darauf bekommen. Aber, wenn diese Antwort Sie berechtigt, gegen Ihre Gelübde einzukommen, sehen Sie nicht, daß Sie Zusammenkünfte mit Gesetzkundigen über

die Sache werden haben müssen? — Es ist wahr. — Und daß, wenn Sie gehörig verfahren wollen, Sie die jetzige Stimmung der Gemüther nützen müssen, sich welche zu verschaffen? — Ich habe wohl daran gedacht. — Sie werden es also thun? — Ich will zusehen. — Noch etwas: wenn Ihre Sache eingeleitet wird, so werden Sie hier der ganzen Wuth der Schwesterschaft ausgesetzt seyn: haben Sie die Verfolgungen auch vorausgesehn, die Ihrer warten? — Sie werden nicht größer seyn können, als diejenigen, die ich schon erduldet. — Das weiß ich nicht. — Um Vergebung! Erst wird man mir doch meine Freyheit lassen müssen? — Und warum Das? — Weil ich alsdann gewissermaaßen zwischen dem Kloster und der Welt mitten inne stehn werde. Ich werde freyen Mund zu reden haben; Erlaubniß, mich zu beklagen; ich werde Sie sämmtlich zu Zeugen anrufen; man wird sich keine Verfolgungen ermächtigen dürfen, über die ich mich beschweren könnte; wird

seine

seine Sache nicht so schlimm machen wollen. Ich wünschte nichts mehr, als daß man mir übel begegnete; aber man wird es nicht thun. Seyn Sie versichert man beobachtet gewiß ein ganz entgegengesetztes Verfahren. Man wird mit Bitten in mich dringen, mir den Schaden vorstellen, den ich mir selber und dem Hause zufügte. Seyn Sie nur ruhig; man wird nicht eher zu Drohungen schreiten, als bis man sieht, daß Sanftmuth und Verführung nichts verschlagen. Wege der Gewalt wird man gewiß nicht versuchen. — Aber es ist unglaublich, wie Sie so viel Abneigung vor einem Stande haben, dessen Pflichten Sie so leicht und mit so ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllen? — Ich fühle diese Abneigung; ich brachte sie mit auf die Welt, und sie wird mich nie verlassen. Ich würde am Ende doch eine schlechte Nonne seyn; dem Augenblicke muß ich zuvorkommen. — Aber wenn es unglücklicher Weise Ihnen nicht gelänge? — Wenn es mir nicht gelänge, so würde ich fodern, in ein an-

dres Haus gebracht zu werden. — Und gesetzt, Sie erhielten auch dieß nicht? — So würde ich sterben. — Ach, meine Freundin, Ihr Schritt macht mich zittern. Angst und bange ist mir daß Sie Ihrer Gelübde nie, nie entbunden werden. Und angenommen, es geschähe; was wird aus Ihnen werden? Was wollen Sie in der Welt anfangen? Sie haben Schönheit, Geist, Gaben; aber man sagt, Alles Das führe zu nichts, falls man tugendhaft ist; und ich weiß, die Tugend werden Sie nicht fahren lassen. — Wenn Sie das sagen, so lassen Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren, aber nicht der Tugend. Sie allein ists, auf die ich rechne. Je seltner man sie unter den Menschen findet, desto mehr Ansehn muß sie unter ihnen haben. — Man lobt sie, aber man thut nichts für sie. — Sie ists indeß doch, die mich aufmuntert, und mich in meinem Vornehmen erhält. Was sich auch für Einwendungen gegen meinen Schritt machen laßen, meine Sitten wird man wenigstens in

Ehren halten. Man wird nicht, wie von den mehrsten Uebrigen geschieht, sagen, ich wolle wegen einer zügellosen Leidenschaft mich meinem Stande entreissen; denn ich sehe Niemanden, ich kenne keinen Menschen. Ich verlange frey zu seyn, weil die Aufopferung meiner Freyheit nicht freywillig geschehen ist. Haben Sie meine Schrift gelesen? — Nein. Ich habe das Päckchen, was Sie mir gegeben, eröffnet, weil es ohne Aufschrift war, und ich denken mußte, es sey an mich; die ersten Zeilen aber haben mich eines Andern belehrt, und ich bin nicht weiter fortgefahren. Ein guter Geist hat Ihnen eingegeben, mir es zuzustellen; einen Augenblick später wäre es bey Ihnen gefunden worden! . . . aber die Stunde die unser Hierstehn endigt rückt heran, lassen Sie uns niederfallen, damit Die, die nach uns kommen, uns in der gehörigen Lage finden. Bitten Sie Gott um Erleuchtung und Leitung; ich will meine Gebete und Seufzer mit den Ihrigen vereinigen. — Meine Seele war ein

wenig erleichtert. Meine Gefährtin betete zur Rechten; ich warf mich nieder, meine Stirn an die untersten Stufen des Altars gelegt, und meine Arme über die obern gebreitet. Ich erinnere mich nie getroster und inbrünstiger zu Gott geredet zu haben. Das Herz klopfte mir heftig; einen Augenblick lang vergaß ich Alles, was mich umgab. Ich weiß nicht wie lange ich in dieser Lage blieb, oder wie lange ich noch darin geblieben wäre; aber ich mußte wohl, wie ich glaube, einen sehr rührenden Anblick für meine Gefährtin, und für die beiden Nonnen abgeben, die uns ablösten. Als ich mich wieder erhob, deuchte ich mir allein zu seyn; ich täuschte mich, sie hatten sich alle Drey hinter mir gestellt, standen und zerschmolzen in Thränen. Sie hatten mich nicht unterbrechen dürfen; sie warteten, bis ich von selbst aus dem Zustande der Entzückung und des Seelenergußes auftauchte, indem sie mich sahen. Als ich mich wieder nach ihrer Seite hinkehrte, mußte in meinem Ge-

fichte gewiß etwas sehr Ehrwürdiges seyn, falls ich davon nach der Wirkung urtheilen darf, die es auf sie hervorbrachte. Denn sie sagten mir, ich hätte unsrer alten Superiorin, in Augenblicken wo sie uns tröstete, ähnlich gesehn, und mein Gesicht in ihnen ein gleiches frohlockendes Zittern erregt. Wäre einiger Hang zur Heucheley oder Schwärmerey in mir gewesen, und hätte ich eine Rolle im Hause spielen wollen, so zweifle ich nicht, es würde mir gelungen seyn. Meine Seele entflammt sich leicht, erhöht sich, wird gerührt, und diese gute Superiorinn hat mir hundertmal unter Umarmungen gesagt: Niemand würde Gott, wie ich, geliebt haben; ich hätte ein fleischernes, und die Andern ein steinernes Herz. Sicher ists, ich nahm äußerst leicht an ihren Entzückungen Theil; und nicht selten begegnete es mir, daß in den Gebeten, die sie laut hersagte, ich das Wort ergriff, den Faden ihrer Gedanken verfolgte, und, gleichsam wie durch Eingebung, einen Theil Desjenigen fand, was sie

selber gesagt haben würde. Die andern hörten stillschweigend zu, oder folgten ihr; ich unterbrach sie, eilte ihr voraus, oder redete mit ihr. Ich behielt den Eindruck, den ich gefaßt hatte, lange fest, und wahrscheinlich mußte davon Etwas auf sie zurückstrahlen: denn man merkte auszeichnend an den Andern, daß jene mit ihr umgegangen waren; an ihr hingegen, daß sie mit mir umgegangen sey. Aber, was will das Alles sagen, wenn einmal der Beruf nicht da ist? . . . Als die Stunde unsrer Andacht um war, überliessen meine junge Gefährtin und ich unsere Stellen denen, die auf uns folgten. Wir umarmten uns zärtlich, und trennten uns.

Die Scene vor der Ruhestelle machte im Hause Aufsehen. Rechnen Sie dazu noch den Beyfall, den die Tenebern am Charfreytage erhielten: ich sang, ich spielte die Orgel, ich ward beklatscht. O was in Nonnenklöstern doch für Thorheit wohnt! Weiter bedurfte es für mich Nichts, mit der ganzen Genossin-

nenschaft ausgesöhnt zu seyn. Man war jetzt zuvorkommend gegen mich, und die Superiorin zu allererst. Verschiedene Personen aus der großen Welt suchten mich kennen zu lernen, und Dieß stimmte allzugut mit meinen Wünschen überein, um es abzulehnen. Ich sah den Ersten Präsidenten, die Prinzessin Soubise, und noch eine Menge sehr artiger Leute; Mönche, Priester, Officiere, obrigkeitliche Personen, fromme Weiber, Weiber aus der grossen Welt, und unter diesen auch junge windige Herrn, aus der Classe die man die Rothabsätze (talons rougs) nennt, und denen ich bald den Laufpaß gab. Von Bekanntschaften hielt ich mich nur an die, gegen die keine Einwendung statt finden konnte; den Rest überließ ich den übrigen Nonnen, die nicht so schwierig waren.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß als erstes Zeichen des Wohlwollens, was man gegen mich blicken ließ, man mich wieder in meine Zelle einsetzte. Ich hatte den Muth, das

kleine Gemälde unserer alten Superiorin zurück zu fodern, jene aber nicht den, mir es abzuschlagen; es hat seinen Platz wieder auf meinem Herzen eingenommen, und soll ihn da behalten, so lang ich lebe. Jeden Morgen ist meine erste Bewegung, daß ich meine Seele zu Gott erhebe; dann küsse ich mein Gemählde. Will ich beten, und meine Seele ist kalt, so binde ich es von meinem Halse los, und lege es vor mir hin; es blickt mich an, und begeistert mich. Wie Schade, daß wir die heiligen Personen nicht gekannt haben, deren Bildnisse unsrer Verehrung aufgestellt werden; sie würden uns zu ihren Füßen, oder vor sich, nicht so kalt lassen, wie wir gewöhnlich bleiben!

Ich erhielt Antwort auf meine Schrift. Sie rührte von einem Herrn Manouri her, und war weder günstig, noch ungünstig. Ehe man über diese Materie eine Entscheidung von sich gäbe, ward eine große Anzahl Aufklärungen verlangt, denen es schwer war ein Genüge zu leisten, ohne daß man sich sahe. Ich

nannte mich also, und lud Herrn Manouri ein, sich nach Longchamp zu begeben. Diese Herren verlassen ihr Haus nicht leicht; unterdessen kam er. Wir unterhielten uns sehr lange; wir redeten einen Briefwechsel ab, durch welchen sicher seine Fragen an mich gelangen, und meine Antworten darauf ihm zukommen konnten. Ich meinerseits verwendete alle Zeit, die er mir ließ, Herzen mir geneigt zu machen, sie zur Theilnahme an mein Schicksal zu bewegen, mir Schutz zu erwerben. Ich nannte mich, ich beschrieb, wie ich mich in den ersten Nonnenkloster in dem ich mich aufgehalten, genommen, was ich im väterlichen Hause erlitten; was Alles man mich im Kloster ausstehn lassen; meinen Einspruch in Sainte-Marie; meinen Aufenthalt zu Longchamp; die Geschichte meiner Einkleidung; meiner Gelübdeablegung; die Grausamkeit, mit der ich behandelt worden, seit ich völlig in den Nonnenstand getreten war. Man bedauerte mich; man bot mir Hülfe an; ich erbat mir den gegen mich be-

zeigten guten Willen, für die Zeit, wo ich seiner nöthig haben könnte; ohne daß ich mich weiter über die Sache ausließ. Es wurde von ihr im Kloster Nichts ruchtbar. Schon besaß ich aus Rom die Erlaubniß, gegen meine Gelübde einzukommen, die gerichtliche Verhandlung sollte unmittelbar angehn; als man noch darüber in tiefster Sicherheit war. Sie mögen sich also selber vorstellen, wie groß das Erstaunen meiner Superiorin seyn mußte, als man ihr im Nahmen der Schwester Marie Susanne Simonin, einen Einspruch gegen ihre Gelübde, mit dem Begehren einhändigte, das Gewand des heiligen Standes verlassen und aus dem Kloster gehen zu dürfen, um über sich zu verfügen, wie es ihr wohlgefallen würde.

Ich hatte wohl vorhergesehen, ich würde auf verschiedne Arten Widerstandes treffen; auf Schwierigkeiten abseiten des Gesetzes, auf Hindernisse, die aus dem Kloster selbst, oder von meinen beunruhigten Schwägern und Schwestern herstammen würden; denn an diese

war alles Familiengut gefallen, und ich hätte beträchtliche Ansprüche auf Zurückgabe an sie machen können. Ich schrieb daher an sie; bat sie meinem Heraustreten aus dem Kloster keine Steine in den Weg zu legen; berief mich auf ihr Gewissen, in Absicht der wenigen Freyheit, die ich bey Ablegung meiner Gelübde gehabt; erbot mich endlich gegen sie, durch einen authentischen Act, von allen meinen Ansprüchen auf mein väterliches und mütterliches Erbtheil abzustehen. Nichts ward gespart sie zu überzeugen, daß mein Schritt kein Schritt des Eigennutzes oder der Leidenschaft sey. Gleichwohl verblendete ich mich über ihre Gesinnungen nicht. Dieser Act, den ich ihnen vorschlug, aufgesetzt weil ich noch im Nonnenstande mich befand, ward seiner Natur nach ungültig, und es blieb für sie zu ungewiß, ob ich ihn bestätigen würde, wenn ich zu meiner Freyheit gelangt wäre. Und dann, konnte es ihnen sogar gelegen seyn, meine Vorschläge anzunehmen? Sollten sie eine Schwester ohne

Zufluchtsort und Auskommen lassen? Sollten sie im Genuße ihrer Güter bleiben? Was würde man in der Welt davon sagen? Wenn sie kömmt und Brodt von uns fodert, werden wir es ihr abschlagen können? Wenns ihr einfallen sollte, sich zu verheirathen, wer kennt die Art von Mann, den sie nehmen wird? Und wenn sie Kinder bekäme? Nein, der Versuch muß mit aller unserer Kraft hintertrieben werden! . . . Das wars, was sie zu sich sagten, und thaten.

Kaum hatte die Superiorin mein gerichtlich ihr zugekommenes Gesuch erhalten, als sie in meine Zelle rannte. Wie? Schwester Sainte-Susanne, sagte sie zu mir, Sie wollen uns verlassen? — Ja, Madame. — Und wollen wider Ihre Gelübde einkommen? — Ja, Madame. — Haben Sie solche denn nicht freywillig abgelegt? — Nein Madame. — Wer hat Sie aber dazu gezwungen? — Alles. — Ihr Herr Vater? — Allerdings. — Ihre Frau Mutter? — Ja. — Und

warum haben Sie sich nicht, als Sie am Altare waren, dagegen gesetzt? — Weil ich so wenig bey mir selbst war, daß ich mich nicht einmal erinnere, davor gewesen zu seyn. — Können Sie Das sagen? — Ich sage es, weil es wahr ist. — Wie? Sie hätten nicht gehört, daß der Priester Sie gefragt: Schwester Sainte-Susanne Simonin geloben Sie Gott, Gehorsam, Keuschheit und Armuth? — Davon ist mir nichts im Gedächtniß. — Und Sie bilden sich ein, daß Menschen Ihnen Das glauben werden? — Das mögen sie thun oder nicht, die Sache wird darum nicht weniger wahr seyn. — Liebes Kind, wenn solche Vorwände gehört würden, denken Sie doch, was daraus für Mißbräuche entspringen müßten! Sie haben einen unüberlegten Schritt gethan; Sie haben sich durch eine Empfindung von Rache hinreissen lassen. Die Züchtigungen, zu denen Sie mich gezwungen haben, liegen Ihnen auf den Herzen; Sie haben geglaubt durch sie hinlänglich berechtigt zu seyn,

Ihre Gelübde auflösen zu lassen. Darin aber irren Sie sich! Das lassen weder Gott noch Menschen zu! Bedenken Sie, daß Meineid das größte aller Verbrechen ist; Sie haben schon Meineid in Ihrem Herzen begangen, und wollen ihn vollenden. — Ich werde nicht meineidig seyn, denn ich habe Nichts beschworen. — Wenn auch dieß oder jenes Unrecht gegen Sie vorgefallen wäre, ist es nicht wieder gut gemacht? — Das Unrecht hat mich nicht bestimmt. — Was denn? — Der Mangel an Beruf; der Mangel an Freyheit bey Ablegung meiner Gelübde. — Wenn Sie nicht berufen waren, wenn Sie Zwang erlitten, warum sagten Sie Das nicht, als es Zeit war? — Wozu konnte mir das helfen? — Warum bewiesen Sie nicht dieselbe Festigkeit, die Sie zu Sainte-Marie zeigten? — Hängt es von uns ab, ob wir fest seyn wollen? Ich war das erstemal fest, das zweitemal einfältig. — Warum liessen Sie nicht einen Gesetzkundigen kommen? Sie hatten vier und zwan-

zig Stunden Zeit Ihren Nichtwillen geltend zu machen. — Kannte ich diese Förmlichkeiten? Wenn ich sie gekannt hätte, war es mir erlaubt mich ihrer zu bedienen? Und wäre es mir erlaubt worden, besaß ich die Kräfte dazu? Wie, Madame, sind Sie nicht selber meiner Geistesentfremdung gewahr geworden? Wenn ich Sie aufrufe zu zeugen, werden Sie schwören, ich sey gesund an Geist gewesen? — Wohl werde ich schwören! — Alsdann, Madame, werden Sie meineidig seyn, nicht ich! — Mein Kind, Sie sind im Begriff unnützes Aufsehen zu machen. Gehen Sie in sich; ich beschwöre Sie darum, um Ihres eigenen Besten, um des Vortheils dieses Hauses willen. Solche Arten Dinge werden nicht verhandelt, ohne daß ärgerliche Untersuchungen dabey vorfallen. — Das wird nicht meine Schuld seyn. — Die Leute in der Welt sind boshaft; man wird manches muthmaßen, was Ihrem Verstande, Ihrem Herzen, Ihren Sitten, höchst nachtheilig seyn wird; man wird glauben....

— Was man will! — Aber, reden Sie offen gegen mich. Haben Sie irgend ein geheimes Mißvergnügen, so läßt sich das abändern, es sey auch was es wolle. — Ich war, ich bin, ich werde, mein ganzes Lebelang, mit meinem Stande mißvergnügt seyn. — Sollte wohl der Geist der Verführung, der Sie ohne Unterlaß umlagert, und Sie ins Verderben zu stürzen sucht, sich der allzugroßen Freyheit, die Ihnen seit kurzen gelassen worden ist, bedient haben, um Ihnen irgend eine sündige Neigung einzuflößen? — Nein, Madame. Sie wissen ich thue höchst ungern einen Schwur; aber ich rufe Gott zum Zeugen, daß mein Herz unschuldig ist, daß ich niemals irgend eine schimpfliche Neigung gehabt habe. — Das ist unbegreiflich. — Gleichwohl, Madame, ist nichts leichter zu begreifen. Jedermann hat seinen Character, und ich habe den meinigen. Sie lieben das Klosterleben, ich hasse es; Sie haben von Gott die Gnade Ihres Standes empfangen, mir mangelt

gelt sie gänzlich. Sie würden sich in der Welt für verlohren halten, und versichern sich hier Ihre Seeligkeit; ich hoffe in der Welt seelig zu werden, bin aber und werde immer eine schlechte Nonne bleiben. — Warum denn Das? Keine erfüllt ihre Pflichten besser als Sie. — Aber ungern, und mit Widerwillen. — Desto größer ist Ihr Verdienst. — Niemand kann besser wissen, als ich, wie groß oder klein mein Verdienst ist, und ich bin genöthigt zu bekennen, daß, mitten indem ich mich Allem unterwerfe, ich dennoch nichts verdiene. Ich bin müde eine Heuchlerin zu seyn. Bey Ausübung dessen, wodurch andere seelig werden, verabscheue ich mich, und gehe verlohren. Mit Einem Worte, Madame, ich erkenne keine wahre Nonnen, als solche, die durch ihren Geschmack an der Weltentfernung sich hier festhalten lassen, und die hier bleiben würden, hielten auch weder Gitter noch Mauern sie zurück. Es fehlt sehr viel daran daß ich zu deren Anzahl gehören sollte: mein Leib ist hier,

mein Herz aber ist es nicht; und wenn ich zwischen dem Tode, und der ewigen Einsperrung in der ich lebe, zu wählen hätte, ich würde keinen Augenblick anstehen, lieber zu sterben. Das sind meine Gesinnungen. — Wie? Sie könnten ohne Gewissensvorwürfe diesen Schleyer, diese Kleider verlassen, in denen Sie Jesu Christo geheiligt worden sind? — Ja, Madame, weil ich sie unüberlegt und unfreywillig genommen habe. . . . Ich mäßigte den Ausdruck meiner Gesinnungen; denn was ich sagte war nicht was mein Herz mir eingab; es flüsterte mir vielmehr zu: O! warum ist doch der Augenblick nicht schon da, wo ich sie zerreissen und weit von mir schleudern dürfte! . . . Unterdeß schlugen doch meine Antworten die Superiorin nieder. Sie wurde blaß, sie wollte noch reden, allein ihre Lippen zitterten, und sie wußte nicht, was sie weiter sagen sollte. Ich ging mit großen Schritten in meiner Zelle auf und ab, indeß sie ausrief: O, mein Gott, was werden unsre Schwestern

sagen! O Jesus, wirf einen Blick des Mitleids auf sie! Schwester Sainte-Susanne! — Madame! — Es ist also eine ausgemachte Sache? Sie wollen uns entehren? uns zum öffentlichen Märchen machen, und es selbst werden? sich ins Verderben stürzen? — Ich will fort von hier. — Aber wenn nur das Haus es ist, was Ihnen mißfällt. ... — Es ist das Haus, es ist mein Stand, es ist das Nonnenwesen! Ich will weder hier noch anderwärts eingesperrt seyn. — Mein Kind, Sie sind vom Teufel besessen; er ist es, der in Ihnen seinen Unfug treibt, der aus Ihnen redet, der Sie außer sich bringt. Das ist die Wahrheit! Sehen Sie doch den Zustand, in dem Sie sind! — Wirklich warf ich die Augen auf mich, und sah, daß mein Kleid in Unordnung war, daß mein Brustschleyer sich um meine Schultern verschoben hatte, und herab gefallen war. Ich war der Reden dieser boshaften Superiorin, und ihres häßlich falschen, gegen mich nur angenommenen Tones

müde; ich sagte daher zu ihr, mit Erbitterung: Nein, Madame, nein; ich will dieß Kleid nicht mehr; ich will es nicht mehr! . . . Unterdeß suchte ich doch meinen Schleyer wieder in Ordnung zu bringen, aber meine Hände zitterten, und je mehr ich mich bemühte, ihn zurecht zu legen, desto mehr kam er in Unordnung. Ungeduldig ergriff ich ihn mit Heftigkeit, riß ihn weg, warf ihn auf die Erde, und blieb vor meiner Superiorin, mit der Binde um die Stirn, und mit fliegenden Haaren stehn. Sie, ungewiß ob sie bleiben sollte, ging hin und her, und sagte: O Jesus, sie ist besessen! . . . und indem kreuzigte sich die Heuchlerin mit dem Kreuze ihres Rosenkranzes. Bald kam ich wieder zu mir. Ich fühlte die Unziemlichkeit meines Zustandes, und die Unvorsichtigkeit meiner Reden; ich machte, so gut ich konnte, wieder Alles an mir zurecht, raffte meinen Schleyer auf, wendete mich gegen sie, und sagte: Madame, ich bin weder wahnsinnig noch besessen. Ich schäme mich

meiner Heftigkeit, und bitte Sie dafür um Verzeihung. Schließen Sie aber daraus, wie wenig sich der Stand einer Nonne für mich schickt, und wie gerecht es sey, daß ich alles aufbiete, mich herauszuziehen. . . . — Sie, ohne auf mich zu hören, wiederholte: Was wird die Welt sagen! was werden unsere Schwestern sagen! — Madame, fiel ich ein, wollen Sie Aufsehen vermeiden, so giebt es ein Mittel. Ich geize nicht nach meiner Ausstattung; ich verlange nichts als Freyheit. Ich will Ihnen nicht ansinnen, die Thore für mich aufsperren zu lassen, aber lassen Sie solche nur einmal, es sey heute, morgen, oder übermorgen, schlecht bewachen, und werden Sie meiner Entweichung so spät gewahr, als möglich. — Elende! was unterstehen Sie sich mir vorzuschlagen? — Ich gebe Ihnen einen Rath, den jede gute und verständige Superiorin in Absicht auf Die befolgen sollte, denen ihr Kloster ein Gefängniß ist; und für mich ist es ein tausendmal gräulicheres, als der Auf-

enthalt der Uebelthäter. Ich muß heraus, oder ich sterbe! Madame, sagte ich zu ihr; einen ernsten Ton und festen Blick annehmend, hören Sie mich! Wenn die Gesetze, an die ich mich gewendet habe, meine Erwartung hintergehn; wenn mich Regungen einer Verzweiflung treiben, die ich nur allzugut kenne,... Sie haben einen Brunnen; . . . es giebt Fenster im Hause . . . überall hat man Mauern vor sich . . . man hat ein Kleid, das man in Stücken schneiden, Hände, deren man sich bedienen kann. . . . — Still, Elende, Sie machen mich zittern . . . Wie? Sie könnten. . . . — Ich könnte, wenn mir Alles gebräche, wodurch man plötzlich die Leiden des Lebens endigt, die Nahrung von mir weisen; es steht Einem frey, ob man essen oder trinken will, oder nicht. . . . Geschähe dann am Ende, was ich Ihnen sage; hätte ich den Muth dazu, und Sie wissen, es fehlt mir nicht daran, (es gehört manchmal ein größerer dazu leben zu bleiben als zu sterben,) sagen Sie mir

. . . versetzen Sie sich vor Gottes Gericht: wer von uns beyden, Sie oder ich, würde strafbarer vor ihm erscheinen? Madame, ich fodere nichts, und werde nie etwas vom Hause wiederfodern. Ersparen Sie mir eine Frevelthat; ersparen Sie sich lange Gewissensbisse; lassen Sie uns Verabredungen . . . — Schwester Susanne, bedenken Sie, sollte ich die erste meiner Pflichten verletzen, dem Verbrechen die Hände bieten, an der Entweihung des Heiligthums Theil nehmen? — Der wahren Entweihung, Madame, mache ich mich alle Tage schuldig, indem ich durch Verachtung die heiligen Kleider herabwürdige, die ich trage. Nehmen Sie sie mir; ich bin ihrer unwürdig. Lassen Sie mich in seinem Dorfe Lumpen anlegen, gleich der ärmsten Bäuerinn; aber dieses Gefängniß öffne sich vor mir! — Wo wollen Sie denn hin, es besser als hier zu haben? — Ich weiß nicht, wo ich hingehn werde; aber man ist nirgends übel, als da, wo Gott nicht will, daß man seyn

soll; und Gott will nicht, daß ch hier seyn soll! — Sie besitzen Nichts. — Die Dürftigkeit ist nicht, was ich am meisten fürchte. — So fürchten Sie denn die Unordnungen, zu denen sie hinreißt. — Die Vergangenheit bürgt mir für die Zukunft. Hätte ich dem Verbrechen Gehör geben wollen, ich wäre frey. Aber falls ich auf eine geziemende Weise aus diesem Hause herauskommen soll, so muß es mit Ihrer Genehmigung oder durch das Ansehen der Gesetze geschehen. Sie können wählen!

Diese Unterredung war lang. Indem ich sie mir zurückrief, erröthete ich über die unvorsichtigen und lächerlichen Dinge, die ich gethan und gesagt hatte; aber es war zu spät. Die Superiorin war noch bey ihren Ausrufungen: Was wird die Welt sagen! was werden unsere Schwestern sagen! als die Glocke, die zu den Horen rief, uns trennte. Sie sagte, mich verlassend, zu mir: Schwester Sainte-Susanne, Sie gehen in die Kirche; flehen Sie

Gott an, daß er Sie rühre, und Ihnen den Geist Ihres Standes wiedergebe; befragen Sie Ihr Gewissen, und glauben Sie Dem, was es Ihnen sagen wird; es ist unmöglich daß es Ihnen nicht Vorwürfe machen sollte. Sie brauchen heute nicht mit zu singen.

Wir gingen beynahe zugleich herunter. Der Gottesdienst lief zu Ende. Am Beschlusse, da beynah alle Schwestern im Begriffe waren, auseinander zu gehen, schlug die Superiorin auf ihr Breviar, und hieß sie bleiben. Meine Schwestern, sagte sie zu ihnen, ich lade Sie ein, die Barmherzigkeit Gottes über eine Nonne anzuflehen, die Er verlassen, die den Geschmack und den Geist unsrer Gelübde verlohren hat, und die im Begriffe steht, eine in Gottes Augen lästerliche, und vor den Menschen schimpfliche Handlung zu begehn.

Ich bin nicht im Stande, Ihnen die allgemeine Verwunderung zu beschreiben. Schnell wie man einen Blick um sich wirft, hatte jede, ohne sich von der Stelle zu bewegen, das Ge-

sicht ihrer Gefährtinnen durchlaufen, um die Schuldige an ihrer Verlegenheit auszukundschaften. Alle warfen sich nieder, und beteten schweigend. Nach seiner ziemlich beträchtlichen Pause stimmte die Priorin mit leiser Stimme das Veni Creator an, und alle setzten mit leiser Stimme das Veni Creator fort. Nach einer zweiten Stille schlug jene auf ihr Pult, und begab sich weg.

Sie mögen sich das Gemurmel denken, das in der Gemeinde entstand. Wer ist es? Wer ist es nicht? Was hat sie gethan? Was will sie thun? . . . Diese Muthmaßungen dauerten nicht lange. Mein Gesuch fing schon an in der Welt Aufsehen zu machen; ich bekam Besuche ohne Ende; Einige überhäuften mich mit Vorwürfe; Andere versorgten mich mit Rath; von einigen ward mein Vornehmen gebilligt, von Andern getadelt. Es stand mir nur Ein Mittel frey, mich vor Allen zu rechtfertigen; nämlich das Betragen meiner Eltern gegen mich an den Tag zu brin-

gen, und Sie begreifen, was für Schonungen ich bey diesem Punkte anzuwenden hatte. Es waren nur Einige mir wahrhaftig zugethane Personen, und Herr Manouri, der Besorger meiner Angelegenheit, denen ich mich vollkommen eröffnen konnte. Wenn ich Schrecken vor den Qualen empfand, die mich bedrohten, so stellte sich das Gefängniß, in das ich Einmal geschleppt worden, meiner Einbildungskraft in seinem ganzen Grausen dar. Ich kannte die Wuth der Nonnen. Ich theilte meine Angst Herrn Manouri mit, und er sagte zu mir: Es läßt sich unmöglich jede Art der Leiden von Ihnen abwenden; Sie haben Sich dessen versehen müssen; Sie müssen sich mit Geduld rüsten, und mit der Hoffnung aufrichten, daß sie ein Ende nehmen werden. Was das Gefängniß betrift, so verspreche ich Ihnen, daß Sie nicht wieder hineinkommen sollen; lassen Sie Das meine Sache seyn. . . . Wirklich brachte er auch, nach Verlauf einiger Tage, einen Befehl an die Superiorin mit, mich je-

desmal und so oft mich stellen zu lassen, als sie darum angefodert werden würde.

Den andern Tag, nach geendigtem Gottesdienste, ward ich abermals dem öffentlichem Gebete der Gemeinde empfohlen. Man betete in aller Stille, und sang mit leiser Stimme den nämlichen Kirchengesang, wie den Tag vorher. Dieselbige Cäremonie wieder den dritten Tag, nur mit dem Unterschiede, daß man mir befahl, ich sollte mich in die Mitte des Chors stellen, und daß die Gebete für die Sterbenden, und die Litaneyen der Heiligen, mit dem Endfalle: ora pro ea hergesagt wurden. Am vierten Tage fiel ein Possenspiel vor, in dem sich ganz der seltsame Character der Superiorin zeichnete. Am Ende des Gottesdienstes ließ man mich in einen Sarg, mitten im Chor, mich niederlegen, stellte Kerzenleuchter, nebst einem Weihwasserkessel, mir zur Seite hin, bedeckte mich mit einem Schweißtuche, und las die Todtenmesse über mich. Hernach mußte im Herausgehen jede Nonne

mich mit Weihwasser besprengen, und die Worte dabey sagen: Requiescat in pace! Wer die Sprache der Klöster versteht, weiß, was für eine Art von Drohung in diesen Worten enthalten war. Zwey Nonnen hoben das Schweißtuch auf, löschten die Kerzen aus, und ließen mich, bis auf die Haut mit dem Wasser benetzt, liegen. Sie hatten nämlich die Bosheit gehabt mich zu begießen. Meine Kleider trockneten an mir; ich hatte keine Wäsche sie zu wechseln. Diese dehmüthigende Kränkung ward noch von einer andern begleitet. Die Gemeinde wurde versammelt. Man sah mich als eine Verworfene an, mein Schritt ward als ein Abfall behandelt, und man verbot, unter Strafe des Ungehorsams, allen Nonnen, mit mir zu reden, mir Hülfleistung zu reichen, sich mir zu nahen, sogar die Sachen zu berühren die mir gedient hatten. Diese Befehle wurden der Strenge nach ausgerichtet. Unsere Gänge sind eng; zwey Personen haben an einigen Stellen Mühe geraden Ganges einander vor-

bey zu kommen. Traf es sich einmal daß ich darin ging, und daß eine Nonne mir entgegen kam, so kehrte sie entweder um, oder drängte sich an die Wand, indem sie ihren Schleyer und ihr Kleid zusammen nahm, aus Furcht, es möchte sich gegen das meinige reiben. Hatte man Etwas von mir zu empfangen, so mußte ich es an die Erde legen, und man wickelte sich eine Leinwand um die Hand es aufzunehmen. Hatte man mir Etwas zu geben, so warf man es mir hin. War Einer das Unglück begegnet mich zu berühren, so glaubte sie sich verunreinigt, ging hin um zu beichten, und sich bey der Superiorin die Absolution darüber geben zu lassen. Man sagt wohl, Schmeicheley sey an sich schon niedrig und verächtlich, aber sie ist auch zugleich höchst grausam und dabey sehr erfinderisch, wenn sie sich vornimmt, durch Kränkungen Anderer zu gefallen. Man setzte mich von allen meinen Verrichtungen ab. In der Kirche ließ man eine Stelle auf jede Sei-

te derjenigen, die ich einnahm, ledig. Im Refectorium mußte ich allein an einem Tische für mich essen. Ich war genöthigt, in die Küche hinunter zu gehn, meine Portion zu fodern; gleich das erstemal rief mir die Schwester Köchin entgegen: Nicht herein!.... Ich gehorchte. — Was wollen Sie? — Zu essen haben? — Zu essen haben? Sie sind nicht werth zu leben!... — Zuweilen kehrte ich wieder um, und ließ den Tag, ohne Nahrung zu mir zu nehmen, verstreichen. Zuweilen verlangte ich welche, und man setzte mir auf die Schwelle Gerichte nieder, die man sich geschämt haben müßte, dem Viehe vorzuwerfen; weinend nahm ich sie, und ging meiner Wege. Traf sichs zuweilen, daß ich an der Thüre des Chors die Zuletztanlangende war, so fand ich sie verschlossen; dann legte ich mich auf den Knien draußen nieder, und wartete das Ende des Gottesdienstes ab; gings mir eben so in dem Garten, so kehrte ich in meine Zelle zurück. Unterdeß wurden meine Kräf-

te, durch die wenige Nahrung, durch die schlechte Beschaffenheit derjenigen, die ich zu mir nahm, und noch mehr durch die Anstrengung geschwächt, die ich anwandte, so viel wiederholte Beweise von Unmenschlichkeit zu ertragen; ich fühlte, daß wenn ich fortführe zu leiden, ohne mich zu beschweren, ich nie das Ende meines Processes erleben würde. Ich entschloß mich also mit der Superiorin zu reden; obzwar halb todt vor Schrecken, ging ich und klopfte an ihre Thür. Sie machte auf; wie sie mich gewahr ward, trat sie plötzlich einige Schritte zurück, und sagte zu mir: Abtrünnige! weg von hier! Ich entfernte mich. — Noch weiter! .... Ich entfernte mich noch weiter. — Was wollen Sie? — Weil ich denn doch weder durch Gott noch durch Menschen zum Tode verdammt worden bin, so will ich, Madame, daß Sie befehlen, daß man mich leben lasse. — Leben? sagte sie zu mir, eben wie die Schwester Köchin, verdienen Sie das? — Das weiß nur

Gott; aber ich melde Ihnen: daß, wenn man mir die Nahrung versagt, ich meine Klage darüber bey Denen anbringen werde, die mich in ihren Schutz genommen haben. Ich bin hier nur in Gewahrsam, bis mein Schicksal und mein Zustand entschieden seyn wird. — Gehn Sie, sagte sie; verunreinigen Sie mich nicht durch Ihre Blicke; ich will dafür sorgen. — Ich ging, und sie schlug mit Heftigkeit ihre Thüre hinter mir zu. Die Befehle wurden wahrscheinlich ertheilt, ich aber deshalb um nichts besser bedient, die Andern machten sich ein Verdienst daraus, der Superiorin zu ungehorsamen; sie warfen mir die gröbsten Speisen vor, und noch verdarben sie auch diese, durch Asche, und alle mögliche Art von Unflath.

Das ist das Leben, das ich geführt habe, so lange mein Proceß dauerte. Das Sprachzimmer war mir nicht gänzlich untersagt; man konnte mir die Freyheit nicht nehmen, Verabredungen mit meinen Richtern und

Anwalde zu pflegen; indeß ward dieser doch verschiedene Male genöthiget, Drohungen anzuwenden, um mich zu sehn. Alsdann begleitete eine Schwester mich hin, beschwerte sich aber, wenn ich leise redete, ward ungeduldig wenn ich zu lange da blieb, unterbrach mich, strafte mich Lügen, widersprach mir, wiederholte gegen die Superiorin meine Reden, verdrehte sie, vergiftete sie, log mir sogar welche an, die nicht aus meinem Munde gekommen waren; was weiß ich Alles? Zuletzt ging man so weit, daß man mich ausplünderte, mir meine Stühle, meine Bettdecke, meine Matratzen wegnahm; mir keine reine Wäsche gab. Meine Kleider rissen auf; ich war fast ohne Schuhe und Strümpfe. Kaum konnte ich Wasser erhalten; verschiedene Male bin ich genöthiget gewesen, selber welches aus dem Brunnen zu hohlen aus dem Brunnen, von dem ich geredet habe; man zerbrach mir meine Gefäße; alsdann war ich gezwungen das geschöpfte Wasser sogleich auszu-

trinken, ohne welches mit mir hinauf nehmen zu können. Ging ich etwa unter einem Fenster vorbey, so mußte ich sogleich mich davon machen, oder ich konnte mich gewärtigen, die Unreinigkeiten aus den Zellen über mich ausgegossen zu bekommen. Einige Schwestern haben mir ins Gesicht gespien. Ich klebte gleichsam von scheußlichem Schmutze. Da man die Beschwerden fürchtete, die ich vor meinen Beichtvätern anbringen könnte, so ward mir das Beichten untersagt. An einem grossen Feste, ich glaube, es war der Himmelfahrtstag, brachte man mein Schloß in Unordnung; ich konnte nicht in die Messe, und vielleicht würde ich den ganzen übrigen Gottesdienst versäumt haben, hätte nicht eben Herr Manouri einen Besuch abgestattet; zu dem man anfänglich sagte, man wisse nicht, was aus mir geworden sey, man sähe mich nicht mehr, und ich wohnte keiner christlichen Uebung mehr bey. Indeß quälte ich mich doch so lange, bis ich mein Schloß sprengte,

und begab mich an die Thüre des Chores, die ich zugemacht fand; wie es immer der Fall war, wenn ich nicht gleich mit den Ersten ankam. Ich lag auf der Erde, den Kopf und den Rücken gegen eine der Wände gestemmt, die Hände über die Brust gekreuzt, und so, daß mein übriger Leib den Gang versperrte. Als der Gottesdienst zu Ende war, und die Nonnen heraus wollten, blieb die, die zuvorderst ging, ganz kurz stehen; die Uebrigen drängten hinzu; die Superiorin merkte die Sachen, und sagte: Tretet nur auf sie; es ist nichts als ein Leichnam .... Einige gehorchten und stampften mich unter die Füße, andre waren zwar weniger unmenschlich, keine aber reichte mir den Arm, mir aufzuhelfen. Während meiner Abwesenheit entwendete man aus meiner Zelle meinen Betschemel, das Gemählde unserer Stifterin, die übrigen Heiligenbilder, das Crucifix; und es blieb mir kein anderes übrig, als das, was ich an meinem Rosenkranze trug, den man mir auch nicht lange

ließ. Ich lebte also zwischen meinen vier Mauern, in einem Zimmer ohne Thür, ohne Stuhl; ich mußte entweder stehen, oder auf meinem Strohsacke liegen. Wenn ich Nachts gezwungen war, hinaus zu gehen, meine Nothdurft zu verrichten, ward ich den andern Tag beschuldigt, daß ich die Ruhe des Hauses störte, daß ich nachtwandelte und wahnsinnig würde. Weil meine Zelle nicht mehr schloß, kam man des Nachts mit Geräusch herein, schrie, zerrte an meinem Bette, schlug meine Fensterscheiben entzwey, jagte mir Schrecken ein. Bald kam der Lärm von unten herauf, bald stieg er von oben herunter; und diejenigen, die nicht mit in der Verschwörung waren, sagten: in meinem Zimmer gingen seltsame Dinge vor, sie hätten Trauerstimmen, Geschrey, Kettengeklirre darin gehört, ich pflöge Umgang mit Gespenstern und bösen Geistern, ich müßte einen Bund mit ihnen gemacht haben, und man würde unverzüglich genöthigt seyn, den Gang zu verlassen. Es giebt in den

Nonnengesellschaften Schwachköpfige; diese machen sogar die größere Anzahl darin aus, und solche glaubten wirklich, was man ihnen von mir sagte. Sie unterstanden sich nicht vor meiner Thüre vorüber zu gehen; sie sahen mich in ihrer verstörten Einbildungskraft unter einer scheußlichen Gestalt, machten das Zeichen des Kreuzes, wenn sie mir begegneten, und entflohen mit dem Ausrufe: Weg von mir, Satan! Gott! steh' uns bey! .... Eine der Jüngsten stand einmal im hintersten Ende des Ganges; als ich auf sie zuging, und sie keinen Weg sah mir auszuweichen, ward sie vom gräßlichsten Schrecken ergriffen. Anfangs kehrte sie sich mit dem Gesichte gegen die Wand, und murmelte mit bebender Stimme: Mein Gott! mein Gott! Jesus! Maria! .... Als ich indeß dichte auf sie zuging, und sie mich nahe bei sich fühlte, bedeckte sie sich, aus Furcht mich zu sehen, das Gesicht mit den Händen, that einen Sprung mir zur Seite hin, stürzte mit Heftigkeit in meine Arme, und: Barm-

herzigkeit! rief sie aus, ich bin verlohren! Schwester Susanne, thun Sie mir nichts böses; haben Sie Mitleid mit mir! und unter diesen Worten sank sie halb todt auf den Boden hin. Man kam auf ihr Geschrey herbey, man trug sie weg, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie diese Begebenheit ausgebildet wurde. Man machte die sträflichste Geschichte daraus, sagte der Teufel der Unreinigkeit hätte sich meiner bemächtigt, dichtete mir Absichten, Handlungen an, die ich nicht nennen darf, schrieb seltsamen Begierden meinerseits die Unordnung bey, in welche die junge Nonne gerathen war. Ich bin denn doch wahrhaftig kein Mann, und weiß nicht, was man sich Schlimmes erdenken kann, das zwischen Einem Frauenzimmer und einem andern vorgehen, und noch weniger was von einem Frauenzimmer allein begangen werden könnte? Da indeß mein Bette ohne Vorhänge war, und man zu jeder Stunde in meine Zelle herein kam; . . . was soll ich Ihnen sagen, mein

Herr? . . . Es müssen denn doch, bey aller ihrer äußern Zucht, bey aller Anständigkeit ihrer Blicke, bey aller Keuschheit ihres Ausdrucks, diese Weiber ein sehr verdorbenes Herz haben; wenigstens wissen sie, daß man allein entehrende Handlungen begehen kann, eine Sache, von der ich nichts weiß, und daher auch niemals recht verstanden habe, wessen sie mich eigentlich anklagen wollten. Sie drückten sich in so dunklen Ausdrücken darüber aus, daß ich nie im Stande war, ihnen eine Antwort darauf zu geben. Ich würde unendlich weitläuftig seyn müssen, wenn ich Ihnen alle und jede dieser Verfolgungen herrechnen wollte. Ach, mein Herr! falls Sie Kinder besitzen, so lernen Sie aus meinem Beyspiele, was für ein Loos sie ihnen zubereiten, wenn Sie solche, ohne die äußern Kennzeichen des stärksten und entschiedendsten Berufs, in ein Kloster zwingen. Wie ungerecht ist man nicht in der Welt! Ist es erlaubt, ein Kind über seine Freyheit in einem Alter schalten zu lassen, in

dem man ihm nicht anvertraut, einen Thaler Geldes anzulegen? Lieber tödten Sie Ihre Tochter, als daß Sie solche in ein geistliches Haus, wider ihren Willen, einkerkern lassen, lieber tödten Sie sie! Wie oft habe ich nicht gewünscht, von meiner Mutter in der Geburt erstickt worden zu seyn! Sie wäre viel, viel weniger grausam gegen mich gewesen. Sollten Sie wohl glauben, daß man mir sogar mein Brevier nahm, und mir verbot, zu Gott zu beten? Ach, und es war doch mein einziger Trost! Auch hob ich meine Hände gen Himmel, stieß Geschrey aus, und wagte zu hoffen, daß es von dem einzigen Wesen gehört werden würde, welches Zeuge meines ganzen Elendes war. Aber man horchte an meiner Thür, und eines Tages, als ich mich in dem gepreßten Jammer meines Herzens an Gott wendete, und ihn um Hülfe rief, ward mir gesagt: Du flehst umsonst zu Gott, es giebt keinen Gott mehr für Dich; stirb in Verzweiflung, und sey verdammt! ....

mit der jungen Nonne machte man, was man wollte. Die Beschuldigungen waren so stark, und so vielerley, daß bey aller seiner gesunden Vernunft, Herr Hebert doch nicht umhin konnte, zum Theil darauf zu hören, und zu glauben, daß viel Wahres daran seyn könnte.

Die Sache kam ihm wichtig genug vor, sich selbst davon unterrichten zu wollen; er ließ also seinen Besuch ankündigen, und kam wirklich von zween jungen Geistlichen begleitet, die man ihm zugesellt hatte, und die ihm seine mühsamen Amtsverrichtungen erleichtern halfen.

Einige Tage vorher, Nachts, hörte ich, daß man leise in meine Kammer kam. Ich sagte Nichts, ich erwartete, daß man mich anreden sollte. Man rief darauf mit leiser und zitternder Stimme: Schwester Sainte-Susanne, schlafen Sie? — Nein, ich schlafe nicht. Was giebts? — Ich bins. — Was für ein Ich? — Ihre Freundin, die halbtodt

ſterungen aus, die ich Ihnen zu wiederholen mich nicht unterſtehe. Alle behaupteten: es ginge etwas Widernatürliches in mir vor, und man müßte den Großvicar davon benachrichtigen; welches auch geſchah.

Dieſer Großvicar war ein gewiſſer Herr Hebert, ein Mann von Jahren und Erfahrung; rauh, aber gerecht, aber aufgeklärt. Man erzählte ihm, was für Unordnungen im Hauſe vorfielen; und ſicher iſts, daß ſie groß genug waren, obgleich warlich nicht durch meine Schuld, die ich als ihre Urheberinn und Urſache angeklagt ward. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß in der an den Vicar abgelaſſenen Schrift, meine nächtlichen Wanderungen, meine Abweſenheiten vom Chore, das Getümmel womit es in meinem Zimmer umginge, daß die Eine geſehen, das eine Andre gehört haben wollte, meine Abneigung vor heiligen Dingen, meine Läſterungen, die ſchmuzigen Handlungen, die man mir andichtete, nicht vergeſſen wurden. Aus der Geſchichte

mit der jungen Nonne machte man, was man wollte. Die Beschuldigungen waren so stark, und so vielerley, daß bey aller seiner gesunden Vernunft, Herr Hebert doch nicht umhin konnte, zum Theil darauf zu hören, und zu glauben, daß viel Wahres daran seyn könnte.

Die Sache kam ihm wichtig genug vor, sich selbst davon unterrichten zu wollen; er ließ also seinen Besuch ankündigen, und kam wirklich von zween jungen Geistlichen begleitet, die man ihm zugesellt hatte, und die ihm seine mühsamen Amtsverrichtungen erleichtern halfen.

Einige Tage vorher, Nachts, hörte ich, daß man leise in meine Kammer kam. Ich sagte Nichts, ich erwartete, daß man mich anreden sollte. Man rief darauf mit leiser und zitternder Stimme: Schwester Sainte-Susanne, schlafen Sie? — Nein, ich schlafe nicht. Was giebts? — Ich bins. — Was für ein Ich? — Ihre Freundin, die halbtodt

vor Furcht ist, und die sich der Gefahr aussetzt, sich unglücklich zu machen, um Ihnen einen Rath zu geben, der vielleicht unnütz ist. Hören Sie! Morgen, oder, es kann seyn, übermorgen, werden wir einen Besuch vom Großvicair haben. Sie werden angeklagt werden; machen Sie sich bereit sich zu verantworten. Leben Sie wohl, fassen Sie Muth; und der Herr sey bey Ihnen! ... Dieß gesagt, entfernte sie sich, leicht wie ein Schatten. Sie sehen, es giebt überall, selbst in den Nonnenklöstern, einige mitleidige Seelen, die nichts verhärtet.

Unterdeß ward mein Proceß mit Wärme betrieben; eine Menge Personen alles Standes, alles Geschlechts, von mancherley Lebensarten, Leute, die ich nicht kannte, interessirten sich für mein Schicksal, und legten Vorbitte für mich ein. Sie, mein Herr, waren unter diesen; und vielleicht ist Ihnen die Geschichte meines Processes besser bekannt als mir. Denn am Ende konnte ich mit Herrn Manouri nicht

mehr Zusammenkunft pflegen. Man sagte ihm: ich wäre krank. Er stellte sichs wohl vor, daß man ihn hinterginge; er zitterte, daß man mich in den Kerker geworfen haben möchte. Er meldete sich im erzbischöflichen Pallaste; und man würdigte ihn keines Gehörs. Man hatte darin ausgestreut, ich sey wahnsinnig, oder vielleicht noch etwas ärgers. Er wandte sich wieder an die Richter, und bestand auf der Ausführung des der Superiorin eingehändigten Befehls, mich lebendig oder todt zu stellen, wenn sie darum angefodert werden würde. Die weltlichen Richter schoben es wieder auf die geistlichen zurück. Diese fühlten die Folgen, welche der Umstand haben könnte, wenn man ihnen nicht zuvorkäme; und dieß wars vermuthlich, was den Besuch des Großvicars beschleunigte. Denn diese Herren haben der ewigen Klosterzänkereien so satt, daß sie sich eben nicht sehr gern damit abgeben mögen; sie wissen aus Erfahrung, daß ihrem Ansehen immer ausgewichen wird,

und daß es unangenehme Stöße dabey erleidet.

Ich benutzte die mir von meiner Freundin gewordnen Nachricht dadurch, daß ich Gott um Beystand anrief, meine Seele in Faßung setzte, und mich zu meiner Vertheidigung anschickte. Ich bat den Himmel: er möchte mir nur das einzige Glück gewähren, ohne Partheilichkeit angehört zu werden. Ich erhielt es; aber Sie werden vernehmen, um welchen Preis. Foderte es mein Vortheil, daß ich vor den Augen meines Richters unschuldig und bey Verstande erschiene, so lag meiner Superiorin nicht weniger daran, daß man mich als boshaft, vom Teufel besessen, strafbar und aberwitzig sähe. Auch verdoppelte man, während ich meine Inbrunst und Gebete verdoppelte, seine Bosheit. Man reichte mir nicht mehr Speise, als nöthig war zu verhindern, daß ich nicht Hungers stürbe; man mergelte mich mit Casteyungen ab; man vervielfältigte um mich herum Schrecken aller Art; man nahm mir

gänzlich die Nachtruhe. Alles was die Gesundheit herabbringen und den Geist verwirrt machen kann, setzte man ins Werk. Es war eine Abfeimung von Grausamkeit, von der Sie keine Vorstellung haben. Schließen Sie auf das Uebrige, von folgendem Zuge. Eines Tages, als ich aus meiner Zelle hervor kam, um in die Kirche oder anders wohin zu gehen, sah ich eine Feuerzange auf dem Boden queer im Gange liegen. Ich bückte mich sie aufzuheben, um sie so zu stellen, daß diejenige, die sie abhanden kommen lassen, sie leicht wieder finden möchte. Das Licht hinderte mich zu sehen, daß sie beynahe roth glühend war; ich faßte sie, und indem ich sie fallen ließ, blieb die Haut meiner Hand daran hängen. Man stellte des Nachts, an Orten, wo ich vorbey mußte, mir Anstöße, von der Höhe meiner Knie oder meines Kopfes, in den Weg. Hundert mal habe ich mir Schaden zugefügt. Ich weiß nicht wie es manchmal zugegangen ist, daß ich nicht ums Leben dabey gekommen bin. Ich hatte kein

Licht

Licht mir zu leuchten, und war genöthigt immer zitternd, und die Hände vor mir vorausgestreckt, zu gehen. Man streute zerbrochnes Glas unter meinen Schritten aus. Ich hatte mir sehr vorgenommen, dieß Alles zu sagen, und hielt mir auch so ziemlich Wort. Ich traf die Thüre des Abtritts verschlossen, und war genöthigt verschiedene Stockwerke herunter zu steigen, und ganz hinten in den Garten zu laufen, wenn ich die Thüre davon offen fand. Fand ich sie nicht offen. . . . Ach! mein Herr, was für boshafte Geschöpfe sind doch eingesperrte Weiber, die es wissen, daß sie dem Haße ihrer Superiorin fröhnen, und die Gott einen Dienst zu leisten glauben, wenn sie jemanden zur Verzweiflung bringen können. Es war Zeit, daß der Archidiaconus ankam; es war Zeit, daß mein Proceß endigte.

Dieß ist der schrecklichste Augenblick meines Lebens. Denn, mein Herr, wohl zu merken, ich wußte durchaus nicht, unter welchen Farben man mich in den Augen dieses Geistlichen ab-

gemahlt hatte, und er kam mit der Neugierde ein besessenes, oder sich besessen stellendes Mädchen zu sehn. Man glaubte, nur ein starker Schreck könne bewirken, daß ich in diesem Zustande vor ihm erschiene; und nahm sich folgendermaßen damit, es bey mir zu erregen.

Am Tage seines Besuchs trat, gleich früh Morgens, die Superiorin in meine Zelle, durch drey Schwestern begleitet, deren Erste einen Weihwasserkessel, die andre ein Crucifix, und die dritte Stricke trug. Die Superiorin sagte zu mir, mit starker und drohender Stimme: Stehn Sie auf! — Ich stand auf. — Knien Sie nieder, und empfehlen Sie sich Gott! — Madame, sagte ich zu ihr, ehe ich Ihnen gehorche, darf ich Sie fragen, was aus mir werden soll? was Sie über mich beschlossen haben? und was ich von Gott erflehen muß? Ein kalter Schweiß verbreitete sich über meinen Leib, ich zitterte, ich fühlte meine Knie unter mir wanken, ich sah mit Schrecken ihre drey unglücklichen Gefährtinnen an. Sie

standen in Eine Reihe gestellt, mit finsterm Gesicht, verbissenen Lippen, und verschlossenen Augen. Mein Entsetzen hatte mich jedes Wort der Frage, die ich gethan, einzeln hervorstammeln lassen. Ich glaubte, aus dem Stillschweigen das man beobachtete, ich wäre nicht gehört worden. Ich wiederholte die letzten Worte dieser Frage, denn ich hatte nicht die Kraft sie ganz von vorne anzufangen, und sagte also mit schwacher erlöschender Stimme: Um welche Gnade muß ich Gott anflehen? Man antwortete mir: Bitten Sie ihn um Vergebung der Sünden Ihres ganzen Lebens. Reden Sie zu ihm, als ob der Augenblick für Sie vorhanden wäre, wo Sie vor ihm erscheinen sollen. — Bey diesen Worten glaubte ich, sie hätten beschlossen, mich aus der Welt zu schaffen. Ich hatte wohl eher gehört, daß Das zuweilen in gewissen Mönchsklöstern geschähe; daß sie Gericht hielten, zum Tode verdammten, und die Todesstrafe wirklich vollzögen. Zwar glaubte ich nicht, man habe jemals diese

unmenschliche Gerichtsbarkeit in irgend einem weiblichen Kloster sich angemaßt; aber so manche andre Grausamkeit war vorgefallen, die ich mir nicht träumen hatte lassen können, und die doch verübt war. Bey dieser Vorstellung meines nahen Todes, wollte ich schreyen; allein mein Mund öffnete sich, und kein Laut kam hervor. Ich ging auf die Superiorin zu, die Hände flehend ausgestreckt, mein in Ohnmacht fallender Leib sank seitwärts zurück. Ich stürzte hin; allein dieser Sturz war nicht hart. In dem Augenblick des Außersichseyns, wo uns die Kraft verläßt, erschlaffen die Glieder unvermerkt an uns, sinken, so zu sagen, eines in das andere hinein, und, da die Natur sich nicht erhalten kann, so sucht sie wenigstens auf eine weiche Art in Ohnmacht zu fallen. Ich verlohr Bewustseyn und Empfindung, hörte nur um mich verworrene entfernte Stimmen schwirren; es sey nun, daß wirklich gesprochen ward, oder daß mir bloß die Ohren klangen, ich unterschied nichts als dieses Klingen, welches

dauerte. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande blieb; allein ich wurde daraus durch eine plötzliche Kühle hervorgezogen, die mir eine leichte Zuckung verursachte, und einen tiefen Seufzer entriß. Ich war durch und durch von Wasser naß; es lief von meinen Kleidern auf den Boden; man hatte mir einen vollen Weihwasserkessel über den Leib gegossen. Ich lag ausgestreckt auf der Seite in diesem Wasser, den Kopf gegen die Wand gestützt, mit geöfnetem Munde, die Augen halb todt und zugeschlossen. Ich suchte sie zu öffnen und um mich zu blicken; es kam mir aber vor, als sey ich mit einer dicken Luft umgeben, durch die ich nichts als wallende Gewänder gewahr ward, woran ich mich zu halten suchte, ohne daß ich sie erfassen konnte. Ich erprobte den von meinen Armen, auf den ich mich nicht stützte; ich wollte ihn erheben, fand ihn aber zu schwer. Meine äußerste Schwäche nahm allmählig ab; ich erhob mich, ich stützte meinen Rücken gegen die Mauer. Ich hatte

beyde Hände im Wasser liegen, den Kopf auf die Brust geneigt, und stieß mühsam, gebrochenes unarticulirtes Klagen aus. Diese Weiber sahen mich mit einem Wesen an, in dem die Nothwendigkeit der Unerbittlichkeit geschrieben stand, und welches mir die Kraft benahm, sie anzuflehen. Die Superiorin sagte: Man stelle sie auf die Beine! — Sie faßten mich darauf unter den Arm, und hoben mich auf. Sie setzte hinzu: Weil sie denn Gott nicht anflehen will, desto schlimmer für sie! Sie wissen, was Sie zu thun haben; vollziehen Sie! . . . Ich glaubte, diese mitgebrachten Stricke wären bestimmt, mich zu erdrosseln; ich sah sie an, meine Augen füllten sich mit Thränen. Ich bat um das Crucifix, es zu küssen, und man schlug mirs ab. Ich bat um die Stricke, sie zu küssen, und man hielt sie mir hin. Ich neigte mich, ich ergriff das Scapulier der Superiorin, und küßte es. Ich sagte: Mein Gott, erbarme dich meiner! Liebe Schwestern, laßt mich doch wenigstens

nicht sehr leiden! . . , und bot meinen Hals dar. Ich kann Ihnen nicht sagen, was aus mir wurde, noch was man mit mir anfing. Es ist ausgemacht, daß Diejenigen, die man zur Todesstrafe hinführt (und ich sah sie mir bevorstehn) todt sind, ehe man sie richtet. Ich fand mich auf dem Strohsacke wieder, der mir statt Bettes diente; die Arme hinter den Rücken zusammengebunden, mit einem großen eisernen Crucifixe auf den Knien sitzend. . . , Mein Herr Marquis, ich sehe, indem ich dieses schreibe, wie weh ich Ihnen thue; aber Sie wollten ja wissen, ob ich das Mittleid verdiene, das ich von Ihnen erwarte.

In diesem Augenblicke empfand ich den Vorzug der christlichen Religion, über alle Religionen der Welt; und welche erhabene Weisheit in dem liegt, was die blinde Philosophie die Thorheit des Kreuzes nennt. Wozu hätte mir in dem Zustande, in dem ich war, das Bild eines glücklichen und mit Ehre gekrönten Gesetzgebers dienen können? Aber ich sah den

Unschuldigen, mit Dornen bekränzt, die Hände und Füße mit Nägeln durchbohrt, unter Leiden, den Geist aufgebend, und sagte zu mir: Das ist mein Gott! und ich darf mich beklagen? . . . Ich schloß mich fest an den Gedanken, und fühlte wieder Trost in meinem Herzen entstehen. Ich erkannte die Eitelkeit des Lebens, und schätzte mich höchst glücklich, es zu verlieren, ehe mir Zeit geworden, meine Sündenschuld zu häufen. Unterdeß zählte ich meine Jahre. Ich fand daß ich nicht älter als neunzehn sey, und seufzte. Ich war zu sehr geschwächt, zu sehr niedergeschlagen, als daß mein Geist sich über die Schrecken des Todes hätte erheben können. Bey vollkommner Gesundheit, glaube ich, hätte ich mich mit mehr Muth dazu zu entschließen vermocht.

Unterdeß kam die Superiorin mit ihren Schergìnnen zurück. Sie fanden mich mehr bey mir selbst, als sie erwarteten, und zu finden gewünscht hatten. Sie richteten mich auf meine Füße; man heftete mir meinen

Schleyer über das Gesicht; zwey nahmen mich unter die Arme, eine dritte schob mir im Rücken nach, und die Superiorin befahl mir zu gehen. Ich ging, ohne zu wissen wohin, glaubte aber es sey zum Tode. Ich rief aus: Mein Gott, erbarme dich meiner! Mein Gott, unterstütze mich! Mein Gott, verlaß mich nicht! Mein Gott vergieb mir, wenn ich dich beleidigt habe!

Ich langte in der Kirche an. Der Großvicar hatte die Messe darin gefeyert, die Nonnengemeinde war versammelt. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß, als ich mich an der Thüre befand, diese drey Nonnen, die mich führten, mich drängten, mich mit Heftigkeit stießen, sich um mich herum zu zerreissen schienen, mich schleppten, die Eine bey den Armen, während die andern mich hinten zurückhielten, als hätte ich Widerstand geleistet, und mich gesperrt in die Kirche zu treten; was aber doch nicht der Fall war. Man führte mich an die Stuffen des Altars. Ich hatte Mühe das Stehen zu

behalten, und man zog mich an den Knien, als weigerte ich mich niederzuknien. Man hielt mich fest, als hätte ich Lust zu entfliehen. Das Veni Creator ward gesungen; man gab mir den Segen. In dem Augenblicke des Segens, wo man sich anbetend verneigt, krümmte Die, die mich bey den Armen gefaßt, mich gewaltsam nieder, mit ihren Händen auf meine Schultern drückend. Ich fühlte diese verschiedenen Bewegungen, und es war mir unmöglich, die Absicht davon zu errathen; am Ende aber klärte sich Alles auf.

Nach dem Segen legte der Großvicar sein Meßgewand ab, und behielt nur noch seinen Chorrock und Summarium an. So trat er vorwärts auf die Stuffen des Altares, vor dem ich auf den Knien lag. Er stand zwischen den beyden Geistlichen, dem Altare, auf dem das heilige Sacrament ausgestellt war, den Rücken, und gegen mich das Gesicht gekehrt. Er näherte sich mir, und sagte zu mir: Schwester Susanne, stehn Sie auf!... Die Schwe-

stern, die mich hielten, rissen mich mit Rauhigkeit empor, und hatten mich mitten um den Leib gefaßt, gleichsam als fürchteten sie, ich möchte entwischen. Der Vicar sagte ferner: Man binde sie los! . . . Es ward ihm nicht gehorcht; man that, als trüge man Bedenken, oder sähe gar Gefahr dabey, mich frey zu lassen. Aber ich habe Ihnen gesagt, der Mann war ein wenig barsch; er wiederholte mit fester und starker Stimme: Man binde sie los! Es ward gehorcht. Kaum hatte ich die Hände frey, als ich einen schmerzhaften kreischenden Klageton von mir gab, der ihn erblassen machte, und die heuchlerischen Nonnen um mich herum stellten sich, als ob sie wie erschrocken zurückfuhren. Er faßte sich wieder, die Schwestern kamen, wie zitternd, zurück, ich blieb unbeweglich, und er sagte zu mir: Was ist Ihnen? . . . Ich antwortete ihm nur dadurch, daß ich ihm meine beyden Arme zeigte. Der Strick mit dem man sie mir zusammenschnürte, hatte fast in mein Fleisch eingeschnitten, sie waren

ganz bläulich-roth von Blut, das gehemmt aus den Aederchen getreten war. Er begriff, meine Klage rühre von dem plötzlichen Schmerze her, den das sich wieder in Umlauf setzende Blut mir verursachte. Er sagte: Man hebe ihren Schleyer auf! . . . Dieser war an verschiedenen Stellen, ohne daß ich es wußte, zusammengenäht. Sie zerrten und rissen mit Heftigkeit daran, was, wenn man den Kniff nicht dabey gebraucht hätte, unnöthig gewesen wäre. Allein es war darauf angelegt, daß der Priester mich als besessen, wahnwitzig, und unsinnig erblicken sollte. Endlich gaben auf das viele Zerren die Fäden einiger Näthe nach, mein Schleyer und Kleid riß an andern Stellen auf, und mein Gesicht ward sichtbar. Ich bin nicht uneben von Gestalt. Der tiefe Schmerz hatte meiner Gesichtsbildung zwar etwas Verstörtes gegeben, indeß nichts von ihrem Character genommen. Der Ton meiner Stimme hat etwas rührendes, das meinem Ausdrucke das Gepräge der Wahrheit giebt. Diese vereinig-

ten Eigenschaften machten einen starken Eindruck von Mitleid, auf die jungen Acolyten des Archidiaconus. Er selber kannte eine solche Empfindung nicht. Er war ein gerechter, allein nicht ein Mann von starkem Gefühl; und gehört zu Denen, deren Temperament das Unglück über sie verhängt, daß sie, bey Ausübung der Tugend, die Süssigkeit derselben nicht empfinden, und ihre Pflicht nur aus einem Geiste der Ordnung, gleichsam vermöge einer Operation des Verstandes, erfüllen. Er nahm den Ermel seines Chorrocks, legte ihn auf mein Haupt, und sagte zu mir: Schwester Susanne, glauben Sie an Gott den Vater, Sohn und heilgen Geist? — Ich antwortete: Ich glaube daran. — Glauben Sie an unsere heilige Mutter Kirche? — Ich glaube daran. — Entsagen Sie dem Satan und allen seinen Werken? — Anstatt zu antworten, that ich einen plötzlichen Ruck vorwärts, und stieß einen lauten Schrey aus, so daß die Ecke seines Chorrocks von meinem Haupte abglitt. Er

gerieth in Verwirrung, seine Gehülfen wurden blaß, von den Schwestern entflohen einige, und andre, die in ihren Kirchstühlen waren, verließen sie im größten Getümmel. Der Archidiaconus winkte, man solle sich wieder zur Ruhe begeben; unterdessen heftete er seinen Blick auf mich, und erwartete etwas außerordentliches. Ich beruhigte ihn wieder, indem ich sagte: Mein Herr, es ist nichts; eine der Nonnen stach mich mit etwas Spitzigem ins Fleisch! und setzte Hände und Augen gen Himmel hebend, mit einem Strome von Thränen, hinzu: Man verwundete mich in eben dem Augenblicke, wo Sie mich fragten, ob ich dem Satan und seinen Werken entsagte; und ich weiß wohl warum. ... Alle betheuerten hierauf, durch die Stimme der Superiorin, keine Einzige habe mich angerührt. Der Archidiaconus legte mir aufs neue einen untern Zipfel des Chorrocks auf das Haupt. Die Nonnen wollten sich wieder nähern, allein er winkte ihnen, sich entfernt zu halten, und fragte abermals: ob ich dem Sa-

tan und seinen Werken entsagte? Ich antwortete mit starker Stimme; Ich entsage ihm, ich entsage ihnen! . . . Darauf ließ er sich ein Crucifix bringen, und bot es mir zu küssen dar. Ich küßte es an den Füßen, an den Händen, und an der Seitenwunde. Er befahl mir, es laut anzubeten. Ich legte es auf den Boden nieder, kniete hin, und sagte: „Mein Gott, mein Heiland, der Du am „Kreuze für meine Sünden, und für alle Sün„den des menschlichen Geschlechts gestorben bist, „ich bete Dich an. Laß mir das Verdienst der „Pein, die Du ausgestanden hast, zu gut „kommen. Laß einen Tropfen deines vergosse„nen Blutes auf mich herabrinnen, damit ich „gereinigt werde. Vergieb mir, mein Gott, „wie ich allen meinen Feinden vergebe“. . . . Der Vicar sagte hierauf zu mir: Sprechen Sie eine Bezeugung (acte) des Glaubens! . . . und ich sprach eine. Sprechen Sie eine Bezeugung der Liebe! . . . und ich sprach eine. Sprechen Sie eine Bezeugung der Hoffnung!

. . . und ich sprach eine. Sprechen Sie eine Bezeugung der christlichen Liebe! . . . und ich sprach eine — Ich erinnere mich der Worte nicht mehr, mit denen ich mich dabey ausdrückte, allein ich stelle mir vor, daß Inbrunst darin gewesen seyn muß, denn sie preßte einigen Nonnen schluchzende Thränen ab, die beyden jungen Geistlichen weinten dabey, und der Archidiaconus fragte mich verwundernd: woher ich die Gebete genommen, die ich eben hergesagt? Ich antwortete ihm: Aus meines Herzens Grunde. Es sind meine Gedanken und meine Empfindungen; darüber rufe ich Gott zum Zeugen an, Gott, der uns überall hört, und auf diesem Altare gegenwärtig ist! Ich bin eine Christin, ich bin unschuldig, und wenn ich dieß oder Das Unrecht begangen habe, so kennt Gott es allein, und Er allein hat das Recht, mich dafür zur Rechenschaft zu ziehen, und zu bestrafen. . . . Bey diesen Worten warf er einen schrecklichen Blick auf die Superiorin.

Der übrige Theil dieser Cäremonie, bey wel-

welcher man der Majestät Gottes Hohn gesprochen, die heiligsten Dinge entweiht, und den Diener der Kirche zum Besten gehabt hatte, ging zu Ende, und die Nonnen begaben sich weg. Nur die Superiorin, ich, und die jungen Geistlichen blieben zurück. Der Archidiaconus setzte sich, und zog aus der Tasche die Schrift heraus, die ihm wieder mich zugestellt war. Er las sie mit lauter Stimme ab, um mich über die darin enthaltenen Artikel zu befragen. Warum gehen Sie, sagte er zu mir, nicht zur Beichte? — Weil man mich davon abhält. — Warum nahen Sie sich nicht den heiligen Sacramenten? — Weil man mich daran verhindert. — Warum wohnen Sie nicht der Messe, noch dem öffentlichen Gottesdienst bey? — Weil man es mir verwehrt. Die Superiorin wollte das Wort nehmen; er aber sagte mit seinem Tone: Madame, schweigen Sie! . . . Warum wandern Sie des Nachts aus Ihrer Zelle? — Weil man mir Wasser, weil man mir meinen Wassertopf,

weil man mir alles für Naturbedürfnisse nöthige Geschirr genommen hat. — Warum wird denn Nachts in Ihrer Schlafkammer und in Ihrer Zelle Geräusch gehört? — Weil man sich darauf legt, mir den Schlaf zu rauben. — Abermals wollte die Superiorin reden; allein er hieb sie zum zweitenmal über: Madame, ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie schweigen sollen. Sie werden antworten, wenn ich Sie frage. . . . Was ist denn das für eine Nonne, die man Ihnen unter den Händen weggerissen, und die im Gange zu Boden gestürzt gefunden ist? — Ihr zu Boden Fallen war eine Folge von dem Grausen, das man ihr vor mir beygebracht hat. — Ist diese Nonne Ihre Freundin? — Nein, mein Herr. — Sind Sie niemals in ihre Zelle gegangen? — Niemals. — Haben Sie niemals etwas Unanständiges gegen sie, oder gegen eine andre begangen? — Niemals. — Warum hat man Sie denn gebunden? — Ich weiß es nicht. — Warum schließt Ihre Zelle

nicht? — Weil ich das Schloß daran zerbrochen habe. — Warum haben Sie es zerbrochen? — Um die Thüre zu öffnen, damit ich am Himmelfahrtstage dem Gottesdienst beywohnen konnte. — Sie haben sich also an dem Tage in der Kirche gezeigt? — Ja, mein Herr. . . . Die Superiorin fiel ein: Mein Herr, es ist nicht wahr; die ganze Gemeine. . . . Wird bezeugen, unterbrach ich sie, daß die Thür des Chors verschlossen war; daß Sie mich an dieser Thüre niedergeworfen gefunden, und daß Sie den Nonnen befohlen haben, über mich wegzugehen, was auch Einige thaten. Aber ich vergebe ihnen, und Ihnen Madame, daß Sie es befohlen. Ich bin nicht gekommen irgend Jemanden anzuklagen, sondern lediglich mich zu vertheidigen. — Warum haben Sie weder Rosenkranz noch Crucifix? — Weil es mir genommen ist. — Wo ist ihr Brevier? — Auch das hat man mir genommen. — Wie beten Sie denn? — Ich bete aus dem Herzen und aus dem Geiste, ob

man mir gleich verboten hat, zu beten. — Wer hat es Ihnen verboten? — Madame.... Die Superiorin wollte wieder reden; allein: Madame! sagte er zu ihr, ist es wahr oder falsch, daß Sie ihr verboten haben, zu beten? Sagen Sie Ja, oder Nein. — Ich glaubte, und hatte Ursache zu glauben. . . . Davon ist nicht die Rede. Ich frage haben Sie ihr verboten zu beten, Ja oder Nein? — Nun ja! ich hab es ihr verboten, aber. . . . — Sie wollte fortfahren; allein der Archidiaconus nahm wieder das Wort: Warum, fragte er, Schwester Susanne, warum sind Sie denn barfuß? — Weil mir weder Schuhe noch Strümpfe gegeben werden. — Und warum ist Ihre Wäsche und Kleidung so veraltet, und in so unreinem Zustande? — Weil man mir Wäsche versagt, und weil ich genöthigt bin, in meinen Kleidern zu schlafen. — Warum schlafen Sie in Ihren Kleidern? — Weil ich weder Vorhänge, noch Matratzen, noch Bettdecke, noch Betttücher, noch Nachtwäsche, habe. — Warum

haben Sie keine? — Weil man sie mir weg genommen hat. — Bekommen Sie ordentlich zu essen? — Ich verlange es wohl. — Sie bekommen es also nicht? Ich schwieg; und er setzte hinzu: Es ist unglaublich, daß man so strenge gegen Sie hat verfahren können, ohne daß Sie irgend Fehltritte begangen haben sollten, die es verdienen. — Mein Fehltritt müßte der seyn, daß ich nicht zum Nonnenstande be berufen, und gegen Gelübde eingekommen bin, die ich nicht freywillig abgelegt habe. — Darüber zu entscheiden ist die Sache der Gesetze; und was für einen Ausspruch diese auch thun mögen, so müssen Sie unterdessen doch die Pflichten des Nonnenlebens erfüllen. — Keine mein Herr, ist darin pünktlicher, als ich. — Sie müssen aber auch eben so behandelt werden, als alle ihre Mitschwestern. — Mehr verlange ich auch nicht. — Haben Sie über Niemanden zu klagen? — Nein, mein Herr. Ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin nicht gekommen, um anzuklagen, sondern um mich zu vertheidi-

gen. — Gehen Sie. — Mein Herr, wohin soll ich gehn? — In Ihre Zelle. — Ich that einige Schritte; darauf kehrte ich wieder um, und warf mich der Superiorin und dem Archidiaconus zu Füßen. Nun, sagte er, was giebts? — Ich antwortete ihm, indem ich ihm dabey meinen an verschiedenen Stellen beschädigten Kopf, meine blutrünstigen Füße, meine hagern und blaugelben Hände, mein schmutziges und zerrissenes Kleid zeigte: Sehn Sie! . . .

Sie, mein Herr Marquis, — denn ich verstehe Sie, — Sie, und die meisten einstigen Leser meiner Schrift, werden sagen: „Solche vervielfältigte, mannichfaltige, fortgesetzte Unthaten? Eine Folge so ausgesuchter „Grausamkeiten, von Seelen, die sich der Religion gewidmet haben? Es ist nicht wahrscheinlich“! Ich gebe es zu; sie sind indeß wahr, und möge der Himmel, den ich zum Zeugen aufrufe, mich mit aller seiner Strenge richten, und zum ewigen Feuer verdammen,

wenn ich der Verläumdung verstattet habe, auch nur Eine meiner Zeilen mit ihrem Gifte zu beflecken! Ob ich gleich lange erfahren, welch ein heftiger Sporn für eine verkehrte menschliche Natur der Haß einer Superiorin ist, besonders wenn solche Werkzeuge ihrer Grausamkeit sich aus den Frevelthaten, die sie begehn, ein Verdienst machen, sich darüber Beyfall zurufen, und derselben rühmen können, so soll doch die Empfindlichkeit mich nicht hindern, gerecht zu seyn. Jemehr ich darüber nachdenke, desto mehr überrede ich mich, daß, was mir begegnet ist, sich noch nie zugetragen hat, und sich fast nie wieder zutragen wird. Einmal, (und wollte Gott, daß es das Einzige und das letztemal seyn möchte!) einmal gefiel es der Vorsehung, in der Verborgenheit ihrer Wege, und ihrer undurchdringlichen Rathschlüsse, über eine Einzige Elende unter der unendlichen Anzahl von Unglücklichen, die meine Vorgängerinnen in einem Kloster waren, und meine Nachfolgerinnen darin seyn werden, ein

solches volles Maaß grausamer Behandlung zu häufen. Ich habe gelitten; ich habe viel gelitten; allein das Schicksal meiner Verfolgerinnen scheint mir bedauernswerther als das meinige, und hat mir immer so geschienen. Ich möchte, lieber hundertmal! möchte ich sterben, als meine Rolle mit der ihrigen vertauschen. Meine Leiden, das hoffe ich, mein Herr, von Ihrer Güte, werden endigen. Das Andenken aber, die Schande, und die Gewissensbisse über jene Verbrechen bleibt denen, welche sie begingen, bis an ihre letzte Stunde. Schon klagen sie, und werden zeitlebens (zweifeln Sie nicht daran!) sich anklagen, mit Schrecken werden sie in die Grube fahren. Indessen, mein Herr Marquis, ist meine jetzige Lage beweinenswürdig. Das Leben fällt mir zur Last; ich bin ein Weib; ich bin schwachen Geistes, wie alle meines Geschlechts; Gott kann mich verlassen; ich fühle weder die Kraft noch den Muth in mir, noch lange Das zu ertragen, was ich schon ausgehalten habe.

Fürchten Sie, mein Herr Marquis, daß ein unglücklicher Augenblick für mich einmal wiederkehren kann. Vergössen Sie dann auch blutige Thränen über mein Schicksal, verzehrten Sie sich auch in Vorwürfen darüber, so würde ich darum nicht aus dem Abgrunde hervortauchen, in dem ich versunken wäre; er würde sich auf immer hinter einer Verzweifelten verschlossen haben.

Gehen Sie! sagte der Archidiaconus zu mir. Einer von den Geistlichen reichte mir die Hand, mich aufzuheben, und der Archidiaconus setzte hinzu: Ich habe Sie gehört, ich werde Ihre Superiorin hören, und nicht von hier weggehen, ehe die Ordnung wiederhergestellt ist. — Ich begab mich weg. Ich fand das übrige Haus in ängstlicher Besorgniß; alle Nonnen standen in den Thüren ihrer Zellen; sie zischelten sich von Einem Ende des Ganges zum Andern zu; sobald ich erschien, begaben sie sich weg; es erfolgte ein langes Geklapper mit den Thüren, eine nach der andern ward

heftig zugeschlagen. Ich kehrte in meine Zelle zurück, kniete gegen die Mauer, und flehte zu Gott, daß er die Mäßigung, mit der ich gegen den Archidiaconus gesprochen hatte, mir zu gut kommen, und diesem meine Unschuld und die Wahrheit kund werden lassen möchte.

Indem ich in diesem Gebete begriffen war, kamen der Archidiaconus, seine beyden Gehülfen, und die Superiorin, in meine Zelle. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ohne Tapeten, ohne Stuhl, ohne Betschemel, ohne Vorhänge, ohne Matratzen, ohne Bettdecke, ohne Betttücher, ohne irgend eine Art Geschirr war, daß meine Thüre nicht zugeschlossen werden konnte, und ich fast keine ganze Glasscheibe in meinen Fenstern hatte. Ich stand auf, und der Archidiaconus, der plötzlich stutzte, und Blicke des Unwillens auf die Superiorin warf, sagte zu ihr: Nun Madame? — Sie antwortete: Ich habe das nicht gewußt. — Sie haben es nicht gewußt? Sie lügen! Haben Sie einen einzigen Tag vorbeygehen lassen, ohne herein zu

kommen, und kamen Sie nicht eben herunter, als Sie vor mir erschienen? . . . Schwester Susanne, reden Sie! Ist Madame heute nicht hier hereingekommen? — Ich antwortete nicht; er drang nicht weiter in mich; aber die jungen Geistlichen liessen ihre Arme sinken, und verriethen durch ihre niedergeschlagenen Augen, und auf den Boden gehefteten Blicke, ihr Mitleid und ihre Verwunderung. Sie gingen alle hinaus; ich hörte den Archidiaconus im Gehen zu der Superiorin sagen: Sie sind Ihres Amtes unwürdig, Sie verdienten abgesetzt zu werden. Ich werde beym Herrn Erzbischofe Klage führen. Dieser ganzen Unordnung muß abgeholfen seyn, ehe ich von hier gegangen bin! . . . Darauf begab er unter stetem Kopfschütteln sich weg; und setzte hinzu: Es ist erschrecklich! Christinnen! Nonnen! Menschliche Geschöpfe! Es ist erschrecklich!

Seit diesem Augenblicke hörte ich von nichts weiter reden; aber ich bekam Wäsche, andre Kleidungsstücke, Vorhänge, Betttücher,

Geschirr, mein Brevier, meine Andachtsbücher, meinen Rosenkranz, mein Crucifix, Fensterscheiben; mit einem Worte Alles, was mich mit den übrigen Nonnen wieder auf gleichen Fuß setzte. Freyheit ins Sprachzimmer zu kommen ward mir auch eingeräumt; doch nur, wenn die Angelegenheiten meiner Sache es erfoderten.

Sie nahm aber einen üblen Gang. Herrn Manouri's erste Schrift brachte wenig Eindruck hervor. Sie war zu witzig, nicht rührend genug, und fast von allen Rechtsgründen entblößt; was ich aber diesem sehr geschickten Anwalde nicht zurechnen darf. Ich hatte durchaus nicht gewollt, daß er den Ruf meiner Eltern angreifen sollte; ich hatte ihn gebeten den Nonnenstand und besonders das Haus, in dem ich war, zu schonen; so auch meine Schwäger und meine Schwestern nicht mit zu verhaßten Farben zu mahlen. Für mich redete nichts, als mein erster Einspruch; der freylich feyerlich genug, aber in einem andern Kloster geschehen, und seitdem

nicht wieder erneuert war. Wenn man seiner Vertheidigung so enge Grenzen setzt, und gegen Parteyen zu rechten hat, die ihrem Angriffe keine setzen, die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit mit Füßen treten, die, mit gleicher Unverschämtheit, behaupten und läugnen, was nicht wahr und was wahr ist, und die weder vor falschen Beschuldigungen, noch vor Verdachtausstreuung, noch vor Afterrede, noch vor Verleumdung erröthen, so ist es schwer bey Gerichtsstühlen durchzudringen, wo die Gewohnheit und Langeweile der Geschäfte auch die wichtigsten Sachen nur mit weniger Gewissenhaftigkeit untersucht werden läßt; zumal da das Auge des Politikers Rechtsfälle, wie den meinigen, in einem ungünstigen Lichte betrachtet, weil er fürchtet, daß Ein glücklicher Erfolg, den Eine gegen ihre Gelübde einkommende Nonne fände, eine ganze Menge anderer zu eben dem Schritte bewegen dürfte, und es heimlich fühlt, wie, wenn die Thore dieser Gefängnisse sich für Eine Unglückliche aufthäten, der ganze

Haufe der Uebrigen nachdrängen, und sich gleichfalls Mühe geben würde, sie zu sprengen. Es wird also auf nichts gedacht, als uns den Muth zu benehmen, und zu bewirken, daß wir uns sämmtlich, aus Hoffnungslosigkeit unsern Zustand je abzuändern, in unser Schicksal ergeben. Unterdeß sollte doch, deucht mich, in einem wohlregiertem Staate, das Gegentheil geschehen; man sollte schwer ins Kloster hinein, und leicht herauskommen können. Und warum wird in diesem Falle nicht, wie in so vielen andern, gehandelt, in welchen ein Mangel an Formalität, in einer sonst selbst gerechten Procedur, Alles wieder vernichtet? Machen denn die Klöster einen so wesentlichen Theil der Verfassung eines Staates aus? Hat Jesus Christus Mönche und Nonnen eingesezt? Kann die Kirche ihrer durchaus nicht entbehren? Wozu bedarf denn der Bräutigam so vieler thörigter Jungfrauen, und die menschliche Gesellschaft so vieler Schlachtopfer? Wird man niemals die Nothwendigkeit fühlen, die Oeff-

nungen dieser Abgründe zu verschütten, in denen ganze künftige Geschlechter verschlungen werden, und sich verlieren? Sind alle jene Schlendriansgebete, die man herplappert, wohl Einen Heller werth, den christliches Erbarmen der Armuth darreicht? Billiget Gott, welcher den Menschen zur Geselligkeit erschuf, daß er sich einschliesse? Kann Gott, der ihn so unbeständig, so gebrechlich gebildet hat, seinen vorwitzigen Gelübden Beyfall geben? Können diese, gegen die allgemeinen Triebe der Natur verstoßenden Gelübde, je beobachtet werden, außer von Geschöpfen verschrobener Bildung, in denen die Keime der Leidenschaften verwelkt sind, und die man mit gutem Fug zu den Mißgeburten zählen könnte, wenn die Eingeschränktheit unsrer Einsichten uns verstattete, eben so leicht und eben so richtig den innern Bau des Menschen, als seine äußere Gestalt, zu erkennen? Verändern alle jene traurigen Cäremonien, die bey der Einkleidung und Gelübdablegung einer dem Mönchs- oder Nonnenle-

ben, das heißt dem Unglücke, sich widmenden Person beobachtet werden, verändern sie die thierischen Triebe der Natur? Erwachen diese nicht vielmehr in der Stille, durch den Zwang, und im Müssiggange, mit einer den Weltleuten, die eine Menge Zerstreuungen in einem Strudel fortreißt, unbekannten Heftigkeit? Wo trift man, wie hier, Köpfe von unreinen, sie verfolgenden, und hin und her scheuchenden Gespenstern umlagert, an? Wo findet man diese tiefe Langewelle, diese Blässe, diese Magerkeit, alle diese Aeußerungen einer hinwelkenden und sich verzehrenden Natur? Wo werden die Nächte durch Seufzer gestört, wo rinnen die Tage so in Thränen dahin, die keine bestimmte Ursache den Augen entlockt, und in einer Schwermuth, von der man keinen Grund anzugeben weiß? Wo durchbricht die Natur, empört über einen Zwang, für den sie nicht geschaffen ist, so den ihr entgegengesetzten Widerstand, daß sie wüthend wird, und die Leibesbeschaffenheit in eine rettungslose Unordnung stürzt?

stürzt? An welchem Orte haben Kummer, und Laune alle gesellschaftlichen Eigenschafeen vernichtet? Wo ist einer, an welchem es keinen Vater, keinen Bruder, keine Schwestern, keine Verwandten, keine Freunde giebt? Wo einer, an dem der Mensch sich nur als ein vorüberschwindendes, als das Wesen Eines Augenblicks betrachtend, die süßesten Verbindungen dieser Welt, gleich wie ein Reisender die Gegenstände auf die er trift, ohne Anhänglichkeit behandelt? Wo ist der Wohnsitz des Haßes, des Ekels und der Krankheitsdünste? Wo ist der Ort der Sclaverey und des Despotismus? Wo lebt der Haß welcher nicht erlischt? Wo treiben so die im Stillen ausgebrüteten Leidenschaften ihr Spiel? Wo ist der Aufenthalt der Grausamkeit und der Neugier? Man kennt die Geschichte dieser Zufluchtsörter nicht, sagte Herr Manouri in seiner Schrift, man kennt sie nicht!

Eine Tochter bat ihre Eltern, unter die Ursulinerinnen gehen zu dürfen. Ihr Vater

sagte zu ihr, er gebe seine Einwilligung; allein er setzte drey Jahre fest, binnen deren sie ihren Schritt erst überlegen möchte. Das Mädchen war voll Eifer, die vorgeschriebene Bedingung kam ihr hart vor, sie mußte sich ihr unterdeß unterwerfen. Als diese Zeit verlaufen war, und sie ihren Beruf noch immer fortdauernd fühlte, trat sie ihren Vater aufs neue an, und sagte ihm, daß die drey Jahre nunmehr verflossen wären. Gut, mein Kind, antwortete er ihr, ich habe Dir drey Jahre zugestanden, damit Du Dich selbst prüfen möchtest; ich hoffe, Du wirst mir nun auch eben so viele zugestehen, mich dazu entschließen zu können. . . . . Dieß kam ihr noch viel härter vor, es wurden Thränen vergossen, allein der Vater war ein fester Mann, der auf seinem Stücke bestand. Am Ende dieser Jahre trat sie endlich ein, und legte das Gelübde ab. Sie war eine gute Nonne, einfach, fromm, genau in Erfüllung aller ihrer Pflichten; allein das Unglück wollte, daß die Beichtväter ihrer Offenheit mis-

brauchten, in dem geistlichen Gerichtstuhle der Beichte zu erfahren, wie es in dem Innern des Hauses herginge? Ihre Obern schöpften Argwohn darüber, sie ward eingesperrt, von den Religionsübungen ausgeschlossen, verfiel in Wahnsinn; und wie hätte auch ihr Kopf gegen die Verfolgungen von funfzig Personen ausdauern können, die sich von Anbeginn des Tages bis in die sinkende Nacht beschäftigten, ein unglückliches Geschöpf zu martern? Vorher hatte man ihrer Mutter eine Schlinge gelegt, die den Geiz der Superiorinnen nach dem Leben mahlt. Man wußte ihr nämlich ein Verlangen beyzubringen, ins Haus zu kommen, und die Zelle ihrer Tochter zu besuchen. Sie wandte sich an die Großvicarien, die ihr die gewünschte Erlaubniß zustanden. Sie ward eingelassen, und lief nach der Zelle ihres Kindes. Wie groß aber war ihr Erstaunen, da sie Nichts, als die vier nackten Mauern darin vorfand? Alles war daraus entwendet. Es ließ sich leicht denken, daß diese zärtliche

und gefühlvolle Mutter ihre Tochter nicht in diesem Zustande lassen würde; wirklich stattete sie solche auch von neuem aus, setzte sie in Kleider und Wäsche, sagte aber dabey, den Nonnen: ihre Neugier käme ihr zu theuer zu stehen, um solch ein zweytes Mal zu hegen; eine drey oder viermalige Wiederholung würde die Schwestern und Brüder ihrer Tochter zu Grunde richten. . . . In den Klöstern opfern Ehrgeiz und Ueppigkeit einen Theil der Familie auf, um den übrigbleibenden in vortheilhaftere Vermögensumstände zu setzen. Sie sind der Unrathhaufen, auf den man gleichsam den Kehricht der menschlichen Gesellschaft wirft. Wie viele Mütter söhnen, wie die meinige, ein geheimes Verbrechen durch ein anderes aus!

Herr Manouri machte eine zweyte Schrift bekannt, die ein wenig mehr Wirkung that. Man verwandte sich mit Lebhaftigkeit für mich. Ich erbot mich noch Einmal gegen meine Schwestern, sie im ganzen und ruhigem Be-

sitze der Erbschaft meiner Eltern zu lassen. Es gab einen Augenblick, wo mein Proceß die günstigste Wendung zu nehmen schien, und ich zur Freyheit zu gelangen hoffte; desto grausamer aber war meine Täuschung. Meine Sache wurde in öffentlicher Versammlung verhandelt, und ging verlohren. Die ganze Nonnengemeinde war von dem Ausgange derselben schon unterrichtet, als ich noch nichts davon wußte. Es war eine Bewegung, ein Getümmel, eine Freude, kleine geheime Unterhaltungen, ein Gehen, ein Kommen, ein Gelauf bey der Superiorin und den Nonnen unter einander! Ich zitterte und bebte; ich konnte weder in meiner Zelle bleiben, noch daraus hervorkommen; ich besaß keine Freundin, in deren Arme ich mich hätte werfen können. O, was für ein grausamer Morgen ist der, an welchem ein großer Proceß entschieden wird! Ich wollte beten; ich konnte nicht. Ich warf mich auf die Knie; ich faßte mich; ich fing einen Segen an; aber bald war mein Geist

mitten unter die Richter gerissen, ich sah sie, ich hörte die Anwälde, ich wandte mich an sie, ich unterbrach den meinigen, ich fand meine Sache schlecht vertheidigt. Ich kannte keinen von den Richtern; unterdessen machte ich mir auf alle mögliche Weise ein Bild von ihnen, sah einige günstig, andre ungünstig, wieder andre gleichgültig. Ich war in einer Bewegung, in einer Verstörtheit der Begriffe, die sich nicht vorstellen läßt. Endlich machte der Lärm einem tiefen Stillschweigen Raum. Die Nonnen flüsterten nicht mehr unter sich; es kam mir vor, als klängen im Chore ihre Stimmen leiser als gewöhnlich, wenigstens die Stimmen der Singenden, denn einige sangen gar nicht. Als der Gottesdienst vorbey war, begaben sie sich stillschweigend weg. Ich überredete mich, die Erwartung beunruhige sie eben so sehr als mich. Um Mittag aber fing der Lärm und die Bewegung plötzlich von allen Seiten wieder an; ich hörte Thüren aufschlagen, hörte die Nonnen gehen, kommen, vernahm Gemur-

mel von Personen, die leise unter einander redeten. Ich legte mein Ohr an mein Thürschloß; allein es kam mir vor, als schwiege man im Vorbeygehen, und tripple nur leise auf den Fußspitzen. Ich ahndete, daß ich meinen Proceß verlohren hätte; ich zweifelte nicht einen Augenblick daran. Darauf ging ich wieder in meiner Zelle sprachlos hin und her. Ich wollte ersticken, ich konnte nicht klagen, ich erhob meine Arme, ich stemmte mich bald gegen die eine bald gegen die andre Mauer, ich wollte auf meinem Bette ausruhen, aber ich ward durch Herzklopfen daran verhindert; sicher ists, ich hörte es so heftig schlagen, als wenn es mein Kleid aufhöbe. So war es mir zu Muth als man zu mir kam, und mir sagte: ich würde gefodert. Ich ging hinunter; kaum wagte ich mich vorwärts. Die, welche mir die Botschaft gebracht, war so fröhlich, daß ich gleich schloß, ihre Zeitung könne nicht anders als sehr traurig für mich seyn: indeß ging ich. An der Thür des Sprachzimmers hielt ich

plötzlich an, und warf mich in die Ecke von zwey Mauern; ich konnte das Stehen kaum behalten, gleichwohl trat ich hinein. Es war niemand in dem Zimmer; ich wartete. Man hatte Denjenigen, der mich rufen lassen, verhindert, eher als ich hereinzukommen; denn man stellte sich wohl vor, daß es ein Abgesandter meines Anwalds war. Man wollte wissen, was unter uns vorginge, und hatte sich versammelt uns zu belauschen. Als er erschien, saß ich, den Kopf auf meinen Arm geneigt, und gegen die Stäbe des Gitters gelehnt. Ich komme von Herrn Manouri, sagte er zu mir. — Wahrscheinlich, antwortete ich, um mir zu wissen zu thun, daß ich meinen Proceß verlohren habe? — Madame, mir ist nichts davon bekannt; aber er hat mir diesen Brief gegeben. Er sah betrübt aus, als er mir ihn reichte; und ich habe, wie er mir aufgetragen hat, geeilt ihn zu überbringen. — Geben Sie her! — Er überreichte mir den Brief; ich nahm ihn, ohne meinen Platz zu verlassen, und ohne

den Ueberbringer anzusehn; ich legte das Schreiben auf meine Knie, und blieb wie ich war. Unterdeß fragte mich der Ueberbringer: Ist keine Antwort darauf zurückzubringen? — Nein, sagte ich ihm, gehn Sie nur.... Er ging, und ich blieb an meiner Stelle, unbeweglich, und ohne mich entschließen zu können aus dem Zimmer zu gehen.

Es ist in den Klöstern nicht erlaubt, ohne Vergünstigung der Superiorin, Briefe zu schreiben oder anzunehmen, man stellt ihr diejenigen zu, die man empfängt und die man schreibt. Ich mußte ihr also den meinigen bringen. Ich machte mich zu dem Ende auf den Weg. Ich glaubte, ich würde nie anlangen. Ein Missethäter, den man aus dem Gefängnisse führt um ihn sein Todesurtheil hören zu lassen, kann nicht langsamer und niedergeschlagener schleichen. Indeß erreichte ich endlich die Thür. Die Nonnen beobachteten mich von fern. Sie wollten, vom Schauspiele meines Schmerzes und meiner Demüthigung, nicht das Geringste ver-

liehren. Ich klopfte an; es ward geöffnet. Die Superiorin war mit einigen andern Nonnen in dem Zimmer; ich wurde es an dem mir in die Augen schimmernden Untersaum ihres Rockes gewahr, denn meine Augen wagte ich nicht aufzuschlagen. Ich überreichte ihr meinen Brief mit zitternder Hand; sie nahm ihn, las ihn, und gab mir ihn wieder. Ich kehrte in meine Zelle zurück, und warf mich auf mein Bette, meinen Brief mir zur Seite. So lag ich ohne ihn zu lesen, ohne daß ich nur einmal aufstand zum Mittagsessen hinunter zu gehen, ohne daß ich die geringste Bewegung machte, bis der Nachmittagsgottesdienst vorbey war. Um halb vier Uhr sagte mir das Glockengeläut an, daß ich hinunter müsse. Es hatten sich schon einige Nonnen eingefunden. Die Superiorin stand am Eingange des Chors, hielt mich an, und befahl mir, hinter der Thüre, aussen vor der Kirche, niederzuknien; die übrige Gemeinde begab sich hinein, und die Thür ward verschlossen. Nach geendigten Horen

ging Alles wieder heraus; ich ließ die Nonnen vorbeygehen, stand auf, um, als die letzte, ihnen zu folgen, und begann von diesem Augenblicke schon, mich selbst zu Allem, wozu man nur wollte, zu verdammen. Eben war mir die Kirche verboten worden; ich verbot mir das Refectorium und das Erhohlungszimmer. Ich betrachtete meinen Zustand von allen Seiten; und sah keine weitere Hofnung, zu einer Verbesserung desselben, als etwa darin, daß man meiner Gaben nöthig haben könnte, und in meiner Unterwerfung. Ich würde mich mit der Art von Vergessenheit begnügt haben, in der man mich einige Tage hindurch ließ. Es kamen Besuche nach mir: aber Herr Manouri war der einzige, den man mir anzunehmen erlaubte. Ich fand diesen lieben Mann, indem ich ins Sprachzimmer trat, gerade in der Stellung, in der ich gewesen war, als ich seinen Abgesandten aufnahm, den Kopf auf die Arme gesenkt, und gegen das Gitter gelehnt. Ich erkannte ihn; ich sagte nichts zu ihm. Er

wagte weder mich anzusehen, noch zu mir zu reden. Madame, sprach er endlich zu mir mit Fassung: ich habe Ihnen geschrieben, Sie werden meinen Brief gelesen haben. — Ich habe ihn empfangen, aber ich habe ihn nicht gelesen. — Sie wissen also nicht, — Nein, mein Herr, ich weiß Alles; ich habe mein Schicksal errathen, und mich darin ergeben. — Wie behandelt man Sie? — Man denkt noch nicht an mich; aber das Vergangne belehrt mich, was mir in der Zukunft bevorsteht. Ich habe nur Einen Trost; den nämlich, da ich aller Hoffnung beraubt bin die mich erhielt, daß ich unmöglich mehr so viel wieder werde leiden können, als ich schon gelitten habe; ich werde sterben. Der Fehltritt, dessen ich mich schuldig gemacht, gehört nicht zu denen, die man einer Nonne verzeiht. Ich verlange nicht von Gott, daß er das Herz Derer erweiche, deren Willkühr es ihm gefällt mich zu überlassen, sondern daß er mir die Gnade verleihe zu leiden, daß er mich vor der Verzweiflung errette, und mich bald

zu sich rufe. — Madame, sagte Herr Manouri weinend, wären Sie meine eigne Schwester gewesen, ich hätte nicht wirksamer für Sie handeln können. — Der Mann hat ein fühlbares Herz! — Madame, fuhr er weiter fort; wenn ich Ihnen zu irgend etwas behülflich seyn kann, was es auch sey, so befehlen Sie über mich. Ich will den Ersten Präsidenten besuchen; ich stehe gut bey ihm; ich will zu dem Erzbischofe und zu den Großvicarien des Erzbischofes gehen. — Mein Herr, gehen Sie zu Niemanden; es ist alles aus. — Aber, wenn man etwa bewirken könnte, daß Sie in ein ander Haus kämen? — Der Sache stehen zu viel Hindernisse im Wege. — Was für Hindernisse? — Die Erlaubniß dazu wird schwer zu erhalten seyn; ich müßte aufs neue ausgestattet, oder meine erste Ausstattung aus diesem Hause herausgezogen werden; und endlich, was würde ich in einem andern Kloster Besseres finden? Ich brächte ein unbeugsames Herz mit hinein, vielleicht träfe ich wieder

eine unbarmherzige Superiorin an, nicht besser als meine hiesige, dieselben Pflichten, dieselben Leiden. Lieber will ich hier meine Tage beschließen, es wird nicht lange mehr mit mir dauern. — Aber, Madame, Ihr Schicksal ist vielen rechtschaffenen Leuten zu Herzen gegangen; die meisten davon sind wohlhabend; man wird Sie hier nicht festhalten, wenn Sie austreten, ohne Etwas mit sich wegzunehmen. — Das glaube ich selbst. — Eine Nonne, die das Kloster verläßt oder stirbt, vemehrt den Wohlstand Derer, welche zurück bleiben. — Aber diese rechtschaffnen Leute, diese wohlhabenden Leute, denken nicht mehr an mich, und Sie werden sie sehr kalt finden, sobald sie sichs etwas kosten lassen sollen mich auszustatten. Es läßt sich nicht glauben, daß Weltleute sich mehr Mühe geben werden, um eine Nonne, die keinen Beruf zu ihrem Stande hat, aus dem Kloster zu ziehen, als fromme Personen, um Eine wohlberufene hinein zu bringen? Werden solche Nonnen freigebiger ausgestattet? Nein, mein

Herr, alle Welt hat sich seit dem Verluste meines Processes von mir zurückgezogen; ich sehe Niemanden mehr. — Madame, tragen Sie mir nur diese Sache auf, ich werde glücklicher darin seyn. — Ich verlange nichts, ich hoffe nichts, ich verwerfe nichts. Die einzige Kraft, die mir übrig war, ist hingewelkt. Könnte ich mir nur versprechen, daß Gottt mich verändern wollte, und daß die Eigenschaften des Nonnenstandes in meiner Seele, an die Stelle der Hoffnung treten könnten ihn zu verlassen, die für mich dahin ist, . . . aber es ist nicht möglich! dieß Kleid hat sich an meine Haut, an mein Gebein geklebt, und ist mir je länger, je mehr unausstehlich. Ach! welch ein Schicksal! Auf ewig Nonne seyn, ein ganzes Leben hindurch den Kopf gegen die Stäbe dieses Gitters zerschellen müssen! . . . Hier fing ich an in ein Geschrey auszubrechen; ich wollte es ersticken, aber ich konnte nicht. Herr Manouri, von meiner Aufwallung betroffen, sagte zu mir: Madame, dürfte ich eine Frage an

Sie thun? — Thun Sie es, mein Herr. — Sollte ein so heftiger Schmerz nicht einen geheimen Bewegungsgrund haben? — Nein, mein Herr, ich hasse das Einsiedlerleben, ich fühle es hier daß ich es hasse, ich fühle, daß ich es immerdar hassen werde. Ich bin nicht im Stande, mich in alle den nichtswürdigen Tand zu schicken, der den Tag einer Nonne anfüllt. Es ist ein Gewebe von Kindereyen, die ich verachte. Ich hätte mich daran gewöhnt, wenn ich mich daran gewöhnen könnte. Hundertmal habe ich gesucht, mir Zwang darüber anzuthun, mich dazu abzuhärten; ich bins nicht im Stande. Wie oft ist die glückliche Geistes-einfalt meiner Gefährtinnen von mir beneidet; wie oft habe ich Gott um sie angefleht; er hat sie mir nicht gewährt, und wird sie mir nicht gewähren. Ich mache Alles unrecht, Alles verkehrt. Der Mangel an Beruf blickt aus jedem Stücke meines Thuns hervor. Man wird es gewahr. Ich schände Augenblick vor Augenblick das Nonnenleben. Man schilt meine

Unfä-

Unfähigkeit Stolz, ich versinke in Fehler über Fehler und in Züchtigungen ohne Ende, und den ganzen Tag thue ich nichts Anders, als mit den Augen die Höhe dieser Mauer zu messen. — Madame, es steht nicht in meiner Gewalt sie abzubrechen, aber ich kann etwas Anders thun. — Mein Herr, versuchen Sie nichts. — Sie müssen in ein andres Haus; ich will über die Sache nachdenken. Ich werde wieder zu Ihnen kommen, Sie sollen bald von mir hören. Seyn Sie versichert, daß wenn Sie Ihre Einwilligung dazu geben, es mir gelingen soll, Sie heraus zu schaffen. Und sollte gar zu strenge gegen Sie verfahren werden, so lassen Sie mirs nicht unbekannt bleiben.

Es war spät, als Herr Manouri mich verließ. Ich kehrte in meine Zelle zurück. Nicht lange, so läutete es zum Abendgottesdienst; ich fand mich als eine unter den ersten dazu ein, ließ die Nonnen mir vorbeygehn, und sah es für mich wie ausgemacht an, daß ich vor der Thür würde bleiben müssen; wirklich

schlug auch die Superiorin sie mir vorm Gesichte zu. Als ich zum Abendessen kam, winkte sie mir, mich auf den Boden, mitten ins Refectorium zu setzen; ich gehorchte, und es ward mir nichts weiter als Wasser und Brodt gereicht. Ich aß wenig davon, und benetzte es mit meinen Thränen. — Den andern Tag ging man zu Rath; die ganze Gemeinde wurde zu meinem Gerichte berufen, und ich verurtheilt: daß ich der Erhohlungen beraubt seyn, einen ganzen Monat lang dem Gottesdienste an der Thüre des Chors beywohnen, auf dem Boden mitten im Refectorium sitzend essen, drey Tage lang nach der Reihe öffentliche Kirchenbuße thun, meine Einkleidung und meine Gelübde erneuern, das Haarhemde tragen, von zwey Tagen Einen fasten, und mich alle Freytage nach dem Abendgottesdienste geisseln sollte. Ich lag auf der Erde mit niedergelassenem Schleyer, während dieses Urtheil über mich ausgesprochen ward.

Gleich den Tag darauf kam die Superio-

rin in meine Zelle, und eine Nonne mit ihr, die über ihrem Arm ein Haarhemde und das nämliche Kleid von grobem Zeuge trug, mit dem man mich bekleidet hatte, als ich ins Gefängniß geschleppt war. Ich verstand, was Das sagen wollte. Ich entkleidete mich, oder vielmehr man riß mir meinen Schleyer ab, zog mich mit rauher Behandlung aus, und gab mir das andre Gewand. Mein Kopf und meine Füße waren entblößt, meine langen Haare fielen auf meine Schultern; zur Bekleidung bekam ich das Haarhemd, das mir gereicht ward, noch ein sehr hartes Hemde, und den langen Rock, der sich um meinen Hals zuknüpfte, und bis zu den Füßen herunterschleppte. So blieb ich den Tag über, und so erschien ich bey allen Stunden des Gottesdienstes.

Den Abend, als ich mich in meine Zelle zurückbegeben, hörte ich, daß man sich mir nahte, und die Litaney sang; es war das ganze Haus, in zwey Reihen geordnet. Man

trat herein: ich stellte mich hin; man warf mir einen Strick um den Hals, gab mir eine Fackel in die eine, und eine Geissel in die andre Hand. Eine Nonne faßte den Strick an dem einen Ende, riß mich in die beyden Reihen hinein, und der Zug nahm seinen Gang durch ein kleines, inneres, der Mutter Gottes gewidmetes Betgemach. Die Nonnen waren unter leisem Singen gekommen, und es ging in aller Stille wieder zurück. Beim Eintritt in dieses kleine, durch zwey Lichter erleuchtete Betgemach, befahl man mir, Gott und die Gemeinde wegen des Aergernisses um Verzeihung zu bitten, das ich gegeben. Die mich führende Nonne sagte mir leise vor, was ich ihr nachsprechen mußte; und ich sagte ihr Wort vor Wort nach. Alsdann nahm man mir den Strick wieder ab, kleidete mich bis auf den Gürtel aus, nahm mein, auf meinen Schultern zerstreut hängendes Haar, schlug es auf eine Seite meines Halses zurück, gab mir die Geissel, die ich in der linken Hand trug,

in die rechte, und fing das Miserere an. Ich verstand, was von mir erwartet wurde, und vollzog es. Da das Miserere aus war, hielt die Superiorin eine kurze Ermahnungsrede an mich, die Lichter wurden ausgelöscht, die Nonnen begaben sich weg, und ich kleidete mich wieder an.

In meiner Zelle zurück, fühlte ich heftige Schmerzen in den Füßen; ich besah sie, und fand daß sie ganz blutig durch kleine Stückchen Glas geworden waren, die man die Bosheit gehabt hatte, auf meinem Wege auszusäen.

Auf eben die Weise that ich die zwey folgenden Tage Kirchenbuße; nur daß am dritten noch ein Psalm zu dem Miserere gesungen ward.

Den vierten gab man mir das Nonnenkleid, ohngefähr unter eben den Cäremonien wieder, wie es bey dieser Feyerlichkeit geschieht, wenn sie zuerst öffentlich vor sich geht.

Am fünften erneuerte ich meine Gelübde. Ich stand einen Monat lang alles Uebrige aus,

was zu der mir auferlegten Kirchenbuße gehörte; worauf ich denn allmählig wieder in die gewöhnliche Ordnung der Gemeinde eintrat, meinen Platz im Chore und im Refectorium einnahm, und, wie mich die Reihe traf, die verschiedenen Geschäfte des Hauses verrichtete. Wie groß aber war meine Verwunderung, als ich meine Augen auf die junge Freundin richtete, die an meinem Schicksale einen so zärtlichen Antheil genommen hatte. Sie kam mir fast eben so verändert vor, als ich selbst. Ihr Gesicht war von Todesblässe umschattet, ihre Lippen weiß, und ihre Augen beynah erloschen. Schwester Ursula, sagte ich leise zu ihr, was ist Ihnen? — Was mir ist? antwortete sie. Ich liebe Sie, und Sie fragen mich? Es war Zeit daß Ihre Strafe (supplice) ein Ende nahm, ich wäre gestorben!

Wenn an den beyden letzten Tage meiner Kirchenbuße meine Füße nicht verwundet wurden, so mußte ich es ihrer Vorsorge verdanken, mit der sie, verstohlner Weise, die Gänge ge-

fegt, und die Glasscherben links und rechts weggekehrt hatte. An den Tagen, wo ich zum Fasten bey Wasser und Brodt verurtheilt war, entzog sie sich einen Theil ihres Essens, das sie in ein Stückchen Leinwand wickelte, und in meine Zelle stahl. Die Nonne, welche mich am Stricke führen sollte, war durch das Loos dazu erwählt, und dieses hatte sie getroffen; aber sie hatte die Festigkeit gehabt zur Superiorin zu gehen, und ihr zu bezeugen, sie wollte lieber sterben, als sich zu dieser grausamen und schändlichen Verrichtung hergeben. Glücklicher Weise stammte sie von einer angesehenen Familie ab, und es war ihr ein starkes Jahrgehalt ausgesetzt, das sie nach dem Gefallen der Superiorin anwandte; sie fand also, für einige Pfund Caffe und Zucker, eine andre Nonne, die ihre Stelle zu vertreten übernahm. Ich untersage mir den Gedanken, daß die Hand Gottes diese Unwürdige heimgesucht habe. Sie ist freilich nachher wahnsinnig geworden, so daß man sie eingesperrt hat; aber die Superio-

rin lebt, regiert, quält, und befindet sich wohl.

Meine Gesundheit konnte unmöglich so langen und harten Prüfungen widerstehn; ich ward krank. Bey dieser Gelegenheit bewies mir Schwester Ursula ihre ganze Freundschaft; ihr verdanke ich, daß ich noch lebe. Das Daseyn, was sie mir erhielt, war zwar kein Gut für mich, das sagte sie mir zuweilen selbst; unterdeß läßt sich keine Art von Dienst erdenken, den sie mir nicht an den Tagen geleistet hätte, wo sie für das Krankenzimmer Sorge trug; auch die andern über ward ich, Dank dem Antheil, den sie an mir nahm, und den kleinen Belohnungen, welche sie, je nachdem ich mehr oder weniger mit ihnen zufrieden war, an Diejenigen ausspendete, die die Wache bey mir hatten, nicht vernachlässiget. Sie hatte verlangt des Nachts bey mir aufzusitzen; die Superiorin schlug ihr solches aber unter dem Vorwande ab, daß sie allzuzart sey, diese Ermüdung auszuhalten; das war ein wahres

Herzeleid für sie. Alle ihre Vorsorge vermochte indessen die Forschritte meiner Krankheit nicht zu hemmen; es kam aufs Aeußerste mit mir; ich empfing die letzten Sacramente. Einen Augenblick vorher verlangte ich die ganze Gemeinde versammlet zu sehen; Dieß ward mir zugestanden. Die Nonnen umgaben mein Bett; die Superiorin war mitten unter ihnen; meine junge Freundin stand an meinem Hauptkissen, hielt mir eine Hand, und benetzte sie mit ihren Thränen. Man sah mirs an, daß ich etwas auf den Herzen hätte, was ich vorbringen wollte, man half mir, mich aufzurichten, und unterstützte mich durch ein Paar Kissen. Ich wandte mich darauf an die Superiorin, und bat sie mir ihren Segen zu ertheilen, und der Fehler zu vergessen, die ich begangen haben könnte. Ich bat alle meine Gefährtinnen wegen des Aergernisses um Verzeihung, das ich ihnen gegeben. Ich hatte mir verschiedene Kleinigkeiten an mein Bette bringen lassen, die entweder zum Aufputze meiner Zelle, oder

zu häuslichen Bedürfnissen dienten, und bat die Superiorin, damit schalten zu dürfen wie ich wollte; sie willigte ein; ich schenkte sie den Nonnen, die ihr als Scherginnen gedient hatten, da ich ins Gefängniß geworfen ward. Ich ließ die zu mir herkommen, welche mich am Tage meiner Kirchenbuße am Stricke führte, und sagte zu ihr, indem ich sie umarmte und ihr meinen Rosenkranz und Crucifix hinhielt: Liebe Schwester, gedenken Sie meiner in Ihrem Gebete, und seyn Sie versichert, daß ich Ihrer vor Gott nicht vergessen werde. . . . Und warum hat Gott mich in dem Augenblicke nicht zu sich genommen! Ich ging ohne Unruhe zu ihm. Es wäre ein so großes Glück gewesen! und wer kann sich zweymal ein solches versprechen? Wer weiß, wie es jetzt um mich nun stehn wird, wenn mein letztes Stündlein kömmt? und doch muß es einmal kommen! Ach, lieber möge Gott noch einmal meine Leiden erneuern, und mir eine eben so ruhige Sterbestunde schenken, als ich damals

vor mir sah! Ich erblickte die Himmel offen, und sie waren es ohne Zweifel: denn unter solchen Umständen täuscht das Gewissen nicht, und es verhieß mir eine ewige Glückseligkeit.

Nachdem mir die Sacramente gereicht waren, versank ich in eine Art Todtenschlaf. Ich wurde diese ganze Nacht über aufgegeben. Von Zeit zu Zeit kam man, und fühlte mir den Puls. Ich empfand, daß Hände mir über mein Gesicht wegfuhren, und hörte verschiedentlich gleichsam entfernte Stimmen, die unter einander sagten: Er hebt sich wieder. . . . Nein! ihre Nase ist kalt. . . . Sie wird keine Stunde überleben. . . . Du behältst den Rosenkranz und das Crucifix! . . . Dann, eine andre Stimme, die mit Unwillen sagte: Gehn Sie doch, gehn Sie doch! Lassen Sie sie doch in Frieden sterben! Haben Sie sie nicht genug gequält? . . . Es war ein sehr süßer Augenblick für mich, als ich aus dieser Crise auftauchte, und, die Augen öffnend, mich in den Armen meiner Freundin fand.

Sie hatte mich nicht verlassen, und die ganze Nacht damit zugebracht mir Hülfe zu reichen, die Gebete der Sterbenden über mich zu beten, mich das Christusbild küssen zu lassen, ihre Lippen an die meinigen zu bringen, und sie nicht wieder davon zu trennen. Sie glaubte, als sie mich große Augen aufschlagen sah, und einen tiefen Seufzer ausstoßen hörte, es sey mein letzter. Sie that einen heftigen Schrey, nannte mich ihre Freundin, rief: Mein Gott! erbarme dich ihrer und meiner! Mein Gott! nimm ihre Seele auf! Geliebte Freundin, wenn Du vor Gott seyn wirst, so gedenke deiner Schwester Ursula! — Ich sah sie trauriglächelnd an, wie sie eine Thräne vergoß, und drückte ihr die Hand. Herr Bouvard kam in dem Augenblick; es ist der Arzt des Hauses, ein geschickter Mann wie man sagt, aber herrisch, stolz und hart. Er schob meine Freundin mit Heftigkeit zur Seite, und fühlte mir den Puls und die Haut; er war von der Superiorin und ihren Günstlingen begleitet. Er that ein Paar

einsylbige Fragen, wie es die Nacht über mit mir gestanden habe? und sagte darauf: Sie wird durchkommen . . . dann mit einem Blicke auf die Superiorin, der sein Ausspruch nicht gefiel: Ja, Madame, sagte er zu ihr, sie wird davon kommen. Die Haut ist gut, das Fieber ist gesunken, und das Leben fängt wieder an, aus den Augen hervorzubrechen. . . . Bey jedem dieser Worte entfaltete sich die Freude auf dem Gesichte meiner Freundin, so wie auf dem der Superiorin und ihrer Begleiterinnen ein gewisses Mißvergnügen, das sich bey allem Zwange, den sie sich anthaten, nicht wohl verbergen ließ. Mein Herr, sagte ich zu ihm, ich verlange nicht zu leben. . . . Desto schlimmer! versetzte er, verordnete Etwas, und ging. Man erzählte mir, ich wäre während meines Todtenschlafs zu verschiednen Malen in die Worte ausgebrochen: Liebe Mutter, Sie rufen mich also zu sich? Ich werde zu Ihnen kommen! ich werde Ihnen Alles sagen! . . . Wahrscheinlich hatte ich diese Worte an meine alte

Superiorin gerichtet; mir ist es ausser Zweifel. Ihr Gemälde schenkte ich Niemanden; ich wünschte es mit mir ins Grab zu nehmen.

Herrn Bouvards Voraussetzung ging in Erfüllung. Das Fieber minderte sich, ein ausgebrochner häufiger Schweiß hob es vollends, man zweifelte nicht mehr an meiner Genesung, ich genas wirklich; aber es währte lange bis ich wieder zu meinen Kräften gelangen konnte. Es war über mich verhängt, daß ich in diesem Hause alle Leiden ausstehen sollte, die es irgend möglich ist zu erfahren. Meine Krankheit war bösartig gewesen; die Schwester Ursula hatte mich fast nicht verlassen. Als ich wieder anfing mich besser zu befinden, schwand ihre Gesundheit; ihre Verdauung kam in Unordnung; sie wurde des Nachmittags von Ohnmachten überfallen, die zuweilen eine Viertelstunde lang dauerten; in diesem Zustande war sie wie todt, ihr Gesicht erlosch, ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, und sammelte sich in Tropfen, die längs ihren Wangen nieder-

liefen, ihre Arme hingen bewegungslos herab. Man konnte ihr nur dadurch ein wenig Erleichterung zuwege bringen, daß man sie aufschnürte, und ihre Kleider lüftete. Wenn sie aus diesen Ohnmachten wieder zu sich kam, war ihr erster Gedanke stets, daß sie mich an ihrer Seite suchte; auch fand sie mich nur selten nicht um sich; zuweilen sogar, wenn ihr ein wenig Empfindung und Bewußtseyn übrig blieb, breitete sie die Arme um sich aus, ohne die Augen aufzuschlagen. Diese Geberde war so wenig zweydeutig, daß, als einige Nonnen ihrer um sich tastenden Hand entgegen kamen, nicht von ihr erkannt wurden, und sie ohne Bewegung niedersank, diese zu mir sagten: Schwester Susanne, sie verlangt nach Ihnen; gehn Sie doch zu ihr. . . . Ich kniete dann vor ihr hin, ich legte ihre Hand auf meine Stirn, und ließ sie darauf ruhn bis ihre Ohnmacht zu Ende ging. War diese vorbey, so sagte sie zu mir: Ach, Schwester Susannchen, ich werde davon gehen, und Sie werden

bleiben. Ich werde sie zuerst wiedersehen, ich werde zu ihr von Ihnen reden. Sie wird mich nicht hören, ohne zu weinen: wenn man dort liebt, warum sollte man dort nicht weinen? Giebt es bittere Thränen, so giebt es auch süße. . . . Alsdann neigte sie ihren Kopf an meinen Hals, häufige Zähren entrannen ihr, und sie setzte hinzu: Leben Sie wohl, meine Freundin! Wer wird Ihre Leiden theilen, wenn ich nicht mehr lebe? Wer? wer? . . . ach! geliebte Freundin, wie beklage ich Sie! Ich gehe weg, ich fühle, ich gehe weg. Wenn Sie glücklich wären, wie ungern stürbe ich!

Ihr Zustand erschreckte mich. Ich redete mit der Superiorin darüber. Ich wollte, daß man sie ins Krankenhaus bringen, daß man sie der Beywohnung des Gottesdienstes, und anderer mühsamen Verrichtungen des Hauses überheben sollte; aber man antwortete mir allemal: es hätte nichts zu bedeuten, diese Ohnmachten würden vorübergehn, auch wenn man sie allein ließe. Auch war die liebe Schwester

Ursu-

Ursula sehr eifrig in Erfüllung aller Pflichten des gewöhnlichen Klosterlebens. Eines Tages kam sie, nach den Metten denen sie beygewohnt hatte, nicht zum Vorschein; ich glaubte gleich, es müßte ihr sehr schlimm seyn. So bald der Gottesdienst aus war, flog ich zu ihr. Ich fand sie auf ihrem Bette ganz ausgekleidet; sie sagte zu mir: Sind Sie da, meine Freundin? Ich dachte wohl, Sie würden nicht säumen zu kommen; ich erwartete Sie. Ich war wohl recht ungeduldig, Sie kommen zu sehn! Meine Ohnmacht ist so stark gewesen, und hat so lange gedauert, daß ich geglaubt habe, ich würde darin versinken, und Sie nimmer wieder sehn. Da nehmen Sie den Schlüssel zu meinem Betkämmerchen. Machen Sie den innern Schrank auf, nehmen Sie ein kleines Brettchen weg, das die Schublade in zwey Theile scheidet, dahinter werden Sie ein Päckchen mit Papieren finden. Ich habe mich niemals entschliessen können, mich davon zu trennen, wie gefährlich es auch war, es aufzube-

wahren, was für Schmerz ich auch empfand, darin zu lesen. Ach! die Schrift darauf ist fast ganz durch meine Thränen verlöscht! Wenn ich nicht mehr bin, so verbrennen Sie die Papiere. . . . Sie war so schwach und erdrückt, daß sie nicht zwey Worte dieser Rede hinter einander hervorbringen konnte. Sie stockte bei jeder Sylbe, und sprach dann so leise, daß ich Mühe hatte sie zu vernehmen, obgleich mein Ohr beynah an ihrem Munde hing. Ich nahm den Schlüssel, ich wies mit dem Finger nach dem Betkämmerchen, und sie winkte mir Ja! mit dem Kopfe. Im Vorgefühl, ich würde sie verlieren, und überzeugt, ihre Krankheit sey entweder Folge der meinigen, oder des Schmerzes den sie ihr verursacht, oder der Mühe die sie sich mit meiner Verpflegung gegeben hatte, fing ich an zu weinen, und mein Jammer brach mit unaufhaltsamer Macht aus. Ich küßte ihr die Stirn, die Augen, das Gesicht, die Hände, ich bat sie um Verzeihung. Sie war dabey ganz zerstreut, hörte mich nicht, und eine ihrer

Hände streichelte mir das Gesicht und liebkoste mich. Ich glaube sie sah mich nicht mehr, vielleicht dachte sie sogar daß ich hinausgegangen wäre, denn sie rief mich: Schwester Susanne! — Ich sagte zu ihr: Hier bin ich. — Was ist die Uhr? — Halb zwölf. — Halb zwölf? Gehn Sie zum Essen, gehn Sie, und kommen dann gleich wieder.... Es läutete zum Essen; ich mußte sie verlassen. Als ich an der Thür war, rief sie mich wieder zurück. Ich kehrte um. Sie strengte sich etwas an, ihr Gesicht zu mir zu neigen; ich küßte es. Sie ergriff meine Hand, sie hielt sie fest und drückte sie; es schien, als wollte, als könnte sie sich nicht von mir trennen. Ach! es muß doch geschehen, sagte sie, mich loslassend, Gott will es; leben Sie wohl, Schwester Susanne! Geben Sie mir mein Crucifix.... Ich reichte es ihr in die Hand, und ging.

Man war im Begriff vom Tisch aufzustehn. Ich wandte mich an die Superiorin. Ich redete in Gegenwart aller Nonnen mit ihr von

der Gefahr, in der die Schwester Ursula wäre; ich drang in sie, sie möchte sich selbst durch den Augenschein davon überzeugen. Nun dann, sagte sie, man muß sie sehn! Sie ging darauf, von einigen andern begleitet, zu ihr; ich folgte ihnen; sie traten in ihre Zelle, und . . . die arme Schwester war nicht mehr! Sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, ganz angekleidet, Augen und Mund geschlossen, und das Christusbild in ihren Armen. Die Superiorin sah sie kalt an, und sagte: Sie ist todt. Wer hätte sie ihrem Ende so nahe geglaubt? Es war ein vortreffliches Mädchen. Man gehe hin, läute für sie, und mache daß sie begraben werde!

Ich blieb allein an ihrem Kopfkissen. Ich bin ausser Stande Ihnen meinen Schmerz zu beschreiben; aber ich beneidete ihr Schicksal. Ich nahte mich ihr, ich weinte Thränen auf sie, ich küßte sie verschiednemal, und zog ihre Bettdecke über ihr Gesicht, dessen Züge sich schon zu verändern anfingen. Hierauf war ich

bedacht zu vollbringen, was sie von mir verlangt hatte. In dieser Beschäftigung nicht unterbrochen zu werden, wartete ich, bis Alle beym Gottesdienste waren. Ich öffnete das Betkämmerchen; nahm das Brettchen heraus, und fand eine ziemlich beträchtliche Rolle Pare, die ich noch am nämlichen Abend verbrannte. Meine junge Freundin war immer schwermüthig gewesen; ich erinnere mich nicht daß ich sie je, ausser ein einziges Mal in ihrer Krankheit, lächeln gesehn hätte.

Da war ich nun allein, in diesem Hause, in der Welt; denn ich kannte kein Wesen, das an mir Antheil nahm. Ich hatte nicht weiter vom Herrn Manouri reden gehört; ich setzte voraus, er sey entweder durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, oder habe, von Vergnügungen und Beschäftigungen zerstreut, sich die Dienstanerbietungen, die er mir gethan, aus dem Gedächtnisse kommen lassen, und ich nahm ihm Das auch nicht übel. Mein Character neigt sich überhaupt zur Nachsicht; ich kann

Alles vergeben, nur Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Unmenschlichkeit nicht. Demnach entschuldigte ich ihn so gut ich konnte, ihn, wie alle Weltleute, die mir so viel lebhaften Antheil, während mein Proceß anhängig war, bewiesen hatten, und für die ich jetzt nicht mehr da zu seyn schien. Auch Sie, mein Herr Marquis, entschuldigte ich, und hatte alle Hoffnung aufgegeben, als unsre Kirchenvorsteher einen Besuch im Hause abstatteten.

Sie kommen herein, sie durchwandern die Zellen, sie befragen die Nonnen, sie lassen sich Rechenschaft von der geistlichen und zeitlichen Verwaltung ablegen, und setzen, was in Unordnung war, zurecht, oder vermehren die Unordnung, je nach dem Geiste, den sie zu ihren Verrichtungen mit sich bringen. Ich sah also den rechtschaffenen und barschen Herrn Hebert, mit seinen zwey jungen und mitleidigen Acolyten, wieder. Sie erinnerten sich wahrscheinlich des bejammernswürdigen Zustandes, in dem ich einst vor ihnen erschienen war; ihre Augen

füllten sich mit Thränen, und ich bemerkte Rührung und Freude an ihnen. Herr Hebert setzte sich, und ließ mich ihm gegenüber sitzen; seine zwey Gehülfen standen hinter seinem Stuhle, mit auf mich gehefteten Blicken. Herr Hebert sagte zu mir: Nun, Schwester Susanne, wie begegnet man Ihnen jetzt? — Ich antwortete ihm: Mein Herr, man vergißt mich. — Desto besser! — Das ist auch Alles, was ich wünsche. Ich hätte aber eine wichtige Gewogenheit von Ihnen zu erflehn, die, daß Sie die Mutter Superiorin herrufen lassen. — Und warum? — Weil, wenn es geschehen sollte, daß irgend Jemand eine Klage gegen sie anbrächte, sie nicht unterlassen würde, mich für die Anklägerin zu halten — Ich verstehe Sie; aber sagen Sie immer, was Sie von ihr wissen. — Mein Herr, ich bitte Sie inständigst, sie rufen zu lassen, damit sie selber Ihre Fragen und meine Antworten darauf höre. — Reden Sie immer heraus. — Ehrwürdiger Herr, Sie wollen mich unglück-

lich machen. — Nein, fürchten Sie nichts. Von diesem Augenblicke an, hat sie keine Gewalt mehr über Sie. Ehe diese Woche vergeht, werden Sie nach Sainte-Eutrope bey Arpajon versetzt. Sie haben einen guten Freund. — Einen guten Freund, mein Herr? Ich wüßte nicht, daß ich Einen hätte. — Es ist ihr Anwald. — Herr Manouri? — Er selbst. — Ich glaubte nicht, daß er sich meiner noch erinnerte. — Er hat Ihre Schwestern besucht; er ist beym Herrn Erzbischofe, beym Ersten Präsidenten, bey allen, ihrer Frömmigkeit halber bekannten, Personen gewesen; er hat Ihnen eine Ausstattung in dem eben von mir genannten Hause ausgemittelt, und Sie werden nur noch eine sehr kurze Frist hier bleiben. Folglich, wenn Sie von irgend einer Unordnung Kenntniß haben, so können Sie mich davon unterrichten, ohne sich weitern Unannehmlichkeiten auszusetzen; und ich befehle es Ihnen hiemit, kraft des heiligen Gehorsams. — Ich kenne keine. — Wie? man hätte

einiges Maaß gegen Sie beobachtet, seitdem Sie Ihren Proceß verloren haben? — Man hat geglaubt und glauben müssen, daß ich einen Fehler begangen, gegen meine Gelübde einzukommen, und hat mich Gott deshalb um Verzeihung bitten lassen. — Aber die Umstände dieses Umverzeihungbittenlassens möchte ich eben gern wissen. Indem er dieß sagte, schüttelte er den Kopf, runzelte die Augenbraunen, und ich sah, es hinge nur von mir ab, auf die Superiorin wieder einige Streiche der Kirchenzucht zurückfallen zu lassen, die sie über mich verhängt hatte; allein dahin ging meine Absicht nicht. Der Archidiaconus merkte wohl, er würde nichts erfahren; er begab sich also weg, und empfahl mir geheim zu halten, was er mir über meine Versetzung nach Sainte-Eutrope bey Arpajon gesagt hatte. Als der gute Mann Hebert allein den Gang herunter ging, kehrten seine beyden Gehülfen wieder um, und grüßten mich mit einer sehr zuneigungsvollen und freundlichen Miene. Ich weiß nicht, wer

sie sind; jedoch Gott wolle ihnen den zärtlichen und erbarmenden Character erhalten, der in ihrem Stande so selten ist, und der doch so sehr der Character aller seyn sollte, die Vertraute der Schwächen der Menschheit, und Vertreter derselben vor der Barmherzigkeit Gottes sind. Ich glaubte Herrn Hebert damit beschäftigt, irgend eine andre Nonne zu trösten, zu befragen, oder zu ermahnen, als er wieder in meine Zelle trat. Er sagte zu mir: Woher kennen Sie Herrn Manouri? — Durch meinen Proceß. — Wer hat ihn Ihnen zugewiesen? — Die Frau Präsidentin. — Sie haben, während des Verlaufs Ihres Processes, oftmals Unterredungen mit ihm halten müssen. — Nein, mein Herr, ich habe ihn wenig gesehen. — Wie haben Sie ihn denn unterrichtet? — Durch einige Aufsätze von meiner Hand. — Besitzen Sie Abschriften davon? — Nein, mein Herr. — Wer stellte ihm diese Aufsätze zu? — Die Frau Präsidentin. — Woher kannten Sie die? — Ich kannte sie durch die Schwester

Ursula, meine Freundin und eine Verwandtin von ihr. — Sie haben Herrn Manouri seit dem Verluste Ihres Processes wiedergesehen? — Nein, mein Herr. — Haben Sie ihm nicht geschrieben? — Nein, mein Herr. — Er wird Sie ohne Zweifel von Dem benachrichtigen, was er für Sie gethan hat. Ich befehle Ihnen, ihn nicht im Sprachzimmer zu sehn, und wenn er Ihnen schreibt, es sey grade zu oder durch Umwege, mir seinen Brief zu senden, ohne ihn aufzumachen; verstehen Sie mich? ohne ihn aufzumachen! — Ja, mein Herr, und ich werde Ihnen gehorchen.... Ich läugne nicht: dieß Mistrauen Herrn Heberts, es mochte nun mich oder meinen Wohlthäter angehen, verwundete mich.

Herr Manouri kam noch am nämlichen Abend nach Longchamp: ich hielt dem Archidiaconus Wort; und schlug es aus, mit ihm zu reden. Am andern Tage schrieb er mir durch seinen Abgeordneten, ich empfing seinen Brief, und schickte ihn, ohne ihn zu eröffnen, an

Herrn Hebert. Es war an einem Dienstage, so viel ich mich erinnere. Ich erwartete lange, mit Ungeduld, die Wirkung des Versprechens des Archidiaconus, und der Verwendungen des Herrn Manouri. Der Mittewochen, der Donnerstag, der Freytag gingen hin, ohne daß ich wieder Etwas hörte. Wie lang deuchten mich diese Tage! Ich zitterte, irgend ein Hinderniß möchte sich aufgethan haben, das Alles wieder rückgängig gemacht hätte. Freylich gelangte ich nicht wieder zu meiner Freyheit, ich veränderte aber doch das Haus; und Das war immer Etwas. Eine erste glückliche Begebenheit läßt in uns die Hoffnung einer zweyten aufkeimen; und vielleicht ist Das der Ursprung des Sprichworts: daß Ein Glück niemals allein kömmt.

Ich kannte die Gefährtinnen, die ich verließ; es war daher leicht vorauszusetzen, daß ich Etwas dabey gewinnen würde, mit andern Gefangenen zu leben; die, wie sie auch gesinnt seyn mochten, doch nicht boshafter und übel-

wollender gegen mich seyn konnten, als meine gegenwärtigen. Am Sonnabend Morgen, um neun Uhr, entstand eine große Bewegung in unserm Hause. Es bedarf nur einer Kleinigkeit, Nonnenköpfe in Feuer zu setzen. Man ging, man kam, man flüsterte mit einander; die Thüren der Schlafzimmer öffneten sich, und wurden wieder zugemacht: wie Sie aus dem bisherigen ersehen haben müssen, das Zeichen unvermutheter Veränderungen, die in einem Kloster vorgehn. Ich war allein in meiner Zelle; ich wartete; das Herz klopfte mir; ich horchte an der Thür; ich sah durch mein Fenster; ich ging auf und ab, ohne zu wissen was ich that; ich sagte zu mir selbst, lautaufzitternd vor Freude: Man kömmt mich zu holen; ein Augenblick, so werde ich nicht mehr hier seyn! . . . und ich täuschte mich nicht.

Zwey unbekannte Gestalten erschienen mir; eine Nonne und die Schwester Aufwärterin von Arpajon. Sie eröffneten mir durch ein Paar Worte den Gegenstand ihres Besuchs.

Ich raffte, in verwirrungsvoller Eile, meine kleinen Siebensachen zusammen; und warf sie, Sack und Pack, in die Schürze der Aufwärterin, die sie in ein Bündel legte. Die Superiorin verlangte ich nicht zu sehn; Schwester Ursula lebte nicht mehr; ich verließ Niemanden. Ich ging hinunter; man öffnete mir die Thür, nachdem man, was ich mit mir nahm, untersucht hatte; ich stieg in einen Wagen, und weg war ich.

Der Archidiaconus und seine zwey jungen Geistlichen, die Frau Präsidentin von ***, und Herr Manouri, erwarteten mich bey meiner neuen Superiorin, wo man sie von meiner Abfahrt benachrichtigte. Unterwegens machte mich die Nonne mit der Beschaffenheit des Hauses bekannt, in das ich käme, und die Aufwärterin schloß jede lobpreisende Redensart, die man mir vorsagte, mit dem Ausrufe: Es ist die lautere Wahrheit! . . . Sie wünschte sich Glück, daß die Wahl sie getroffen hätte, mich abzuholen; und wollte meine Freundin

seyn: demnach vertraute sie mir einige Heimlichkeiten an, und gab mir einigen Rath über mein künftig zu beobachtendes Betragen, Rath der wohl tauglich für sie, für mich aber nicht gemacht war. Ich weiß nicht, ob Sie das Kloster von Arpajon gesehen haben. Es ist ein großes viereckigtes Gebäude, dessen eine Seite nach der großen Heerstraße, und die andre nach dem Felde und Garten zu gerichtet ist. In jedem Fenster der Antlitzseite, lagen eine, zwey, oder drey Nonnen; dieser einzige Umstand belehrte mich mehr über die im Hause herrschende Ordnung, als Alles, was die Nonne und ihre Gefährtin mir darüber gesagt hatten. Man kannte wahrscheinlich den Wagen, in dem wir ankamen; denn im Augenblicke verschwanden diese sämmtlichen verschleyerten Köpfe, und ich langte an der Thür meines neuen Gefängnisses an. Die Superiorin kam mir mit offenen Armen entgegen, küßte mich, nahm mich bey der Hand, und führte mich in den Saal der Gemeinde, wo einige Nonnen, früher als

ich, hereingekommen waren, und andre sogleich herbeyeilten.

Diese Superiorin heißt: Madame ***. Ich kann mir die Lust nicht versagen, Ihnen, ehe ich weiter fortfahre, ihr Bild zu entwerfen. Sie ist eine kleine, kugelrunde, indeß, in ihren Bewegungen, schnelle und lebhafte Frau; ihr Kopf ist unruhig auf ihren Schultern; in ihrem Anzuge ist immer etwas Verkehrtes; von Gesicht sieht sie weder gut noch schlecht aus; ihre Augen, deren eines, das rechte, etwas höher und größer als das andre ist, sind voll Feuer und zerstreut; wenn sie geht, schlenkert sie mit den Händen vorwärts und rückwärts. Will sie reden, so öffnet sie ihren Mund, ehe sie noch ihre Begriffe geordnet hat; auch stammelt sie ein wenig. Sitzt sie, so rückt sie auf ihrem Stuhle hin und her, als ob etwas sie stäche; sie vergißt aller Wohlanständigkeit; hebt ihren Vorderschleyer auf, um sich die Haut zu reiben, kreuzt die Beine über einander; sie fragt Sie, Sie antworten ihr, und sie hört nicht auf Sie,

bleibt ganz kurz in ihrer Rede stehn und weiß nicht woran sie ist, wird böse, und nennt Sie ein dummes Vieh, einen Einfaltspinsel, vor den Kopf geschlagen, wenn Sie ihr nicht wieder einhelfen können; bald ist sie vertraut bis zum Duzen, bald gebieterisch und stolz bis zur Verachtung, aber ihre Augenblicke von Würde sind kurz; reiherum ist sie mitleidig und hart; ihr immer verzerrtes Gesicht zeigt das Unzusammenhängende ihres Geistes, und die Ungleichheit ihres Characters. Auch wechselten immerfort Ordnung und Unordnung im Hause ab. Es gab Tage, wo Alles bunt durcheinander lief, die Kostgängerinnen als Novizen, die Novizen als Kostgängerinnen behandelt wurden, wo eine der andern aufs Zimmer rennte, wo man Thee, Caffe, Chocolade, geistige Getränke gemeinschaftlich schlampampte, wo der Gottesdienst mit einer unglaublichen Schnelligkeit abgefertigt ward. Mitten unter dem Getümmel aber veränderte sich manchmal plötzlich der Superiorin Gesicht; die Glocke läutete; man schloß

sich ein, zog sich zurück, die tiefste Stille folgte auf den Lärmen, auf Geschrey und Geräusch; so daß man Alles auf Einmal für todt halten konnte. Versah es alsdann eine Nonne in der geringsten Kleinigkeit, so ließ die Superiorin sie in ihre Zelle kommen, fuhr sie hart an, befahl ihr sich zu entkleiden, und sich zwanzig Geisselstreiche zu geben; die Nonne mußte gehorchen, zog sich aus, und peitschte sich. Kaum aber hatte sie sich einige Streiche gegeben, so war die Superiorin wieder mitleidig, riß ihr das Werkzeug der Buße aus der Hand, fing an zu weinen, jammerte, wie unglücklich sie sey strafen zu müßen, küßte ihr die Stirn, die Augen, den Mund, die Schultern, liebkoste ihr, lobte sie. Ach! was du für eine weiche, sanfte Haut hast! Wie schön rund! Welchen schönen Hals! welchen schönen Nacken!... Schwestar Sainte-Augustine, bist du nicht ein Närrchen dich zu schämen? Laß doch das Hemde fallen! Ich bin ja eine Frau und deine Superiorin! Der schöne Busen! Wie er drall ist!

Was? ich sollte zugeben, daß der durch Stacheln zerrissen würde? Nein, Nein, das muß nicht seyn. . . . Dann küßte sie sie wieder, hob sie auf, kleidete sie selbst wieder an, sagte ihr die angenehmsten Dinge, überhob sie der Beywohnung des Gottesdiensts, und schickte sie in ihre Zelle zurück. Man ist sehr übel mit solchen Weibern daran; nie weiß man, was ihnen gefallen oder misfallen wird, was man vermeiden oder thun soll; es giebt nichts festgesetztes; entweder wird man üppig gepflegt, oder stirbt vor Hunger; die Haushaltung geräth in Verwirrung; Vorstellungen werden entweder übel aufgenommen, oder sie kehrt sich nicht daran; man ist Superiorinnen von diesem Character immer zu nahe oder zu fern; es giebt keinen wahren Abstand noch Maaß; man fällt bey ihnen von der Ungnade in die Gnade, oder von der Gnade in die Ungnade hinein, ohne daß man wüßte, wie oder warum? Soll ich Ihnen, an einem kleinen Umstande, ein Beyspiel von der ganzen Art ihrer Ver-

waltung geben? Zweymal im Jahre rannte sie von Zelle zu Zelle, und ließ alle Flaschen mit geistigen Getränken, die sie darin fand, aus dem Fenster schütten, dann schickte sie, vier Tage nachher, selbst wieder welche an die meisten Nonnen herum. So war es mit der neuen Superiorin beschaffen, der ich das feyerliche Gelübde des Gehorsams ablegen mußte; denn wir erneuern jedesmal das Gelübde, wenn wir in ein neues Haus treten.

Ich betrat das Kloster an ihrer Hand. Sie führte mich, indem sie mich mitten um den Leib geschlungen hatte. Man trug einen Nachtisch von Früchten, Marzipan und Confect auf. Der ehrenfeste Archidiaconus fing an, sich über mein Lob auszubreiten, das sie mit einem: Man hat Unrecht gehabt! man hat Unrecht gehabt! ich weiß es! unterbrach. . . . Der ehrenfeste Archidiaconus wollte fortfahren, und die Superiorin unterbrach ihn abermals: Wie haben sie sie nur fahren lassen können? Sie ist ja die Bescheidenheit und die Sanftmuth

selbst! Man sagt sie soll voller Talente seyn. . . . Der ehrenfeste Archidiaconus wollte wieder anfangen, wo er seine Rede gelassen hatte; die Superiorin unterbrach ihn aufs neue, mir ins Ohr zischelnd: Ich mag Sie für mein Leben gern leiden! Wenn die Schulfüchse weg sind, so lasse ich die Schwestern kommen, und Sie müssen uns ein kleines Lied singen: nicht wahr? . . . Mich wandelte eine Lust zu lachen an; der ehrenfeste Herr Hebert kam ein wenig aus der Faßung; seine beyden jungen Gehülfen schmunzelten über seine und meine Verlegenheit. Jetzt kehrte Herr Hebert wieder zu seinem Character, seinen gewohnten Manieren zurück, und befahl ihr rauh, sich niederzusetzen und zu schweigen. Sie setzte sich. Alles aber war ihr nun nicht recht; sie quälte sich auf ihrer Stelle, krazte sich den Kopf, legte ihr Kleid zurecht wo es nicht in Unordnung war, gähnte, und unterdeß perorirte der Archidiaconus sehr vernünftig über das Haus, das ich verlassen hätte, über die Unannehmlichkeiten

die ich darin erfahren, über das neue in das ich einträte, über die Verbindlichkeit, welche ich denjenigen schuldig wäre die mir geholfen hätten. Bey dieser Stelle sah ich Herrn Manouri an; er schlug die Augen nieder. Darauf ward die Unterhaltung allgemeiner; das beschwerliche, der Superiorin auferlegte Stillschweigen, hörte auf. Ich nahte mich Herrn Manouri, dankte ihm noch einmal für die Gefälligkeit, die er gegen mich gehabt, ich zitterte, ich stammelte, ich wußte nicht, wie sehr ich ihm meine Erkenntlichkeit darlegen sollte. Meine Verstörtheit, meine Verwirrung, meine Rührung (denn ich war wahrhaftig gerührt), Thränen mit Freude vermischt, mein ganzes Bezeigen, drückte meine Empfindung stärker, als Worte aus. In seiner Antwort war nicht viel mehr Ordnung, als in meiner Rede; er schien eben so verwirrt wie ich. Ich weiß nicht genau was er zu mir sagte; so viel verstand ich, daß es Belohnung genug für ihn sey, wenn er die Härte meines Schicksals hätte mildern können;

daß er sich Dessen, was er für mich gethan, mit noch mehr Vergnügen als ich selbst erinnern würde; daß es ihm sehr leid thäte, wenn seine Beschäftigungen, die ihm fast nie vom Pariser Gerichtshofe wegließen, ihm nicht oft verstatten sollten, das Kloster von Arpajon zu besuchen; er hoffte aber von dem Herrn Archidiaconus, und der Frau Superiorin, die Erlaubniß zu erhalten, sich dann und wann nach nach meiner Gesundheit und Lage erkundigen zu dürfen. Der Archidiaconus hörte Das nicht; die Superiorin aber antwortete: Mein Herr, so oft Sie wollen; sie wird alles thun, was Ihnen angenehm seyn kann; wir wollen suchen ihr hier das Herzeleid zu vergüten, das man ihr dort verursacht hat. — Und hierauf ganz leise zu mir: Du hast also viel ausgestanden, mein Kind? Wie haben aber die Wesen in Longchamp es übers Herz bringen können, Dich zu mißhandeln? Ich habe Deine Superiorin gekannt, wir sind zusammen in Port-Royal gewesen; sie war schon damals unser

Leuteſcheu. Nun, wir werden Zeit haben, uns einander zu ſprechen, Du ſollſt uns das Alles erzählen. . . . Indem ſie dieß ſagte, nahm ſie eine meiner Hände, und gab ſolcher in Einsweg kleine Schläge mit der ihrigen. Die jungen Geiſtlichen machten mir gleichfalls ihr Compliment. Es war ſpät. Herr Manouri nahm Abſchied von uns; der Archidiaconus und ſeine Gehülfen gingen zu Herrn ***, dem Beſitzer von Arpajon, wo ſie eingeladen waren, und ich blieb allein mit der Superiorin; aber nicht auf lange Zeit. Alle Nonnen, alle Novizen, alle Koſtgängerinnen liefen, eine durch die andre, herbey; in einem Hui war ich von hundert Perſonen umringt. Ich wußte nicht, welche davon ich anhören, welcher ich antworten ſollte; es waren Geſtalten aller Art, und Reden von allerley Ton; indeß merkte ich, daß man weder mit meinen Antworten unzufrieden war, noch an meiner Perſon Mißfallen fand.

Als dieſe läſtige Zuſammenkunft eine Zeitlang gedauert hatte, und der erſten Neugier

Genüge geschehen war, verlief sich der Schwarm; die Superiorin schickte die übrigen fort, und ging mit mir, um mich selbst in meine Zelle einzuführen. Sie bewillkommte mich darin, nach ihrer Weise, zeigte mir das Betkämmerchen und sagte: Hier soll meine kleine liebe Freundin zu Gott beten, und wir wollen ihr ein Kissen auf den Schemel legen, daß sie ihren Knielein nicht wehe thut. Kein Weihwasser in dem Becken? Schwester Dorchen muß doch immer was vergessen! Versuchen Sie einmal den Lehnstuhl, sehn Sie ob er Ihnen bequem ist! . . . Und indem sie Das sagte, setzte sie selbst mich darauf nieder, bog mir den Kopf auf das Rückenpolster zurück, und küßte mir die Stirn. Drauf ging sie ans Fenster, zu sehn, ob die Gitter sich auch leicht aufziehn und herunterlassen liessen, trippelte an mein Bett, zog die Vorhänge davon hin und her, ob sie gut zugingen; untersuchte die Decken, sie waren gut! nahm den Kopfwulst, polsterte ihn auf, sagte: Lieb Köpfchen wird darauf wohl

ruhn; fein sind diese Bettlacken nicht, aber sie sind nun einmal so im Hause; die Matratzen sind gut. . . . Nach diesem kam sie auf mich zu, umarmte mich, und verließ mich. O das närrische Geschöpf! sagte ich während dieses Auftritts zu mir selbst, und machte mich auf gute und böse Tage gefaßt.

Nun richtete ich mich in meiner Zelle ein, und wohnte dem Abendgottesdienste, dem Abendessen, und der darauf folgenden Erholungsstunde bey. Einige Nonnen näherten sich mir, andere entfernten sich; jene rechneten auf meinen Schutz bey der Superiorin, diese waren schon wegen der Vorliebe beunruhigt, die sie mir eingeräumt hatte. Diese ersten Augenblicke verflossen in wechselseitigen Lobsprüchen, in Fragen über das Haus das ich verlassen hatte. Man fing an, meinen Character, meine Neigungen, meinen Geschmack, meinen Geist auszuforschen. In den Klöstern ist das Erste, daß Einem überall gleich auf den Zahn gefühlt wird; es ist eine ununterbrochne Folge von lauter kleinen Fallen,

die gelegt, und aus denen die richtigsten Folgerungen hergeleitet werden. Zum Exempel: Es wird ein verläumderisches Wörtchen hingeworfen, und man sieht Sie darauf an; eine Geschichte wird begonnen, und erwartet, ob Sie die Fortsetzung derselben begehren, oder fallen lassen; bringen Sie etwas ganz Alltägliches vor, so wird es allerliebst gefunden, ob man gleich wohl weiß, daß dem nicht also ist; Sie werden absichtlich gelobt oder getadelt; man sucht Ihre geheimsten Gedanken zu belauschen; Fragen geschehn an Sie über die Bücher die Sie lesen; man bietet Ihnen geistliche oder weltliche an; man bemerkt Ihre Wahl; Sie werden zu leichten Uebertretungen der Regel eingeladen; es geschehn Ihnen Eröfnungen über Dieß und Jenes; es wird ein Wort über die Laune der Superiorin hingeworfen; Alles wird gesammelt und wiedererzählt; Ihre Gesinnungen über die Sitten, über das geistliche Leben, über die Welt, über das Klosterwesen, kurz über Alles und Jedes, werden

ausgespäht. Aus diesen wiederholt angestellten Erfahrungen ergiebt sich endlich ein Beiwort, das Ihre Eigenschaften ausdrückt, und Ihrem Namen als Zuname mitgegeben wird; so ward ich Sainte-Susanne die Zurückhaltende getauft.

Am ersten Abend besuchte mich die Superiorin. Sie kam, als ich mich eben auskleidete, nahm mir selbst meinen Kopf- und Brustschleyer ab, setzte mir die Nachthaube auf, zog mich völlig aus. Sie ließ hunderterley süße Reden an mich ergehn, machte mir tausend Liebkosungen, die mich ein wenig in Verlegenheit setzten; ich weiß nicht warum? Denn ich und sie hatten kein Arges darunter; und was hätten wir auch, selbst wenn ich jetzt noch darüber nachdenke, darunter haben sollen? Unterdessen redete ich darüber mit meinem Beichtvater, der diese Vertraulichkeit, welche mir unschuldig vorkam, und noch jetzt vorkömmt, in einem höchst strengen Tone behandelte, und mir ernstlich untersagte, mich dazu herzugeben.

Sie küßte mir den Hals, die Schultern, die Arme; lobte meine Völligkeit und meinen Wuchs, brachte mich zu Bett; hob meine Decke von beyden Seiten auf, küßte mir die Augen, zog die Vorhänge zu, und ging weg. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß sie voraussetzte ich müsse ermüdet seyn, und mir erlaubte, so lange im Bette zu bleiben als ich wollte.

Ich bediente mich ihrer Erlaubniß. Dieß ist, glaube ich, die einzige gute Nacht gewesen, die ich im Kloster zugebracht habe. Des folgenden Tages, gegen neun Uhr, hörte ich leise an meine Thür klopfen. Ich war noch im Bette, ich antwortete, und eine Nonne kam herein, die ziemlich übellaunigt zu mir sagte: es sey schon spät, die Mutter Superiorin frage nach mir. Ich stand auf, zog mich eiligst an, und ging. Guten Morgen, mein Kind! sagte sie zu mir, wohl geschlafen diese Nacht? Ich habe hier Caffe, der schon seit einer Stunde Ihrer wartet; ich denke, er soll gut seyn; neh-

men Sie geschwind, und dann wollen wir zusammen schwatzen. . . . Unterdessen breitete sie ein Tuch über den Tisch, steckte mir ein andres um den Hals, schenkte mir Caffe, und warf Zucker hinein. Die andern Nonnen thaten unter sich ein Gleiches. Indeß ich frühstückte, unterhielt sie mich über meine Gefährtinnen, schilderte sie mir wie es ihre Ab- oder Zuneigung eingab, erzeigte mir tausend Liebes, that hundert Fragen an mich, über das Haus das ich verlassen hatte, über meine Eltern, über die Unannehmlichkeiten die ich erfahren, lobte, tadelte, wie ihre Grille es mit sich brachte, hörte niemals meine Antwort ganz aus. Ich widersprach ihr nicht; sie war zufrieden mit meinem Witze, mit meinem Verstande, und mit meiner Bescheidenheit. Während dessen kam eine Nonne, eine zweite, eine dritte, eine vierte, eine fünfte; man sprach von den Canarienvögeln der Mutter Superiorin, von der Nervenschwäche einer Schwester, von allen kleinen Lächerlichkeiten derer, die nicht zugegen waren;

man ward lustig. In einem Winkel der Zelle stand ein Spinett; aus Zerstreuung that ich einen Griff darauf: denn, als ganz neue Ankömmlingin im Hause, und da ich Diejenigen nicht kannte, über die es herging, unterhielten diese Scherzreden mich nicht sehr, und würden mich, auch wenn ich mehr davon verstanden, nicht mehr unterhalten haben. Gut zu spotten, erfordert viel Geist; und wer hat nicht seine lächerliche Seite? Indem man lachte, durchlief ich einige Accorde; nach und nach zog ich die Aufmerksamkeit auf mich. Die Superiorin kam zu mir, gab mir einen kleinen Schlag auf die Schulter, sagte: Nur zu, Sainte-Susanne, mach' uns ein klein Vergnügen; erst spiele, und dann sing' uns ein Stückchen! Ich that, wie sie sagte, spielte einige Stücke durch, die ich in den Fingern hatte, präludirte aus dem Kopfe, und sang dann ein Paar Verse aus Mondonville's Psalmen. Das ist recht gut! sagte die Superiorin, aber geistliche Sachen hören wir in der Kirche genug; wir sind

allein, die hier sind meine Freundinen, sie werden auch Deine Freundinnen seyn, sing' uns was Lustiges! — Einige Nonnen sagten: Sie weiß aber vielleicht nichts Anders, sie ist wohl noch ermüdet von der Reise, man muß sie schonen, vors erste kanns daran genug seyn. — Nein, nein, erwiederte die Superiorin, sie accompagnirt sich unvergleichlich, sie hat die schönste Stimme der Welt, (und wirklich ist meine Stimme artig genug, ob sie gleich mehr Richtigkeit Sanftheit und Biegsamkeit, als Stärke und Umfang hat,) ich leide nicht daß sie aufhört, ehe sie uns was Anders gesungen hat. — Die Reden der Nonnen hatten ein wenig meine Empfindlichkeit gereitzt; ich antwortete also der Superiorin: Es macht den Schwestern kein Vergnügen mehr. — Aber mir macht es noch Vergnügen! — Die Antwort hatte ich vorhergesehn. Ich sang also ein ziemlich niedliches Liedchen, und Alle klatschten in die Hände, lobten mich, umarmten mich, liebkosten mich, baten mich um ein

zweytes; lauter verstellte, durch die Antwort der Superiorin veranlaßte Falschheitchen, denn keine war unter ihnen, die mir nicht eine Rabenstimme gewünscht, und gern die Finger gelähmt hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre. Einige unter ihnen, die vielleicht nie in ihrem Leben Musik gehört hatten, ließen sichs beygehn, über meinen Gesang eben so lächerlichen als unlustigen Tadel vorzubringen, der aber bey der Superiorin nichts verfing. Stille! sagte sie zu ihnen. Sie spielt und singt wie ein Engel, und ich will, daß sie alle Tage zu mir kommen soll; ich konnte ehemals auch ein bischen spielen, sie soll mich wieder in den Gang bringen. — Ach! Madame, sagte ich, was man Einmal gewußt hat, kann man niemals ganz vergessen! — Sehr gern; laß mir deinen Platz. — Sie präludirte, spielte tolles, närrisches Zeug, unzusammenhängend wie ihre Begriffe, aber ich sah, durch alle Fehler ihrer Ausübung hindurch, daß sie eine unendlich leichtere Hand hatte als ich. Ich sagte ihr das,

denn ich mag gern loben, und habe selten die Gelegenheit versäumt es zu thun, wenn ichs mit Wahrheit konnte. Das thut mir selbst so wohl! Die Nonnen verschwanden, Eine nach der Andern, und ich blieb fast allein mit der Superiorin, in Gespräch über die Musik. Sie saß, ich stand; sie nahm mich bey den Händen, und sagte zu mir, indem sie mir sie drückte: Du spielst schön, aber Du hast auch die schönsten Finger von der Welt! Sieh nur einmal, Schwester Therese. — Schwester Therese schlug die Augen nieder, erröthete, stammelte, indeß, mögen meine Finger schön seyn oder nicht, mochte die Superiorin mit ihrer Bemerkung Recht oder Unrecht haben, was that Das dieser Schwester? Die Superiorin umschlang mich mitten um den Leib, und fand, ich hätte den niedlichsten Wuchs. Sie hatte mich an sich gezogen, sie setzte mich auf ihre Knie, sie richtete mir den Kopf mit ihren Händen in die Höhe, und bat mich, sie anzusehen. Sie lobte meine Augen, meinen

Mund, meine Wangen, meine Farbe. Ich antwortete nichts, schlug die Augen nieder, und überließ mich, in aller Unschuld, diesen Liebkosungen. Schwester Therese war zerstreut, unruhig, ging rechts und links herum, griff nach allem, ohne Etwas zu bedürfen, wußte nicht, wie sie sich haben wollte, blickte durch das Fenster, glaubte Jemanden an die Thüre klopfen zu hören; so daß endlich die Superiorin zu ihr sagte: Schwester Therese, du kannst weggehn, wenn Du lange Weile hast. — Madame, ich habe keine lange Weile. Ich habe allerley mit dem Kinde hier zu sprechen. — Das glaub' ich. — Ich möchte ihre ganze Geschichte wissen. Wie soll ich die Leiden, die man ihr verursacht hat, wieder gut machen, wenn ich sie nicht kenne? Ich will, daß sie mir sie erzähle, und nichts davon auslasse. Ich bin gewiß, es wird mir das Herz zerreissen, und ich werde darüber weinen, aber daran liegt nichts. Sainte-Susanne, wann werde ich Alles erfahren? — Madame, sobald Sie befehlen. — Ich möchte Dich

gleich darum bitten, wenn wir Zeit dazu hätten. Was ist die Glocke? — Schwester Therese antwortete: Madame, es ist fünf Uhr, und man wird bald zur Vesper läuten. — Sie mag immer anfangen. — Aber, Madame, Sie hatten mir ein Troststündchen vor der Vesper versprochen. Ich habe Gedanken, die mich beunruhigen; ich möchte meiner Mama gern mein Herz eröfnen. Käme ich in den Gottesdienst, ehe Das geschieht, so könnte ich nicht beten; ich würde zerstreut seyn. — Mit Deinen Gedanken! antwortete die Superiorin. Nein, nein! Du bist närrisch. Ich wette, ich weiß was es ist; wir wollen morgen davon reden. — Ach, liebe Mutter! sagte Schwester Therese, warf sich der Superiorin zu Füßen, und brach in Thränen aus. Lassen Sie es doch gleich seyn! — Madame, sagte ich zur Superiorin, und erhob mich von ihrem Schooß, auf dem ich sitzen geblieben war, gewähren Sie meiner Schwester doch, warum sie bittet; lassen Sie ihre Unruhe nicht

dauern. Ich will mich wegbegeben, ich werde immer Zeit haben, die Theilnahme zu befriedigen, die Sie so gütig sind, an mir zu nehmen; und Schwester Therese wird aufhören zu leiden wenn Sie sie angehört haben. Ich machte eine Bewegung gegen die Thür, um herauszugehn, die Superiorin aber hielt mich an Einer Hand zurück. Die kniende Schwester Therese hatte sich der andern bemächtiget, küßte sie, weinte, und die Superiorin sagte zu ihr: Wahrhaftig, Schwester Therese, Deine Unruhe wird mir sehr beschwerlich; ich habe Dirs schon gesagt, sie misfällt mir, sie ist mir lästig, ich will nicht behelligt seyn. — Ich weiß es, aber ich bin nicht Meisterin über meine Empfindungen; ich möchte gern und kann nicht. . . . — Derweile hatte ich mich wegbegeben, und die junge Schwester bey der Superiorin gelassen. Ich konnte mich nicht enthalten, in der Kirche nach ihr zu sehen. Ich bemerkte Spuren von Traurigkeit und Niedergeschlagenheit an ihr. Unsere Augen begegne-

ten sich mehrmals; und es schien mir, als hätte sie Mühe meinen Anblick auszuhalten. Die Superiorin war in ihrem Kirchenstuhl eingeschlafen.

Der Gottesdienst ward in einem Augenblicke abgefertigt; das Chor kam mir nicht als der Ort des Hauses vor, wo man am liebsten war. Man verließ es mit der Schnelligkeit und dem Geschwätz einer Hecke Vögel, die aus ihrem Behältnisse flattern, und die Schwestern zerstreuten sich, eine zur andern, lachend, plaudernd. Die Superiorin verschloß sich in ihre Zelle, und Schwester Therese verweilte lauschend an der Schwelle der ihrigen, als wünschte sie auszuspähn, wo ich bleiben würde. Ich ging in die meinige; die Zellenthür der Schwester Therese schloß sich erst einige Zeit nachher, und schloß sich leise. Es fiel mir ein, das junge Mädchen möchte wohl eifersüchtig auf mich seyn, und vielleicht fürchten, daß ich ihr die Stelle rauben dürfte, die sie in der Gunst und Vertraulichkeit der Superiorin

einnahm. Ich beobachtete sie verschiedene Tage nach einander, und als ich mich, durch ihre kleinen Schmollereyen, ihre kleinen Besorgnisse, ihre Beharrlichkeit mir immer auf der Spur nachzugehen, mich zu beobachten, sich stets zwischen die Superiorin und mich zu drängen, unsere Unterredungen zu unterbrechen, meine Eigenschaften herabzusetzen, Fehler an mir aufzumutzen, noch mehr, durch ihre Blässe, ihren Schmerz, ihr Weinen, ihre in Unordnung gerathende Gesundheit und sogar Geistesverstörtheit, hinlänglich von meinem Argwohn überzeugt hatte, ging ich zu ihr, und sagte: Liebe Schwester, was ist Ihnen? — Sie antwortete mir nicht; meine Anrede setzte sie in Verwunderung, und brachte sie in Verlegenheit; sie wußte weder was sie sagen, noch was sie thun sollte. — Sie lassen mir nicht Gerechtigkeit wiederfahren, sagte ich. Seyn Sie wahr gegen mich. Sie fürchten, daß ich der Zuneigung, die unsere Superiorin zu mir gefaßt hat, mißbrauchen, daß ich Sie

aus ihrem Herzen entfernen werde. Seyn Sie darüber ausser Sorgen; das ist nicht in meinem Character. Wäre ich jemals glücklich genug, einige Herrschaft über ihren Geist zu erhalten...— Ach, Sie werden alles erhalten, was Sie wünschen. Sie liebt Sie, sie thut jetzt eben das für Sie, was sie anfangs für mich gethan hat. — Wohl! so seyn Sie gewiß, daß ich das Zutrauen, das sie mir gewähren dürfte, nur anwenden werde, Sie noch mehr bey ihr beliebt zu machen. — Wird das von Ihnen abhängen? — Warum sollte es das nicht? — Anstatt mir zu antworten, fiel sie mir um den Hals, und sagte seufzend: Es ist ja nicht Ihre Schuld! Das weiß ich wohl, das sage ich mir jeden Augenblick; aber versprechen Sie mir. . . . — Was soll ich Ihnen versprechen? — Daß . . . — Sagen Sie es heraus; ich werde Alles thun, was von mir abhängen kann. — Sie hielt ein, sie bedeckte mir die Augen mit ihren Händen, und sagte mit so leiser Stimme, daß ich sie

kaum vernahm: Daß Sie sie so selten sehen wollten als möglich! . , . — Diese Bitte schien mir so seltsam, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu antworten: Was liegt Ihnen denn daran, ob ich unsere Superiorin oft sehe, oder selten? Mir ist es nicht unangenehm, wenn Sie unaufhörlich um sie sind; es muß Ihnen nicht unangenehmer seyn, wenn ich dasselbe thue. Genügt es Ihnen nicht, wenn ich Ihnen betheure, daß ich Ihnen nie bei ihr schaden werde, weder Ihnen noch sonst Jemanden? Sie antwortete mir, indem sie sich von mir trennte und auf ihr Bett warf, mit dem schmerzlichen Ausruf: Ich bin verloren! — Warum verloren? warum? Halten Sie mich denn für das boshafteste Geschöpf der Sonne?

So weit waren wir gekommen, als die Superiorin herein trat. Sie war in meiner Zelle gewesen, hatte mich nicht gefunden, war vergeblich fast das ganze Haus durchrannt; es kam ihr nicht in den Sinn, daß ich

bey der Schwester Sainte-Therese seyn könnte. Als sie es durch Die, denen sie auftrug mich auszuspüren, erfahren hatte, eilte sie herbey. In ihren Blicken und Gesichte war etwas Verwirrtes; aber wann ist sie ganz gefaßt! Sainte-Therese lag, mäuschen still, auf ihrem Bette; ich stand vor ihr. Ich sagte zu der Superiorin: Liebe Mutter, ich bitte um Verzeihung, ohne Ihre Erlaubniß hieher gekommen zu seyn. — Es ist wahr, sagte sie, es wäre besser, wenn Sie darum gebeten hätten. — Aber diese liebe Schwester geht mir nah; ich sehe, daß sie leidet. — Und worüber? — Soll ichs Ihnen sagen? Warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Es ist eine zärtliche Empfindung, die ihrer Seele viel Ehre macht, und die so lebhaft von ihrer Zuneigung gegen Sie zeugt! Die Beweise von Güte, die Sie mir gegeben haben, haben ihre Zärtlichkeit in Sorge gesetzt; sie fürchtet, ich möchte in Ihrem Herzen den Vorrang über sie gewinnen. Dieses Gefühl einer so anständigen, so natürlichen, Ihnen,

liebe Mutter, so schmeichelhaften Eifersucht war, wie mich deucht, meiner Schwester zur Quaal geworden, und ich suchte sie zu beruhigen. — Die Superiorin nahm, nachdem sie mich angehört, eine strenge und gebieterische Miene an, und sagte zu ihr: Schwester Therese, ich habe Sie geliebt, und liebe Sie noch. Ich habe keine Ursach über Sie zu klagen, Sie sollen keine bekommen sich über mich zu beschweren; aber solche ausschliessende Anmaaßungen kann ich nicht vertragen. Schaffen Sie die ab, wenn Sie nicht wollen, daß die Zuneigung, die ich gegen Sie empfinde, erlöschen soll. Erinnern Sie sich, wie es der Schwester Agatha ergangen ist. . . . Hierauf wandte sie sich zu mir, und sagte: Ich rede von der großen Braunen, die Sie im Chor mir gegen über sehn. (Denn ich hatte mit so wenigen Nonnen näheres Verkehr, und war erst so kurze Zeit im Hause, daß ich noch nicht alle Nahmen meiner Gefährtinnen wußte.) Die Superiorin setzte hinzu: Ich liebte sie. Als

Schwester Therese ins Kloster kam, und ich auch Diese gern hatte, empfand jene die nämliche Unruhe, und beging ähnliche Thorheiten. Ich warnte sie, sie besserte sich nicht, und ich war genöthigt, mit ihr zu harten Maßregeln zu schreiten, die zu lange gedauert haben, und die meinem Character sehr zuwider sind; denn Jedermann wird Ihnen sagen, daß ich sehr gut bin, und immer ungern strafe. . . . Hierauf wandte sie sich an Sainte-Therese, und sagte: Mein Kind, ich will nicht, daß man mir beschwerlich falle; ich habe es Ihnen schon gesagt. Sie kennen mich; machen Sie nicht, daß ich meinem Character untreu werde. . . . Hierauf sagte sie zu mir, sich mit einem Arm auf meine Schulter stützend: Kommen Sie, Sainte-Susanne, begleiten Sie mich zurück! — Wir gingen hinaus. Schwester Therese wollte uns folgen; die Superiorin aber, mit nachläßig über meine Schultern ihr zugewandtem Gesicht, gebot ihr im herrischen Ton: Bleiben Sie in Ihrer Zelle, und verlassen Sie

solche nicht eher, bis ich es Ihnen erlaube. — Sie gehorchte, schlug ihre Thüre mit Heftigkeit zu, und ließ einige Worte fallen, welche die Superiorin knirschen machten; ich weiß nicht warum, denn sie hatten keinen Sinn. Ich sah ihren Zorn und sagte zu ihr: Liebe Mutter, wenn Sie einige Güte für mich haben, so verzeihen Sie meiner Schwester Therese; ihr Kopf ist in Unordnung gerathen, sie weiß nicht was sie spricht, sie weiß nicht was sie thut. — Ich soll ihr verzeihen? Nun ja; aber was giebst Du mir dafür? — Ach, liebe Mutter, sollte ich glücklich genug seyn, Etwas zu besitzen, das Ihnen gefiele, und das Sie besänftigen könnte? — Sie schlug die Augen nieder, seufzte, und ward roth; wirklich, wie ein Liebhaber. Nachher sagte sie mir, indem sie sich nachläßig auf mich zurückwarf, als ob ihr ohnmächtelte: Reich mir Deine Stirn, daß ich sie küsse. . . . Ich beugte mich, und sie küßte meine Stirn. Seit der Zeit, so oft eine Nonne einen Fehler beging, trat ich

für sie ins Mittel, und war gewiß, durch irgend eine unschuldige Gefälligkeit, Erlassung der Strafe für sie zu bewirken. Immer wars ein Kuß, auf die Stirn, oder auf den Nacken, auf die Augen, auf die Wangen, auf den Mund, auf die Hände, auf den Busen, auf die Arme, aber am öftersten auf den Mund. Sie fand, ich hätte einen so reinen Athem, so weisse Zähne, so frische rosigte Lippen! Wirklich, ich müßte sehr schön seyn, wenn ich den kleinsten Theil der Lobsprüche verdienen sollte, die sie mir machte. Meine Stirn nannte sie weiß, glatt, und von allerliebster Bildung; meine Augen hieß sie funkelnd; meine Wangen voll und sanft; meine Hände klein und ründlich; meine Brust, fest wie Stein, und trefflich gewölbt; meine Arme, so gedrechselt und drall wie möglich; meinen Nacken, schöner als irgend einen meiner Schwestern, und von ausgesuchter seltner Niedlichkeit; was weiß ich, was sie Alles fand! Wohl mischte sich etwas Wahrheit unter diese Lobsprüche, ich zog Viel da-

von ab, nicht aber Alles. Zuweilen musterte sie mich, von Kopf bis zu den Füßen, mit einem Wohlgefallen, das ich nie bey andern Frauenzimmern bemerkte, und sagte: Nein, es ist das größte Glück, daß Gott Dich zu seiner Abgeschiedenheit berufen hat! Diese Gestalt hätte alle Mannspersonen, die sie zu Gesicht bekommen, und Dich selbst in die ewige Verdammniß gestürzt. Was Gott thut, ist wohl gethan!

Während wir nach ihrer Zelle gingen, schickte ich mich an, sie zu verlassen, allein sie nahm mich bey der Hand, und sprach: Es ist zu spät, mir Ihre Geschichte in Sainte-Marie und Longchamp zu erzählen; kommen Sie indeß herein; Sie sollen mir ein Stündchen auf dem Flügel geben. Ich folgte ihr. In einem Nu hatte sie den Flügel aufgemacht, ein Notenbuch aufgelegt, und einen Stuhl herbeygerückt, denn sie war lebhaft. Ich setzte mich. Sie meinte, ich könnte mich erkälten, löste daher von den Stühlen ein Kissen ab,

das sie vor mich hin legte; bückte sich, nahm mir die beyden Füße zusammen, und setzte sie darauf, stellte sich alsdann hinter den Stuhl, und beugte sich über dessen Rücklehne. Ich durchlief einige Accorde, und spielte nachher einige Stücke von Couperin, von Rameau, von Scarlatti; unterdeß hatte sie einen Zipfel meines Halstuches aufgehoben, ihre Hand auf meine nackte Schulter gelegt, und berührte mit ihren Fingerspitzen meinen Busen. Sie seufzte, ihre Brust schien bedrängt, sie holte schwer Athem; die Hand welche sie auf meiner Schulter hielt, drückte anfangs heftig, hernach aber gar nicht mehr, als ob sie ohne Kraft und Leben gewesen wäre, und ihr Kopf sank auf den meinigen hinab. Wirklich war die Thörin von einer unglaublichen Empfindlichkeit, und hatte das lebhafteste Gefühl für Musik; ich habe nie Jemanden gekannt, auf den sie so sonderbare Wirkungen hervorgebracht hätte.

Wir ergötzten uns so auf eine eben so na-

türliche als angenehme Weise, *) als plötzlich die Thüre mit Heftigkeit aufsprang. Ich er-

*) Wirklich? „natürliche und angenehme Weise?“ Hm? hm! Schwester Susanne kannst Du das — die Hand aufs Herz gelegt, und sonder Grimasse! — sagen? — Kannst Du wirklich mit so unschuldig gespitztem Mündchen, dem Herrn Marquis von Croismare schreiben: Du hättest von den Worten, welche Schwester Therese der weggehenden Superiorin nachrief, nichts verstanden, weil sie keinen Sinn hatten? Konntest Du Das, und so, ich will nicht sagen, in dem Augenblicke, wo die Scene vorging, und Du noch unbefangen und unwissend warst, wie ein Kind, — empfinden, sondern, selbst bey späterer reiferer Ueberlegung, nachdem Du dem Kloster entronnen warst, nachdem diese feine Superiorin Dich einen so ziemlich derben Biß in den Apfel der Erkenntniß Gutes und Böses thun lassen wollte, und Dein Beichtvater Dir darüber so erweckend ans Herz redete, noch so historisch, darüber schreiben, wie Du thust, und keinen Begriff davon haben, was für ein Sinn in Theresens Worten gelegen? — Oder vielmehr, weil Du es doch nicht selbst bist, die hier redet, sondern dein Schöpfer und Bildner, der Dichter! durch Dich: konnte Er, Diderot, ohne die von Horazen und der gesunden Vernunft der Logik und Menschenkenntniß verlangte Consequenz, und sein Sibi convenientia finge zu verletzen: Dich so reden lassen? — Nein! bey dieser gesunden Vernunft, nein!

Dieß scheint mir abermals einer von den nicht kleinen, aber höchst lehrreichen Verstößen des Mahlers gegen einen Grundsatz zu seyn, der keine Verletzung erlaubt. Aber es giebt deren in dieser Erzählung noch mehrere, als den gegenwärtigen, und den, welchen ich schon bemerkt. Z. B. wie konnte Susanne, gleich im Anfange des Buchs von dem Verdachte, den sie über ihre Geburt gefaßt, an ihren Wohlthäter schreiben:

schrack, und die Superiorin auch. Das närri-sche Ding wars, Therese. Ihre Kleidung war

---

Wenn alle diese Vorstellungen auch falsch wären, was wagte ich dabey, sie Ihnen anzuvertrauen? da sie gewiß ist, daß sie nicht falsch sind, da der Pater Seraphin, und die Mutter, ihr das Geheimniß ihrer Geburt entdeckten? — Wie der Dichter hier in den Fehler verfallen sey, Susanne eine solche Unbefangenheit, Unwissenheit und Nichtverständniß der Worte Theresens beyzulegen, begreife ich freylich wohl; er sagte zu sich selbst: Soll ihr Character den Leser völlig interessiren, und für sich einnehmen, so mußt Du ihr diese ganze Naivität der Unschuld geben, und sie auch nicht durch den leichtesten Verdacht möglicher Schuld an den Wollüsten der geilen Superiorin Theil nehmen lassen. Allein dann hätte er diese Unbefangenheit auch durchführen, nicht aber sie durch das Detail aller Beschreibungen, die sie uns macht, aus ihrem Unschuldstraum erwachen lassen, und sie uns zuletzt, am Ende der Laufbahn, dennoch immer so zeigen dürfen, als wenn sie in dem Traume lebte.

Diese Verstöße wider die Wahrheit und Consequenz, überzeugen mich mehr als Etwas, daß diese ganze Geschichte, nur ein erster Wurf des Verfassers ist, daß er weder sein eignes wieder übermusterndes Urtheil, noch die Critiken seiner Freunde, darüber gehört; kurz, daß er es als noch nicht völlig gereift, und folglich noch aus andern Gründen, als dem des damals herschenden Preßzwanges, und der Unmöglichkeit, bey der Herrschaft der Hierarchie, zu seiner Lebenszeit so, ohne Blatt vorm Munde, von den Gräueln des Klosterlebens zu reden, der Welt vorenthalten hat. Kurz, ich glaube, er hat es noch vollenden und retouchiren wollen.

Was übrigens Dieß ganze, in Absicht auf die Kunst, meisterhaft, mit der größten Menschen- und Entwickelungskunde gezeichnete, jetzt folgende Tribadengemählde

in Unordnung, Verstörtheit blickte ihr aus den Augen, sie durchlief uns beyde, mit Blicken der

---

betrift: so glaube ich, der ich als Uebersetzer nichts darin habe ändern, verschönern oder verschlechtern, noch verschleyern dürfen, von dem Buche freylich, daß man eine doppelte Edition davon herausgeben sollte: eine ad usum Delphini, d. h. für Weiber und Kinder, für junge Leute beyderley Geschlechts; und eine andre, für Reine, denen Alles rein ist; für Männer, die über die Vierzige hinaus sind; für Solche, mit Einem Worte, die bey einem Gemählde nicht fragen, wie moralisch oder unmoralisch Das sey, was es vorstellt, sondern wie gut, oder nicht gut der vorgestellte Gegenstand gezeichnet oder getroffen ist? — Denn welche Mutter kann das, bis hieher so lesbare Buch, ihrer unschuldigen Tochter, welcher ehrbare Mann seiner züchtigen Gattin, ja, welcher Vater selbst seinem noch unbärtigen Sohne, zu lesen geben? —

Man kann, vielleicht mit Recht, und Viele werden es wenigstens sagen, daß der Dichter gewisse Unnatürlichkeiten eben so wenig zum Gegenstande seiner Darstellung aufstellen, und ausmahlen, als der Gesetzgeber durch öffentliche Strafen der Welt ihre Existenz kund machen solle. Sie werden sagen: es sey nicht einmal genug, daß er selbst kein Wohlgefallen an dem äußere, was er beschreibt, daß er es mit dem Stempel verdienter Verabscheuung bezeichne, sondern, er solle es gar nicht zum Gegenstande ästthetischer Kunst nehmen, und Gränzen des hierin Erlaubten unterscheiden; wohl eine nackte mediceische Venus bilden; aber bey allen keuschen Musen und Grazien! kein aretinisches Gemälde; keines, (mich Diderots eignes feinen Exempels, aus seinen Betrachtungen über die Malerey zu bedienen,) von einer nackten Frau, deren anbehaltene Haube und Pantoffel, ihr H— Gewerbe verräth? — Die Schilderung folglich dieser Aebtissin, gezieme sich für den strengen Sittenrichter nicht,

seltsamsten Aufmerksamkeit; die Lippen zitterten ihr: sie konnte nicht reden. Unterdeß kam

---

der in jenem Buche, mit herber Verwerfung, von Baudouins Schandstückchen sprach.

Andre, gelindere Latitudinarier, unter denen ich (ich leugne es nicht) bin, werden verschieden denken. Da Gifte einmal in Quantität und Detail in der Natur und menschlichen Gesellschaft vorhanden sind; so werden sie freylich nicht zugeben, (wie hier in Paris jetzt geschieht) daß jeder Materialist so viel Opium und Arsenik; Sublimat, oder gar zubereiteten Katzengeifer, an Kinder und Weiber verkaufe, als ihm beliebt; werden aber, als Chemicker, die Gifte benutzen, handhaben, analysiren, wie das Bedürfniß der Kunst und der Wissenschaft es erheischt. Sie werdem dem Dichter das nämliche Recht zugestehn, das sich der Anatomiker nicht absprechen läßt. Warum wollten sie Diderot verwehren, was Venetten eingeräumt wird, ein Buch zu schreiben mit dem Titel: l'homme, oder la femme, dessinée d'après nature, oder: wie es in den Klöstern herzugehn pflegt.

Wie wenig ich auch Diderot für einen Reinen halte; ihn, der in seinem Jacques nur allzusehr seinen Geschmack am Anbrüchigen verräth; so bin ich doch gutmüthig genug zu glauben, daß er in gegenwärtiger Erzählung, die eigentlich nicht den Titel: Die Nonne, sondern: Die Drey Superiorinnen führen sollte, (weil diese drey von Seiten der Kunst so trefliche, darinn hervorspringende Gemälde, eigentlich die Hauptfiguren desselben sind,) hauptsächlich die menschenfreundliche Absicht hegte, die Gräuel der Klosterinstitution handgreiflichst aufzustellen, dem Abscheue seiner Zeitgenossen Preis zu geben, und zu der Wohlthat ihrer völligen Zerstörung mit beyzutragen, die eine der unsterblichen Ehren unserer ersten Nationalversammlung, auch der jetzigen Regierung, die sie in Belgien aufhebt, ist; und die allein schon, unter den Wohlthaten der Revolution, einen solchen Rang einnimmt,

sie wieder zu sich, und warf sich der Superiorin zu Füßen; ich vereinigte meine Bitten mit den ihrigen, und erhielt noch einmal für sie Vergebung; aber die Superiorin betheuerte ihr, auf die entschlossenste Weise: es sollte das letztemal seyn, wenigstens für Fehler dieser Art; und Therese und ich verließen zusammen das Zimmer.

Indem wir in unsere Zelle zurückkehrten, sagte ich zu ihr: Liebe Schwester, nehmen Sie sich in Acht, Sie werden unsere Superiorin unwillig auf sich machen. Ich will Sie zwar nicht verlassen, aber Sie werden meinen Einfluß abnutzen, und mir sollte es alsdann

---

daß sie für die Schrecken der Robespierrischen Zeit, und für alles Böse, was sie, — ohne Schuld der Sache! — durch die Verderbtheit ihrer Werkzeuge gestiftet hat, Sühnopfer seyn kann.

O Voltaire, Rousseau, Diderot! Wenn Ihr itzt aus dem Grabe erwachen könntet, und sehen, was für Segen für das Menschengeschlecht Euere Pinsel gewirkt, welch eine Freunde würde es auch für Uns seyn, die wir schon, wie unsere Enkel, und Urenkel noch mehr! uns Eurer Wohlthaten erfreun!

Anmerk. des Uebers.

höchst leid thun, weder für Sie, noch für eine Andre irgend etwas mehr ausrichten zu können. Was wollen Sie denn eigentlich? — Keine Antwort. — Kann denn unsere Mutter uns nicht beyde gleich lieb haben? — Nein, nein, erwiederte sie mir mit Heftigkeit, das ist nicht möglich; bald werde ich ihr zuwider seyn, und vor Schmerz sterben. Ach, warum haben Sie hieher kommen müssen? Sie werden hier nicht lange glücklich bleiben, davon bin ich gewiß; ich aber werde unglücklich auf immer. — Nun, sagte ich zu ihr, es ist ein großes Unglück, ich gestehe es, das Wohlwollen der Superiorin zu verlieren; aber ich kenne ein noch größeres, das: einen solchen Verlust verdient zu haben. Haben Sie sich nichts vorzuwerfen? — Ach, wollte Gott! — Wenn Sie sich innerlich eines Fehlers beschuldigen müssen, so müssen Sie ihn wieder gut machen, und das sicherste Mittel dazu, ist, mit Geduld Ihren Schmerz zu ertragen. — Ich kanns nicht, ich kanns nicht; und dann, gebührt es ihr,

mich dafür zu bestrafen? — Ihr! ihr! Schwester Therese! Ihr? Spricht man so von einer Superiorin? Das ist nicht recht; Sie vergessen sich. — Ach, wollte Gott, sagte sie noch einmal zu mir, wollte Gott! . . . und wir trennten uns; sie, in ihre Zelle zu schleichen; ich, in die meinige, über die Wunderlichkeit der Weiberköpfe nachzudenken. Daran sieht man die Wirkung der Abgezogenheit. Der Mensch ist für die Gesellschaft gebohren; man trenne ihn von ihr, vereinzelne ihn, so werden seine Begriffe mit sich selbst uneins; sein Character wird sich verdrehen; hundert lächerliche Gelüste in seinem Herzen sich erheben; und ausschweifende Gedanken in seinem Geiste, gleich Unkraut auf einem unangebauten Acker, aufkeimen. Bringt man einen Mann in einen Wald, so wird er darin verwildern; sperrt man ihn in ein Kloster, wo noch der Begriff von Nothwendigkeit sich zu dem von Knechtschaft gesellt, so entsteht noch etwas Schlimmeres daraus. Man kömmt aus einem

Walde weg, aber nicht aus einem Kloster heraus; man ist frey im Walde, im Kloster hingegen Sklav. Es bedarf noch mehr Seelenstärke, der Einsamkeit als dem Elende zu widerstehen: das Elend erniedrigt, die Entfernung von der Welt verdirbt den Character. *) Ist es besser, in Verworfenheit als in Narrheit zu leben? Ich wage darüber nicht abzusprechen, allein man muß beydes vermeiden.

Von Tage zu Tage sah ich die Zärtlichkeit zunehmen, welche die Superiorin gegen

---

*) Es ist angenehm, in den Schriften der Zeitgenossen zu forschen, und zu sehen wie oft Ein Umstand in Einer, durch dieses und jenes Wort, einer andern Aufklärung erhält. Man wird sich aus Rousseaus Confessions erinnern: wie übel dieser Einsiedler, dem Diderot' die freylich zu unbestimmt hingeworfene Sentenz, in der Vorrede seines natürlichen Sohnes, nahm: Der Einsame sey immer ein Bösewicht; in der Rousseau sich angestochen glaubte, und sie, für bloßen Hohn, auf sein Individuum ausgegossen, hielte. Man sieht indeß, aus dieser Stelle von Diderots, nicht zu Rousseaus und seiner eigenen Lebzeit bekanntgewordenen Schrift, wie sehr dieser Grundsatz wirklich seine herzlich und aufrichtig gemeinte Theorie gewesen ist; da sein ganzes Buch eigentlich zur Bestätigung dieses Satzes geschrieben zu seyn scheint.

Anmerk. des Uebers.

mich gefaßt hatte. Ich mußte ohne Unterlaß in ihrer Zelle, oder sie in der meinigen seyn. Bey dem geringsten Uebelbefinden verordnete sie mir das Krankenzimmer, sprach mich vom Beywohnen des Gottesdienstes frey, schickte mich frühzeitig zu Bette, und verbot mir, zu den Metten aufzustehn. Im Chor, im Refectorium, in dem Erhohlungszimmer, fand sie Mittel, mir Beweise ihrer Zuneigung zu geben. Kam beym Chorsingen eine Strophe in einem Liede vor, die irgend etwas Zärtliches und Liebevolles enthielt, so richtete sie ihren Gesang an mich, oder sah mich an, wenn die Stelle von einer Andern gesungen ward. Ins Refectorium schickte sie mir immer, aus dem für sie Aufgetragnen, einen auserlesenen Leckerbissen zu. Im Erhohlungszimmer umarmte sie mich, sagte mir die süßesten und verbindlichsten Dinge. Kein Geschenk ward ihr gemacht, woran ich nicht Theil nehmen mußte, Zucker, Caffe, geistige Getränke, Taback, Wäsche, Schnupftücher, was es seyn mochte. Sie hatte

ihre Zelle von Kupferstichen, kleinem Hausgeräth, Meubeln, und einer Menge anderen, zur Annehmlichkeit oder Bequemlichkeit des Lebens gehörigen Dingen, beynah entblößt, um die meinige zu schmücken. Ich konnte mich kaum einen Augenblick aus ihr entfernen, ohne sie, bey meiner Wiederkunft, durch einige Geschenke der Superiorin, bereichert zu finden. Ich ging dann zu ihr; sie fühlte eine Freude darüber, die sich nicht ausdrücken läßt; sie umarmte mich; liebkoste mir; nahm mich auf ihre Knie; unterhielt mich von den geheimsten Heimlichkeiten des Hauses, und versicherte mich, daß sie, wenn ich sie lieben würde, sich ein tausendmal glücklicheres Leben verspräche, als sie in der Welt hätte leben können. Dann stand sie wohl plötzlich einmal still, sah mich mit zärtlichen Blicken an, und sagte zu mir; Schwester Susanne, lieben Sie mich? — Und wie sollte ichs anfangen Sie nicht zu lieben? Ich müßte wohl eine sehr undankbare Seele haben. — Das ist wahr. — Sie bezeigen mir so

viel Güte. — Sagen Sie vielmehr, ich habe Wohlgefallen an Ihnen. . . . Und bey den Worten, schlug sie die Augen nieder; ihre Hand, mit der sie mich umschlungen hatte, schmiegte sich stärker an mich; mit der, die sie auf mein Knie gestemmt hielt, drückte sie mich noch heftiger; zog mich an sich, legte ihr Gesicht dicht an das meinige, seufzte, beugte sich auf ihrem Stuhl zurück, zitterte und bebte. Man hätte sagen sollen, sie wollte mir etwas anvertrauen, und dürfte es nicht. Sie vergoß Thränen, und brach dann aus: Ach, Schwester Susanne, Sie lieben mich nicht! — Ich liebe Sie nicht, theure Mutter? — Nein. — So sagen Sie mir denn, was ich thun muß, Ihnen meine Liebe zu beweisen? — Das müßten Sie errathen. — Ich suche, und errathe nichts. — Unterdessen hatte sie ihr Halstuch gelüftet, und eine meiner Hände auf ihren Busen gelegt. Sie schwieg, ich schwieg auch; sie schien des größten Vergnügens zu genießen. Sie lud mich ein, ihr die Stirn, die Wangen, die Au-

gen und den Mund, zu küssen; und ich gehorchte ihr, ich glaubte nicht, daß daran etwas Unrechtes sey. Unterdessen nahm ihr Vergnügen zu, und da mir nichts lieber seyn konnte, als, auf eine solche unschuldige Weise, ihr noch mehr Vergnügen zu machen, küßte ich ihre Stirn, ihre Wangen, ihre Augen, und ihren Mund, aufs neue. Die Hand, welche sie auf mein Knie gelegt hatte streichelte über meine ganze Bekleidung, von meiner Fußspitze bis zu meinen Gürtel, herum; drückte mich, bald an Einer Stelle, bald an einer andern. Stammelnd, und mit gebrochner Stimme, foderte sie mich auf, meine Liebkosungen zu verdoppeln; ich verdoppelte sie. Endlich kam ein Augenblick, ich weiß nicht, ob von Schmerz, oder von Vergnügen, ein Augenblick, in dem sie blaß wie eine Leiche wurde. Ihre Augen schlossen sich, sie streckte ihren Leib mit Heftigkeit aus, ihre Lippen, die mich anfänglich drückten, waren wie mit einem leichten Schaum bedeckt. Dann öffnete sich ihr Mund halb,

und gab einen tiefen Seufzer von sich, als ob sie verscheiden wollte. Ich stand rasch auf, glaubte ihr würde schlimm, wollte hinausgehn, Leute rufen. Sie öffnete, wie aus einer Ohnmacht, die Augen, und sagte zu mir, mit erlöschender Stimme: Unschuldskind, es ist nichts. Was wollen Sie thun? Bleiben Sie! . . . Ich sah sie mit großen dummerhaften Augen an; ungewiß, ob ich bleiben, oder hinausgehn sollte? Sie schlug die Augen abermals auf, sie konnte gar nicht mehr reden; sie winkte mir, daß ich ihr näher kommen, und mich aufs neue auf ihre Knie setzen sollte. Ich weiß nicht, was in mir vorging, ich ängstigte mich, ich zitterte, das Herz klopfte mir; ich hatte Mühe Athem zu schöpfen; ich fand mich verwirrt, erdrückt, in Wallung; mir war bänglich zu Muth; es schien mir, als ob die Kräfte mich verließen, und ich in Ohnmacht sinken sollte. Unterdeß kann ich doch nicht sagen, daß es Schmerz war, was ich empfand. Ich ging zu ihr, sie winkte mir wieder mit der

Hand, daß ich mich auf ihre Knie setzen sollte, und ich setzte mich darauf. Sie war wie todt, und mir, als ob ich sterben sollte. Wir blieben beyde ziemlich lange in diesem sonderbaren Zustande. Wäre eine Nonne dazu gekommen, sie würde in Wahrheit erschrocken seyn; sie hätte sich vorstellen müssen, daß uns entweder schlimm wäre, oder daß wir eingeschlafen wären. Unterdessen schien die gute Superiorin, (denn es ist unmöglich, daß man so gefühlvoll und nicht gut seyn kann) wieder zu sich zu kommen. Sie lag immer noch auf ihrem Stuhle rückwärts gestreckt; ihre Augen blieben zwar geschlossen, aber ihr Gesicht hatte sich mit den schönsten Farben belebt; sie nahm eine meiner Hände, die sie küßte; und ich sagte zu ihr: Ach, liebe Mutter, Sie haben mir recht angst gemacht. . . . Dann lächelte sie sanft, ohne die Augen zu öffnen. Aber haben Sie nicht gelitten? — Nein. — Ich habe es geglaubt. — Die Unschuldige! ach, die liebe Unschuldige! Wie sie mir gefällt! Und bey diesen Worten,

hob sie mich auf, setzte sich wieder auf ihren Stuhl zurecht, schlang mich mitten um den Leib, und küßte mich auf die Wangen, mit großer Heftigkeit. Dann sagte sie zu mir: Wie alt sind Sie? — Ich bin noch nicht zwanzig Jahr. — Das ist unbegreiflich. — Liebe Mutter, es ist aber doch wahr. — Ich will Ihren ganzen Lebenslauf wissen. Wollen Sie mir ihn erzählen? — Ja, liebe Mutter. — Ganz? — Ganz. — Es könnte aber Jemand kommen. Wir wollen uns wieder an den Flügel setzen; Sie sollen mir Unterricht geben. — Wir machten uns daran; ich weiß aber nicht wie es zuging, die Hände zitterten mir, ich sah auf dem Papiere nichts, als einen verwirrten Haufen Noten, keinen Ton konnte ich spielen. Ich sagte es zu ihr; sie fing an zu lachen; sie setzte sich an meine Stelle, aber es war mit ihr noch ärger; kaum konnte sie ihren Arm halten, daß er nicht hinsank. Mein Kind, sagte sie zu mir, ich sehe wohl, Du bist eben nicht im Stande, mir Etwas zu

zeigen, noch ich, etwas zu lernen. Ich bin ein wenig müde; ich muß mich ausruhen. Leb' wohl! Morgen, länger wollen wirs nicht aussetzen, muß ich Alles wissen, was in der kleinen lieben Seele vorgegangen ist. Leb' wohl! . . . Andremale, wenn ich hinausging, pflegte sie mich bis an ihre Thüre zu begleiten, verfolgte mich mit ihren Augen die ganze Länge des Ganges hinunter, bis zu meiner Zelle hin, warf mir eine Kußhand zu, und ging nicht eher in ihr Zimmer, als bis ich in dem meinigen war. Dießmal aber stand sie kaum auf. Alles, was sie thun konnte, war, daß sie einen, an ihrem Bette befindlichen Lehnstuhl erreichte. Sie setzte sich darauf, legte ihren Kopf auf ihr Hauptkissen, warf mir eine Kußhand zu; ihre Augen schlossen sich, und ich ging.

Meine Zelle war Sainte-Thereseus Zelle beynah gegenüber. Die Thüre davon stand offen; sie erwartete mich, hielt mich an, und sagte zu mir: Ach, Sainte-Susanne! Sie kommen von unserer Mutter? — Ja, antwortete

wortete ich ihr. — Sie sind lange bey ihr geblieben! — So lange sie gewollt hat. — Das ist aber nicht, was Sie mir versprochen haben. — Ich habe Ihnen nichts versprochen. — Dürften Sie mir wohl sagen, was Sie darin gemacht haben? . . . Obgleich mein Gewissen mir Nichts vorwarf, so muß ich Ihnen doch gestehen, mein Herr, daß ihre Frage mich in Verwirrung setzte. Sie merkte es, sie drang weiter in mich, und ich antwortete ihr: Liebe Schwester, mir werden Sie es vielleicht nicht glauben, allein wohl eher unserer lieben Mutter; ich will sie bitten, es Ihnen zu erzählen. — Nein, liebe Sainte-Susanne, gab sie mir darauf mit Lebhaftigkeit zur Antwort. Ach, nicht doch! bey Leibe thun Sie Das nicht! Sie wollen mich doch nicht unglücklich machen? Würde unsere Superiorin mirs verzeihen? Sie kennen sie nicht; sie ist im Stande, von der größten Zärtlichkeit, zur größten Wildheit überzugehen. Ich weiß nicht, wie es mir gehen würde. Versprechen Sie mir, ihr nichts da-

von zu sagen. — Wünschen Sie Das? — Ich bitte Sie auf den Knien darum. Ich bin in Verzweiflung. Ich sehe wohl, ich muß mich entschließen, ich will mich entschließen. Versprechen Sie mir, ihr Nichts zu sagen.... — Ich hob sie auf; ich gab ihr mein Wort; sie verließ sich darauf, und ich hielt es. Wir schlossen uns darauf ein; sie in ihre Zelle, ich in die meinige.

Als ich wieder allein war, versank ich in ein träumendes Sinnen. Ich wollte beten, und ich konnte nicht; ich suchte mich zu besänftigen; ich fing eine Arbeit an, die ich sogleich wieder hinlegte, eine andre zu ergreifen, die ich abermals um eine andre verließ; meine Hände starrten mir ganz unwillkührlich; es war mir, als ob ich ein Brett vor dem Kopf hätte; nie war mir etwas Aehnliches begegnet. Meine Augen schlossen sich von selbst; ich schlummerte in leichten Schlummer hin; ob ich gleich des Tags über niemals schlafe. Als ich aufwachte, befragte ich mich selbst über

Das, was zwischen der Superiorin und mir vorgefallen war; ich untersuchte mich; ich glaubte, als ich mich noch einmal untersuchte, wahrzunehmen. . . . Aber es waren so unbestimmte, so närrische, so lächerliche Gedanken, daß ich sie weit weg von mir warf. Am Ende führten meine Betrachtungen mich darauf: daß es vielleicht eine Art von Krankheit seyn möchte, der die Superiorin unterworfen wäre. Dann quälte mich aber wieder eine andere, diese Krankheit möchte vielleicht anstecknd seyn; Sainte-Therese wäre wirklich davon angesteckt, und ich könnte es wohl auch noch einmal werden.

Am folgenden Tage, nach der Mette, sagte unsere Superiorin zu mir: Heute denke ich Alles zu erfahren, was Ihnen begegnet ist; kommen Sie. . . . Ich ging. Sie ließ mich in ihren Lehnstuhl, an der Seite ihres Bettes niedersitzen, und setzte sich selbst auf einen etwas niedrigern Sessel; ich ragte also ein wenig über sie hervor, weil ich größer bin, und

höher saß. Sie war mir so nahe, daß meine beyden Knie mit den ihrigen sich verschränkten, mit dem Ellbogen stützte sie sich aufs Bett. Nach einem kleinen Augenblicke Stillschweigen, sagte ich zu ihr: Ob ich gleich jung bin, so habe ich doch viel gelitten; von den zwanzig Jahren, die ich nun gelebt, habe ich fast jedes in Kummer zugebracht. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen Alles werde sagen können, und ob Sie das Herz haben dürften, es anzuhören. Leiden bey meinen Eltern; Leiden im Kloster Sainte-Marie; Leiden im Kloster von Longchamp; überall Leiden, liebe Mutter, und nichts als Leiden. Wo wollen Sie, daß ich anfange? — Bey den ersten. — Aber, sagte ich, liebe Mutter, meine Erzählung wird sehr lang und traurig seyn; und ich möchte Sie nicht lange traurig machen. — Kind, das fürchte nur nicht; ich mag gern weinen: das Weinen ist ein süßer Zustand für eine zärtliche Seele. Du mußt auch gern weinen mögen; Du wirst meine Thränen abtrocknen, ich werde die Dei-

nigen abtrocknen, und wir beyde uns vielleicht, bey der Erzählung Deiner Drangsale, glücklich fühlen. Wer weiß, wie weit die Rührung uns führen kann? . . . Indem sie diese letzten Worte sagte, sah sie mich von oben bis unten mit ihren nassen Augen an, nahm mir die beyden Hände, rückte mir noch näher, so daß sie mich, und ich sie berührte. Erzähle, mein Kind, sagte sie; ich warte; ich fühle dringende Neigung gerührt zu werden; ich glaube, daß ich noch nie einen so wollüstigen zärtlichen Tag werde gehabt haben. . . . Ich fing daher meine Erzählung ungefähr so an, wie ich sie für Sie aufgezeichnet. . . . Ich bin nicht im Stande Ihnen die Wirkung zu beschreiben, die sie auf sie hervorbrachte; in was für Seufzer die Superiorin ausbrach; wie sie sich in Weinen ergoß; wodurch Alles sie mir ihren Unwillen wider meine Eltern, wider die abscheulichen Nonnen in Sainte-Marie, wider die von Longchamp, an den Tag legte. Sehr leid sollte mirs thun, wenn nur der geringste

Theil von den Uebeln an diesen in Erfüllung ginge, das sie ihnen anwünschte; ich verlange, auch meinem grausamsten Feinde, kein Haar gekrümmt zu sehen. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie mich, stand auf, ging umher, setzte sich dann wieder nieder. Andere Male, hob sie die Hände gen Himmel, und verbarg ihr Haupt zwischen meinen Knien. Wie ich ihr meinen Gefängnißauftritt erzählte, die Geschichte wie der böse Feind aus mir gebannt werden sollte, meine Kirchenbuße, brach sie fast in Geschrey aus. Als ich geendet hatte, schwieg ich; und sie lag einige Zeit, den Kopf auf ihr Bett geneigt, das Gesicht in ihre Decke verborgen, und die Arme über ihren Kopf gestreckt, so, daß ich zu ihr sagte: Liebe Mutter, ich bitte Sie um Verzeihung wegen aller Schmerzen, die ich Ihnen verursacht habe; ich habe es Ihnen aber vorhergesagt, und Sie selbst haben es so gewollt.... Sie antwortete mir nur darauf: Die boshaften Geschöpfe! die abscheulichen Geschöpfe! Es ist

doch nur in Klöstern möglich, daß die Menschlichkeit so ganz erstickt werde! Wenn Haß sich mit dem gewöhnlichen übellaunigten Wesen vereinigt, weiß man gar nicht mehr, wie weit das Ding gehen kann. Glücklicher Weise bin ich sanft von Character, ich liebe alle Nonnen; auch haben sie sämmtlich, einige mehr, andere weniger, meinen Character angenommen, und alle lieben sich untereinander. Aber wie konnte diese schwache Gesundheit so vielen Quaalen wiederstehen? Wie sind alle diese Gliederchen unbeschädigt geblieben? Wie ist das ganze zarte Gebäude nicht zerstört? Wie ist der Glanz dieser Augen nicht in Thränen erloschen? Die Grausame! Diese Aermchen mit Stricken zu schnüren!.. sie nahm meine Arme, und küßte sie.... Diese Aeuglein in Thränen sich baden zu lassen!... sie küßte sie.... Diesem Mündchen Seufzer abzunöthigen!... sie küßte ihn.... Das allerliebste kleine Gesichtchen in stete Schmerzwolken zu hüllen!... sie küßte es ...

Diese Rosenwängelein verwelken zu machen! . . . sie streichelte sie mit der Hand, und sie küßte sie. . . . Dieß Köpfchen zu verunstalten, diese Haare auszuraufen, diese Stirn mit Kummer zu bedecken! . . . sie küßte meinen Kopf, meine Stirn, meine Haare. . . . Sich zu unterstehen, diesen Hals mit einem Seile zu umschlingen, und diese Schultern mit spitzen Stacheln zu zerreissen! . . . sie schob die Leinwand von meinem Halse und Kopfe, und öffnete oben mein Gewand; meine Haare rollten über meine entblößten Schultern, mein Busen war halb nackt, ihre Küsse fielen auf meinen Nacken, auf meine entblößten Schultern, und meine halb nackte Brust. Ich merkte dann, an dem Zittern das sie ergriff, an der Verwirrung ihrer Rede, an der Verstörtheit ihrer Augen, und der Bewegung ihrer Hände, an ihrem Knie, das sich gegen das meinige drückte, an der Hitze mit der sie mich faßte, und der Heftigkeit womit ihre Arme mich umschlangen, daß sie nicht säumen würde, einen Anfall ih-

rer Krankheit zu bekommen. Ich weiß nicht, was in mir vorging; aber ich war von einem Schrecken, von einem Zittern, von einer Ohnmacht ergriffen, die meinen gefaßten Argwohn bestätigte, daß ihr Uebel wohl ansteckend seyn möchte. . . . Ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, sehen Sie, in was für eine Unordnung Sie mich gebracht haben! wenn Jemand käme? — Bleib! bleib! sagte sie mir mit erdrückter Stimme; es wird niemand kommen. . . . Unterdeß machte ich einige Bewegungen um aufzustehn, und mich von ihr loszureissen; ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, nehmen Sie sich in Acht; Sie werden wieder Ihren Anfall bekommen; erlauben Sie, daß ich mich entferne. . . . Ich wollte mich entfernen; ich wollte, das ist gewiß, aber ich konnte nicht. Sie saß; ich stand; sie zog mich an sich; ich fürchtete auf sie zu fallen, und ihr Schaden zu thun; ich setzte mich auf den Rand ihres Bettes; und sagte zu ihr: Liebe Mutter, ich weiß nicht, wie mir ist; mir wird übel. — Mir auch,

sagte sie, aber ruhe einen Augenblick; es wird vorübergehen, es wird nichts auf sich haben. . . . Wirklich wurde meine Superiorin auch ruhiger, und ich gleichfalls. Wir waren beyde mattherzig; ich den Kopf auf das Hauptkissen gesenkt, sie, das Haupt auf eines meiner Knie gelegt, die Stirn auf eine meiner Hände. In diesem Zustande blieben wir einige Augenblicke. Ich weiß nicht was sie dachte, ich dachte an Nichts. Ich konnte nicht, ich war von einer Schwäche, die mich betäubte. Wir beobachteten ein tiefes Stillschweigen, das die Superiorin zuerst unterbrach. Sie sagte zu mir: Susanne, es ist mir vorgekommen, als hätten Sie von Ihrer ersten Superiorin gesagt, daß sie Ihnen sehr lieb gewesen sey? — Ja, sehr lieb. — Sie liebte Sie doch nicht mehr als ich, aber sie wurde mehr von Ihnen geliebt. Sie antworten mir nicht? — Ich war unglücklich; sie linderte meinen Kummer. — Woher kömmt aber Ihre Abneigung vor dem Nonnenleben? Susanne, Sie haben

mir nicht alles gesagt. — Ich bitte um Verzeihung, Madame. — Wie? Es ist nicht möglich, liebenswürdig wie Sie sind, (denn, mein Kind Sie sind es sehr, Sie wissen nicht wie sehr!) daß Ihnen das noch niemand gesagt haben sollte. — Man hat es mir gesagt. — Und wer es Ihnen sagte, mißfiel Ihnen nicht? — Nein. — Und ihr Herz sagte Ihnen nichts über ihn? — Gar nichts. — Wie? Ihr Herz hat niemals Nichts gefühlt? — Nichts. — Wie? es wäre nicht etwa eine heimliche, von Ihren Eltern gemißbilligte Leidenschaft, die Ihnen Abneigung gegen das Kloster einflößt? Vertrauen Sie sich mir an; ich bin nachsichtig. — Ich habe Ihnen darüber nichts zu vertrauen, liebe Mutter. — Aber noch einmal, woher kömmt Ihre Abneigung vor dem Klosterleben? — Aus dem Leben selbst. Ich hasse seine Pflichten, seine Beschäftigungen, die Einsamkeit, den Zwang; es kömmt mir vor, als sey ich zu was Anderm berufen. — Aber woran erkennen Sie Das? —

An der Langenweile, die mir so lästig fällt; ich fühle Langeweile. — Hier sogar? — Ja, liebe Mutter, hier sogar, ungeachtet aller Güte, die Sie für mich haben. — Aber fühlen Sie denn nicht innerliche Bewegungen? Begierden? — Keine. — Ich glaube es; Sie scheinen mir von einem ruhigen Temperamente zu seyn. — So ziemlich. — Von einem kalten sogar. — Ich weiß nicht. — Sie kennen die Welt nicht? — Ich kenne wenig davon. — Was für Reitze kann denn die Welt für Sie haben? — Das ist mir nicht recht klar; sie muß deren aber doch besitzen. — Ist es denn die Freyheit, die Sie vermissen? — Ja, die Freyheit, und vielleicht noch manches Andre. — Wie heißt dieses Manches Andere? Meine Freundin, sprechen Sie offnes Herzens mit mir, möchten Sie wohl verheirathet seyn? — Lieber als so seyn, wie ich bin; das ist gewiß. — Warum möchten Sie lieber verheirathet seyn? — Ich weiß nicht. — Sie wissen es nicht? So sagen Sie mir wenigstens, wel-

chen Eindruck macht die Gegenwart einer Mannsperson auf Sie? — Gar keinen. Wenn er Verstand hat, und gut spricht, so höre ich ihm mit Vergnügen zu; wenn er hübsch aussieht, so bemerke ich das. — Und Ihr Herz ist dabey ruhig? — Bis jetzt hat sich noch nichts darin geregt. — Wie? Wenn die Männer beseelte Blicke auf Sie warfen, so fühlten Sie nie. . . . — Verlegenheit zuweilen, so daß ich die Augen niederschlagen mußte. — Keine Wallung? Ihre Sinne sagten Ihnen nichts? — Ich weiß nicht was Sprache der Sinne sagen will. — Die Sinne haben doch eine Sprache. — Es kann seyn. — Und Sie kennen sie nicht? — Gar nicht. — Wie? Sie. . . . Es ist eine sehr süße Sprache; möchten Sie sie wohl kennen lernen? — Nein, liebe Mutter; wozu sollte mir Das helfen? — Ihnen die Langeweile zu vertreiben. — Vielleicht sie zu vermehren. Was heißt auch Sprache der Sinne, ohne Gegenstand? — Wenn man sie redet, so redet

man sie immer gegen Jemanden. Das ist freylich besser, als sich ganz allein zu unterhalten, obgleich auch Dieß nicht ganz ohne Vergnügen ist. — Ich verstehe von alle Dem nichts. — Wenn Du wolltest, liebes Kind, so würde ich Dir deutlicher werden. — Nein, liebe Mutter, ich weiß Nichts, und mag lieber Nichts wissen, als zu Einsichten gelangen, die mich bedauernswürdiger machen würden, als ich schon bin. Ich habe keine Begierde, und ich will keine andere zu haben suchen, als solche, die ich zu befriedigen im Stande bin. — Und warum wärst Du nicht im Stande sie zu befriedigen? — Wie sollte ichs können? — Wie ich. — Wie Sie? Aber es ist ja Niemand in diesem Hause. — Ich bin darin, Du bist darin. — Nun? und was bin ich Ihnen, was sind Sie mir? — Wie unschuldig Du bist! — O es ist wahr, liebe Mutter, daß ich sehr unschuldig bin, und daß ich lieber sterben möchte, als aufhören es zu seyn!... — Ich weiß nicht, was in diesen letzten Worten

Unangenehmes für sie liegen konnte, aber sie machten, daß sie augenblicklich ihr Gesicht veränderte. Sie ward ernsthaft, verlegen; die Hand, welche sie auf eines meiner Knie gelegt hatte, hörte anfangs auf mich zu drücken, und zog sich hernach zurück; sie hielt die Augen niedergeschlagen. Ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, was ist mir denn begegnet? Sollte mir Etwas entfallen seyn, das Sie beleidigen können? Vergeben Sie mir. Ich bediene mich der Freyheit, die Sie mir eingeräumt haben, ich überlege Nichts von dem, was ich Ihnen zu sagen habe; und wenn ich es recht lange überlegte, so würde ich mich doch nicht anders ausdrücken können, vielleicht nur schlechter. Die Dinge, wovon wir uns unterhalten, sind mir so fremd! Vergeben Sie mir. . . . Indem ich diese letztern Worte sagte, schlang ich meine Arme um ihren Hals, und lehnte meinen Kopf auf ihre Schultern. Sie warf ihre beyden Arme gleichfalls um mich, und drückte mich sehr zärtlich. Wir blieben so einige Au-

genblicke stehn; hierauf nahm sie ihre Zärtlichkeit und Heiterkeit wieder an, und sagte zu mir: Susanne, haben Sie einen guten Schlaf? — Einen sehr guten, sagte ich, besonders seit einiger Zeit. — Schlummern Sie gleich ein? — Gewöhnlich, gleich. — Aber, wenn Sie nicht einschlafen, woran denken Sie dann? — An mein vergangnes Leben, an das Leben, was ich noch vor mir habe; oder ich bete auch, oder weine. Wie kann ich das Alles sagen? — Und des Morgens, wenn Sie früh erwachen, was thun Sie? — Ich stehe auf. — Gleich? — Gleich. — Sie mögen also nicht gern Ihren Gedanken nachhängen? — Nein. — Sie mögen nicht gern auf Ihrem Kopfkissen ausruhn? — Nein. — Sie mögen sich nicht in der angenehmen Bettwärme pflegen? — Nein. — Sind Sie niemals. . . . Bey diesem Worte hielt sie ein, und that wohl daran; denn was sie weiter fragen wollte, war nicht recht schicklich, und vielleicht ist es noch viel unschicklicher für mich es

wieder zu erzählen; allein ich habe einmal versprochen nichts zu verhehlen. . . . — Sind Sie niemals in Versuchung gerathen, mit Wohlgefallen zu betrachten, wie schön Sie sind? — Nein, liebe Mutter. Ich weiß nicht, ob ich so schön bin, als Sie mich nennen; und wenn ichs wäre, so ist man für andre schön, und nicht für sich selbst. — Sie haben sichs niemals einfallen lassen, mit der Hand, auf dieser schönen Brust, auf diesen Lenden, auf diesem Bäuchlein, auf dem festen, sanften, weichen Fleisch, herum zu fahren? — Ganz gewiß nicht. Das ist ja sündlich: und wenn ich es gethan hätte, so wüßte ich nicht wie ich vor Scham es hätte beichten sollen. . . . Ich weiß nicht, was wir noch weiter redten, indem man kam, der Superiorin anzuzeigen, daß im Sprachzimmer nach ihr gefragt würde. Es schien mir, als ob ihr diese Unterbrechung sehr zuwider wäre, und sie weit lieber mit mir fortgeschwatzt hätte; obgleich an dem Gespräche, was wir führten, eben

nichts verloren ging. Indessen trennten wir uns.

Niemals war die Schwesterschaft glücklicher gewesen, als seit meinem Eintritt in sie. Die Superiorin schien die Ungleichheit ihres Characters abgelegt zu haben; man sagte, ich hätte ihm Festigkeit mitgetheilt. Sie gab sogar, mir zu Gunsten, verschiedene Erhohlungstage, und was man in Klöstern Feste nennt. An solchen Tagen wird man ein wenig besser als gewöhnlich bewirthet, der Gottesdienst an denselben wird kürzer gehalten, und alle Zeit, die zwischen den Horen verfließt, bleibt der Erholung gewidmet. Aber diese glückliche Zeit sollte für alle Uebrigen und für mich zu Ende gehn.

Auf die Scene, welche ich eben beschrieben habe, folgte eine große Menge ähnlicher, welche ich, die nächstfolgende ausgenommen, übergehe.

Die Superiorin fing an unruhig zu werden, ihre Fröhlichkeit, ihre Völligkeit, ihren Schlaf zu verlieren. In der nächsten Nacht,

als Alles im Kloster schlief, und Stille im ganzen Hause herrschte, stand sie auf. Nachdem sie einige Zeit in den Gängen umher geirrt hatte, kam sie an meine Zelle. Ich schlafe leise, ich glaubte sie gehört zu haben; sie blieb stehn, stemmte wahrscheinlich die Stirn gegen meine Thür, und machte hinlängliches Geräusch, daß ich davon hätte aufwachen können, wenn ich geschlafen hätte. Ich blieb still. Mich deuchte ich höre eine klagende Stimme, ich höre Jemanden seufzen. Erst überfiel mich mich ein leichter Schauer, drauf entschloß ich mich mein Ave herzusagen. Anstatt mir zu antworten, entfernte man sich, leises Schrittes. Einige Zeit darauf kam man wieder, ich hörte von neuem Klagen und Seufzer, ich sagte aufs neue mein Ave, und das Geräusch entfernte sich, zum zweitenmale. Ich beruhigte mich wieder, und schlief ein. Während ich schlief, kam Etwas herein, setzte sich an der Seite meines Bettes nieder, öffnete mit einer Hand die Vorhänge, in der andern hielt es einen kleinen Wachsstock, des-

sen Licht mir ins Gesicht schien; und Die, die ihn trug, sah zu, wie ich schlief, wenigstens war das der Eindruck den ich davon hatte, als ich die Augen aufthat. Es war niemand Anderes als die Superiorin. Ich richtete mich plötzlich auf, sie sah mein Schrekken, und sagte zu mir: Susanne, beruhigen Sie sich; ich bins. — Ich legte meinen Kopf wieder auf mein Hauptkissen, und sagte zu ihr: Liebe Mutter, was wollen Sie hier, um diese Stunde? Was kann Sie hergeführt haben? Warum schlafen Sie nicht? — Ich bin nicht im Stande zu schlafen, antwortete sie, ich werde lange nicht im Stande seyn zu schlafen. Mich quälen böse Träume. Kaum habe ich die Augen zugemacht, so stellen die Leiden, die Sie ausgestanden, sich meiner Einbildungskraft dar. Ich sehe Sie unter den Händen der Unmenschlichen; ich sehe Ihre Haare über Ihr Gesicht fallen; ich sehe Sie mit blutrünstiggewordenen Füßen, mit der Fackel in der Hand, mit dem Seile um den Hals: ich

glaube, man will Sie ums Leben bringen; mich schaudert, ich zittere, ein kalter Schweiß ergießt sich über meinen ganzen Leib; ich will Ihnen zu Hülfe eilen; ich stoße Geschrey aus; ich erwache, und vergeblich warte ich auf die Rückkehr des Schlafs. Das ist mir diese Nacht begegnet. Ich habe gefürchtet, der Himmel kündige mir ein Unglück an, das meiner Freundin zugestoßen sey; ich bin aufgestanden; ich bin nahe an Ihre Thür gegangen, und ich habe gehorcht; es hat mir geschienen, als schliefen Sie nicht; Sie haben geredet; ich habe mich wieder wegbegeben; ich bin wiedergekommen; Sie haben abermals geredet, und ich habe mich aufs neue entfernt; ich bin zum drittenmal wiedergekommen, und als ich glaubte Sie schliefen, bin ich hereingetreten. Ich stehe schon einige Zeit hier an Ihrer Seite, und fürchtete Sie aufzuwecken; anfangs habe ich Bedenken getragen, ob ich Ihre Vorhänge öffnen sollte; ich wollte schon weggehen, um Ihre Ruhe nicht zu stören; allein

ich habe der Lust nicht widerstehen können, zu sehen, ob meine liebe Susanne sich wohl befände; ich habe Sie angesehn. Wie schön Sie dem Auge vorkommen, selbst wenn Sie schlafen! — Liebe Mutter, wie gütig sind Sie! — Ich habe mich erkältet; allein ich weiß, daß ich nichts Unangenehmes für mein Kind zu besorgen habe; ich glaube, ich werde nun schlafen. Geben Sie mir Ihre Hand. — Ich gab sie ihr. — Wie ruhig Ihr Puls ist! wie gleich! Nichts bringt ihn in Bewegung. — O ja, ich schlafe ziemlich gut. — Wie glücklich Sie sind! — Liebe Mutter, Sie werden sich noch mehr erkälten. — Sie haben Recht; leben Sie wohl, schöne Freundin, leben Sie wohl, ich gehe. — Unterdeß ging sie nicht; sie fuhr fort, mich anzusehn; zwey Thränen entronnen ihren Augen. Liebe Mutter, sagte ich zu ihr, was ist Ihnen? Sie weinen. Wie leid thut es mir, Sie von meinen Drangsalen unterhalten zu haben! . . . Sogleich machte sie die Thür zu, löschte ihren

Wachsstock aus, und stürzte sich auf mich. Sie hielt mich umarmt; sie lag auf meiner Decke, mir zur Seite, ihr Angesicht auf meines geheftet; ihre Thränen benetzten meine Wangen; sie seufzte, und sagte zu mir, mit einer klagenden gebrochnen Stimme: Liebe Freundin, haben Sie Mitleiden mit mir! — Liebe Mutter, sagte ich, was ist Ihnen? Befinden Sie sich übel? Was soll ich denn thun? — Ich zittere, sagte sie, mich schaudert, eine Todeskälte hat sich über mich ausgebreitet. — Wollen Sie, daß ich aufstehen, und Ihnen mein Bett überlassen soll? — Nein, sagte sie zu mir, es ist nicht nöthig, daß Sie aufstehen. Lassen Sie mich nur ein wenig die Bettdecke wegschieben, damit ich mich zu Ihnen legen könne, daß Sie mich erwärmen, und ich genese. — Liebe Mutter, sagte ich zu ihr, das ist ja verboten. Was würde man sagen, wenn man es erführe? Ich habe gesehen, daß Nonnen, um viel unwichtigerer Dinge willen, strenge Bußübungen auferlegt sind. Im Kloster Sain-

te, Marie begab sichs, daß eine Nonne, nur ein einziges Mal, bey Nachzeit in die Zelle einer andern Nonne ging, die ihre gute Freundin war, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel Uebels man darüber dachte. Der Beichtvater hat mich bisweilen gefragt, ob man mir niemals vorgeschlagen hätte, mit mir in Einem Bette zu schlafen, und mich sehr ernsthaft gewarnt, es nicht zu leiden. Ich habe ihn sogar von den Liebkosungen gesagt, die Sie, liebe Mutter, mir machen; ich halte sie für sehr unschuldig, aber Er denkt nicht so. Ich weiß nicht, wie ich seines Rathes vergessen können; ich hatte mir doch vorgenommen, mit Ihnen darüber zu reden. — Liebe Freundin, sagte sie zu mir, Alles um uns herum schläft, Niemand wird Etwas davon erfahreu. Ich bin es, die hier straft und belohnt; und der Beichtvater sage was er will, so weiß ich nicht, was Unrechtes daran seyn kann, wenn eine Freundin eine andre an ihrer Seite aufnimmt, die von Unruhe ergriffen, aufgewacht ist, und

während der Nacht, und troz der strengen Jahrszeit, kommt, zu sehen, ob ihre Geliebte etwa in einer Gefahr sey? Susanne haben Sie niemals, bey Ihren Eltern, mit einer Ihrer Schwestern, das nämliche Bett getheilt? — Nein, niemals. — Wenn sich aber die Gelegenheit dazu dargeboten hätte, würden Sie es nicht ohne Bedenken gethan haben? Wenn Ihre Schwester in Sorgen, und von Kälte ergriffen, gekommen wäre, eine Stelle an Ihrer Seite von Ihnen zu erlangen, würden Sie ihr solche abgeschlagen haben? — Ich glaube nicht. — Und bin ich denn nicht Ihre liebe Mutter? — Ja, Sie sind es, aber das ist verboten. — Liebe Schwester, ich bin die, welche es den Andern verbietet, Ihnen aber erlaubt, und es von Ihnen verlangt. Lassen Sie mich einen Augenblick bey Ihnen warm werden, und ich will wieder gehn. Geben Sie mir Ihre Hand. ... Ich gab sie ihr. Da, sagte sie zu mir, fühlen Sie, sehen Sie, mich schaudert, ich zittere, ich bin kalt, wie ein

Stein. . . . und Das war wahr. O, sagte ich, liebe Mutter, Sie werden krank darüber werden. Aber warten Sie, ich will an den Rand rücken, so können Sie sich auf die warme Stelle legen. . . . Ich thats; ich hob die Decke auf, und sie legte sich an meinen Platz. O, wie war ihr so schlimm! Sie hatte ein Zittern an allen Gliedern, sie wollte zu mir reden, sie wollte sich mir nahen, sie konnte keine Sylbe stammeln, sie konnte sich nicht bewegen. Sie sagte leise zu mir: Susanne, meine Freundin, kommen Sie mir ein bischen näher. . . . Sie streckte ihre Arme aus, ich wandte ihr den Rücken zu, sie faßte mich sanft, zog mich an sich, brachte ihren rechten Arm unter meinen Leib, und den andern drüber, und sagte zu mir: Ich bin eiskalt, so kalt, daß ich mich scheue Sie anzurühren, aus Furcht Ihnen leid zu thun. — Liebe Mutter, fürchten Sie nichts. — Alsbald legte sie mir eine ihrer Hände auf die Brust, und die andre um meinen Gürtel; ihre Füße hatte sie an

meine gebracht, und ich drückte sie, sie zu erwärmen. Da sagte die liebe Mutter: Ach, beste Freundin, sehen Sie wie geschwind meine Füße warm geworden sind, weil nichts sie von Ihren Füßen trennt. — Aber, sagte ich zu ihr, was hindert Sie, sich überall so zu erwärmen? — Nichts, wenn Sie wollen. — Ich hatte mich umgewandt, sie hatte ihr Hemd von sich geschoben, und ich wollte das meinige wegziehn, als plötzlich zwey heftige Schläge an die Thür geschahen. Erschrocken warf ich mich augenblicklich aus einer Seite des Bettes heraus, und die Superiorin aus der andern. Wir horchten, und hörten Jemanden, der auf den Spitzen der Zehen, wieder nach der benachbarten Zelle schlich. Ach! sagte ich zu ihr, es ist meine Schwester Sainte-Therese. Sie wird Sie im Gange haben vorbey und zu mir hereingehen sehen; sie wird uns behorcht, sie wird unsere Reden belauscht haben. Was wird sie sagen? . . . Ich war mehr todt als lebendig. — Ja, sie ist es, sagte die

Superiorin, mit zornigem Ton; ich zweifle nicht daran; aber ich hoffe auch, sie soll sich ihrer Verwegenheit lange erinnern. — Ach, liebe Mutter, sagte ich zu ihr, thun Sie ihr Nichts zu leide. — Susanne, sagte sie zu mir, leben Sie wohl! Gute Nacht! Legen Sie sich wieder nieder, schlafen Sie sanft, ich überhebe Sie der Betstunde. Ich gehe zu der Tolldreisten. Geben Sie mir Ihre Hand.... Ich reichte sie ihr von der einen Seite des Bettes zu der andern; sie hob den Ermel auf, der mir den Arm bedeckte, seufzend küßte sie ihn, seine ganze Länge lang von der Spitze der Finger bis an die Schulter, und ging hinaus, unter abermaligem Betheuren, daß die Verwegne, die sie zu stören gewagt hätte, daran denken sollte. Sogleich warf ich mich an das andre Ende meines Bettes, nach der Thür hin, und horchte; sie ging zur Schwester Therese. Ich war in Versuchung aufzustehn, und zwischen ihr und der Superiorin ins Mittel zu treten, wenn es etwa einen heftigen Auftritt

geben sollte; aber ich war so verwirrt; mir war so übel zu Muth, daß ich lieber in meinem Bette blieb; doch schlief ich nicht. Ich dachte, ich müßte nun zum Gespräche im ganzen Hause werden; man würde diese Begebenheit, die an sich doch nichts Anders als etwas ganz Natürliches war, mit den unglimpflichsten Umständen, verbreiten, es würde hier noch ärger als zu Longchamp damit gehen, wo mir, ich weiß nicht was, angeschuldigt ward; unser Fehltritt würde unsern Obern zur Wissenschaft kommen, unsre Mutter würde abgesetzt, und wir beyde ernstlich gestraft werden. Unterdeß war ich mit den Ohren auf der Lauer, ich erwartete ungeduldig, daß unsre Mutter von Theresen herauskäme; wahrscheinlich war die Sache schwer zurecht zu bringen, denn sie blieb fast die ganze Nacht bey ihr. Wie bedauerte ich sie, sie war im Hemde, ganz unbekleidet, und von Zorn und Kälte starrend.

Am Morgen hatte ich nicht übel Lust,

mich der Erlaubniß zu bedienen die sie mir gegeben, und liegen zu bleiben; unterdeß dachte ich doch bey mir selbst, es sey besser, es nicht zu thun. Ich zog mich geschwind an, und war die erste im Chor, wo die Superiorin und Sainte-Therese nicht erschienen; mir eine sehr angenehme Sache: erstlich, weil ich Mühe gehabt haben würde, ohne Verlegenheit die Blicke dieser Schwester zu ertragen; zweytens, weil, da ihr erlaubt worden, vom Gottesdienste weg zu bleiben, sie wahrscheinlich eine Vergebung erhalten hatte, die ihr gewiß nur unter Bedingungen zugestanden war, welche mich beruhigen mußten. Ich hatte recht gerathen. Kaum war der Gottesdienst aus, als die Superiorin mich hohlen ließ. Ich ging zu ihr hin, sie lag noch im Bette; sie sah abgemattet aus, sie sagte zu mir: Ich habe gelitten, und nicht geschlafen. Sainte-Therese ist närrisch, wenn so etwas ihr noch einmal begegnet, werde ich sie einsperren. — Ach, liebe Mutter, sagte ich zu ihr, sperren Sie sie doch

ja nie ein. — Das wird von ihrer Aufführung abhängen; sie hat mir versprochen, sie wolle sich bessern, und ich rechne darauf. Und Sie, liebe Susanne, wie befinden Sie sich? — Gut, liebe Mutter: — Haben Sie ein wenig geruht? — Sehr wenig. — Man hat mir gesagt Sie wären im Chore gewesen: warum sind Sie nicht in Ihrem Bette geblieben? — Ich würde mich doch nicht wohl darin befunden haben; ich habe gedacht, es wäre besser. . . . — Nein, es hätte nichts auf sich gehabt. Aber ich fühle einige Lust zu schlummern; ich rathe Ihnen hinzugehn, und das Nämliche zu thun, Sie müßten denn lieber eine Stelle bey mir annehmen wollen. — Liebe Mutter, ich bin Ihnen unendlich verbunden; ich bin eines Bettes allein gewohnt, und könnte neben Jemanden doch nicht schlafen. — So gehen Sie denn. Ich will nicht zum Essen herunter ins Refectorium kommen, ich will mirs hier heraufbringen lassen; vielleicht werde ich den ganzen übrigen Tag nicht

aufstehen. Kommen Sie mit einigen andern zu mir herauf, denen ichs ansagen lassen will. — Wird Schwester Therese dabey seyn? fragte ich sie. — Nein, antwortete sie mir. — Das thut mir eben nicht leid. — Warum nicht? — Ich weiß nicht; ich empfinde aber eine Art von Furcht, ihr zu begegnen. — Beruhige Dich, mein Kind; ich versichere Dich, sie fürchtet sich mehr vor Dir, als Du Dich vor ihr zu fürchten brauchst.

Ich verließ die Superiorin, und ging, mich auszuruhn. Den Nachmittag begab ich mich zu ihr, und fand eine ziemlich zahlreiche Versammlung der jüngsten und hübschesten Nonnen des Hauses bey ihr. Die andern hatten ihren Besuch schon abgelegt, und sich wegbegeben. Mein Herr Marquis, Sie verstehn sich auf Malerey; ich versichere Sie, der Anblick machte ein ziemlich angenehmes Gemälde. Stellen Sie sich ein Arbeitszimmer von zehn bis zwölf Personen vor, von denen die jüngste funfzehn Jahr alt seyn mochte, und

die

die älteste nicht mehr als drey und zwanzig; eine Superiorin, die an die vierzig reichte, weiß, frisch von Farbe, völlig, halb im Bette aufsitzend, mit einem Unterkinn, das bey ihr nicht ohne Anmuth war, mit Armen, rund als wenn sie gedrechselt wären, die Finger, spitz wie eine Spindel zulaufend, und überall mit kleinen Grübchen besäet; schwarze, große, lebendige, und zärtliche Augen, die fast nie ganz sich aufthaten, sondern halb geschlossen waren, als spürte ihre Besitzerin einige Mühe, sie zu öffnen; Lippen, roth wie Rosen, die schönsten Wangen, einen sehr angenehmen Kopf, in ein tiefes und weiches Kissen gedrückt; die Arme weichlich zur Seite, auf kleinen Kissen unter den Ellbogen, sie aufrecht zu erhalten, gestreckt. Ich saß auf dem Rande ihres Bettes, und that Nichts; eine Andre saß in einem Lehnstuhle, mit einem kleinen Stickrahmen auf ihren Knien; andre waren am Fenster, und klöppelten Spitzen; einige ruhten sogar auf der Erde auf Kissen, die von den

Stühlen abgenommen waren, und nähten, oder stickten, oder spannen mit kleinen Spinnrädchen. Einige waren blond, die Andern braun, keine sah der Andern ähnlich, aber alle waren schön. Unter ihren Characteren herrschte eben die Verschiedenheit, als unter ihren Physiognomien. Diese war heiter, Jene fröhlich; andre waren ernsthaft, schwermüthig, oder traurig. Alle arbeiteten, mich ausgenommen, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Es war nicht schwer, die gegenseitigen Freudinnen, von den Gleichgültigen oder Feindinnen zu unterscheiden; die Freundinnen hatten sich Eine der Andern zur Seite oder gegenüber gesetzt, und indem sie arbeiteten, schwatzten sie, gaben sich Rath, warfen einander verstohlne Blicke zu, drückten sich die Finger, unter dem Vorwande, sich eine Stecknadel, eine Nähnadel, eine Scheere zuzureichen. Die Superiorin musterte sie mit den Augen, tadelte Eine wegen ihres Fleißes, eine Andre wegen ihres Müssigseyns, diese ihrer Gleichgültigkeit, jene ihrer Traurigkeit we-

gen; sie ließ sich ihre Arbeit bringen, lobte sie, oder setzte etwas daran aus, beßerte der Einen ihren Kopfschmuck. . . . . Dieser Schleyer tritt zu sehr hervor. . . . Diese Leinwand hängt zu tief ins Gesicht, man sieht nicht genug von Ihren Wangen. . . . Da sind Falten, die übel kleiden. . . . Kurz; sie theilte an jede entweder kleinen Tadel, oder kleine Liebkosungen aus.

Während sie so sich beschäftigte, hörte ich sanft an die Thüre klopfen; ich ging hin. Die Superiorin sagte zu mir: Sainte-Susanne, Sie kommen doch wieder? — Ja, liebe Mutter. — Vergessen Sie es nicht, denn ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. — Gleich werde ich da seyn. . . . Es war die arme Sainte-Therese. Sie stand einen Augenblick ohne zu reden vor mir, und ich gegenseitig; hierauf sagte ich zu ihr: Liebe Schwester, wollen Sie von mir etwas? — Ja. — Worin kann ich Ihnen dienen? — Ich wills Ihnen sagen. Ich habe mir den Unwillen unsrer

lieben Mutter zugezogen; ich glaubte, sie hätte mir vergeben, und hatte einige Ursache es zu hoffen; unterdeßen sind Sie alle bey ihr versammelt, und ich bin nicht mit da; ich habe den Befehl bekommen, auf meinem Zimmer zu bleiben. — Wollen Sie gern herein? — Ja. — Wünschen Sie, daß ich um die Erlaubniß für Sie ansuche? — Ja. — Warten Sie, liebe Freundin, ich gehe hin. — Aufrichtig; wollen Sie bey ihr für mich reden? — Allerdings; warum sollte ichs Ihnen nicht versprechen, und warum, wenn ichs Ihnen verspreche, nicht halten? — Ach! sagte sie zu mir, und sah mich zärtlich an, ich vergebe ihr, ich vergebe ihr den Geschmack den sie an Ihnen findet. Ja! Sie besitzen jeden Reiz, die schönste Seele, den schönsten Leib.... Ich war entzückt, ihr diesen kleinen Dienst leisten zu können. Ich ging hinein. Eine Andre hatte meinen Platz in meiner Abwesenheit auf dem Bette der Superiorin eingenommen, sich gegen sie geneigt, den Ellbogen zwischen ihre beyden

Beine gestützt, und war eben im Begriff ihr ihre Arbeit zu zeigen. Die Superiorin, mit halb geschlossenen Augen, sagte Nein und Ja zu ihr, ohne sie fast nur anzusehen, und ich stand an ihrer Seite, ohne daß sie es gewahr ward. Indeßen kam sie bald von ihrer leichten Zerstreuung wieder zu sich. Diejenige die meinen Platz eingenommen hatte, räumte mir ihn wieder ein, ich setzte mich aufs neue, neigte mich hierauf gegen die Superiorin, die sich ein wenig auf ihrem Hauptkissen aufgerichtet hatte, und schwieg, sah sie aber an, als ob ich Etwas von ihr zu verlangen hätte. — Nun, sagte sie zu mir, was giebts? was wollen Sie? Bin ich im Stande Ihnen Etwas abzuschlagen? — Die Schwester Sainte-Therese. . . . — Ich verstehe. Ich bin sehr misvergnügt mit ihr; aber Sainte-Susanne bittet für sie, ich verzeihe ihr. Gehen Sie, und sagen ihr, daß sie hereinkommen kann. . . . Ich lief zu ihr. Die arme kleine Schwester wartete an der Thüre, ich sagte zu ihr, sie

sollte hereinkommen; sie that es zitternd, mit niedergeschlagnen Augen; sie hatte einen langen Streif Musselin auf ein Muster geheftet, in der Hand, das ihr bey dem ersten Schritte entfiel; ich hob es auf, nahm sie bey einem Arm, und führte sie zur Superiorin. Sie warf sich auf die Knie, faßte eine ihrer Hände, die sie mit einem Seufzer küßte, und eine Thräne dabey vergoß; hierauf bemächtigte sie sich einer der meinigen, legte sie in die Hand der Superiorin, und küßte dann eine nach der andern. Die Superiorin machte ihr ein Zeichen, daß sie aufstehen, und sich setzen sollte, wo es ihr gefiele; sie gehorchte. Man trug eine Collation auf. Die Superiorin stand auf; sie setzte sich nicht zu uns, sondern begnügte sich um den Tisch herum zu gehen; legte bald ihre Hand der Einen auf den Kopf, bog sie sanft zurück, und küßte ihr die Stirn; bald hob sie einer Andern das Halstuch auf, berührte mit der Hand ihren Nacken, und blieb so auf den Rücken ihres Armstuhls gelehnt,

stehn; bald, indem sie vor einer dritten vorbey ging, legte sie ihr die Hand auf den Mund; kostete nur mit den Lippen ein wenig von dem Aufgetragenen, und theilte bald an Diese bald an Jene davon aus. Nachdem sie so einige Augenblicke die Runde gemacht, blieb sie mir gegenüber stehn, warf sehr zärtliche und liebevolle Blicke auf mich. Während Deßen schlugen die Andern ihre Augen nieder, als fürchteten sie der Superiorin lästig zu seyn, oder sie zu zerstreuen; besonders that Das die Schwester Therese. Als die Collation vorbey war, setzte ich mich an den Flügel, und begleitete ein Paar Schwestern, die ohne Methode, aber mit Geschmack, Richtigkeit und guter Stimme, einige Stücke sangen. Auch ich sang Verschiedenes, und begleitete mich dazu. Die Superiorin saß am Ende des Flügels, und schien das größte Vergnügen zu empfinden, mich zu hören und zu sehn; die Andern hörten stehend zu, ohne eine Sylbe von sich zu geben, oder hatten sich wieder an die Arbeit gesetzt. Dieß

war ein sehr angenehmer Abend. Die Nonnen begaben sich darauf wieder weg.

Ich ging mit den Uebrigen, aber die Superiorin hielt mich zurück. Was ist die Uhr? sagte sie zu mir. — Es ist gleich sechs. — Einige von unsern Verschwiegenen (discretes) werden zu mir kommen. Ich habe über Das nachgedacht, was Sie mir von Ihrem Heraustritt aus Longchamp erzählt haben. Ich habe jenen meine Gedanken mitgetheilt, sie sind gut von ihnen befunden worden; wir haben Ihnen einen Vorschlag zu thun. Es ist unmöglich, daß wir nicht damit durchdringen sollten; und dringen wir durch, so entsteht daraus ein kleiner Vortheil für unser Haus, und einiger Gewinn für Sie. . . . Um sechs Uhr kamen die Verschwiegnen. Verschwiegenheit in Nonnenklöstern ist das Eigenthum des Alters und der Abgelebtheit. Ich stand auf, sie setzten sich, und die Superiorin sagte zu mir: Schwester Sainte-Susanne, haben Sie mir nicht berichtet, Sie verdankten der wohl-

thätigen Vorsorge des Herrn Manouri, die kleine Aussteuer, die man für Sie veranstaltet hat? — Ja, liebe Mutter. — Ich habe mich demnach nicht geirrt, und die Schwestern zu Longchamp sind im Besitze der Aussteuer geblieben, die Sie bey Ihrem Eintritt in ihr Kloster bezahlt haben? — Ja, liebe Mutter. — Sie geben Ihnen keine Pension? — Nein, liebe Mutter. — Sie haben Ihnen Nichts von Ihrer Aussteuer zurückgegeben? — Nein, liebe Mutter. — Das ist nicht recht. Ich habe solches unsern Freundinnen hier eröffnet, und sie denken wie ich, Sie könnten Anspruch darauf machen, entweder daß Ihnen diese Aussteuer zum Vortheil unsers Hauses zurückbezahlt würde, oder daß Sie doch wenigstens die Zinsen davon erhielten. Was Sie durch den Antheil besitzen, den Herr Manouri an Ihrem Schicksale genommen, hat nichts mit Demjenigen gemein, was die Schwestern zu Longchamp Ihnen schuldig sind; er hat Ihnen die Aussteuer nicht

von dem Erwerbe Jener zugewandt. — Ich glaube nicht; aber sich davon in kurzem zu versichern, darf ja nur an ihn geschrieben werden. — Allerdings. Im Fall aber seine Antwort so ausfiele, wie wir wünschen, wäre hier der Vorschlag, den wir Ihnen zu thun hätten. Wir wollten in Ihrem Nahmen den Proceß gegen das Haus Longchamp unternehmen; das unsrige sollte die Kosten dazu herschießen, die nicht beträchtlich seyn werden, weil es wahrscheinlich ist, daß Herr Manouri nicht abschlagen wird, sich dieser Sache anzunehmen; alsdann wird, falls wir gewinnen, das Haus mit Ihnen entweder das Capital oder die Zinsen theilen. Was meinen Sie darüber, liebe Schwester? Sie antworten nicht, Sie sind in Gedanken? — Es geht mir im Kopfe herum, daß diese Schwestern zu Longchamp mir viel Uebels zugefügt haben, und daß es mir äußerst leid thun würde, wenn sie sich vorstellten, ich wollte mich rächen. — Hier ist nicht von Rächen die Rede; es kommt darauf

an, Das einzufodern, was man Ihnen schuldig ist. — Und ich sollte mich noch einmal zum Schauspiel aufstellen? — Das ist die geringste Bedenklichkeit dabey; Ihr Nahme braucht ja kaum genannt zu werden. Dazu ist unsere Gemeinde arm, die zu Longchamp aber reich. Sie werden unsere Wohlthäterin, wenigstens so lange Sie leben; wir brauchen diesen Bewegungsgrund nicht, um für Ihren Unterhalt besorgt zu seyn, wir lieben Sie insgesammt. . . . Und der ganze Chor der Verschwiegenen brach auf einmal aus: Wer sollte Sie nicht lieben? Sie verdienen es so ganz! — Ich kann, fuhr die Superiorin fort, jeden Augenblick sterben, eine Andere hätte für Sie vielleicht nicht die nämlichen Gesinnungen, als ich; nein, warlich, sie hätte sie nicht. Es können Ihnen kleine Unpäßlichkeiten zustoßen, kleine Bedürfnisse; es ist immer sehr angenehm, ein Stückchen Geld zu besitzen, über das man freye Hand hat, um sich gütlich damit zu thun, und andre zu ver-

binden. — Liebe Mutter, sagte ich zu ihr, diese Betrachtungen sind nicht unbedeutend, weil Sie die Güte haben, sie zu machen; es giebt aber andre, die mich tiefer angreifen, indeßen ist keine Abneigung so stark, die ich nicht bereit wäre, Ihnen aufzuopfern. Die einzige Gefälligkeit um die ich Sie bitte, liebe Mutter, ist, daß Sie nichts in der Sache vornehmen, ohne darüber, in meiner Gegenwart, mit Herrn Manouri sich zu verabreden. — Das ist nicht mehr als billig! Wollen Sie selbst an ihn schreiben? — Liebe Mutter, wie es Ihnen gefällt. — Schreiben Sie ihm denn; und damit ich nicht noch einmal die Sache aufs Tapet zu bringen habe, (denn ich liebe diese Art von Geschäften nicht, sie machen mir tödliche Langeweile;) so schreiben Sie ihm auf der Stelle. — Man gab mir eine Feder, Dinte und Papier; und ich bat unverzüglich Herrn Manouri, er möchte die Güte haben, sich sobald nach Arpajon zu verfügen, als seine Geschäfte ihm erlauben würden; ich

hätte noch einmal seiner Hülfe und seines Rathes, in einem Anliegen von einiger Wichtigkeit, vonnöthen u. s. w. Das versammelte Concilium las diesen Brief, fand ihn gut, und er ward fortgeschickt.

Herr Manouri kam einige Tage nachher. Die Superiorin trug ihm die Sache vor; er stand nicht einen Augenblick an, ihrer Meinung zu seyn, und erklärte meine Bedenklichkeiten für thöricht; es wurde beschlossen, die Nonnen von Longchamp sollten sogleich den folgenden Tag gerichtlich vorgeladen werden. Dieß geschah, und siehe da, mein Nahme erschien aufs neue, wider meinen Willen, in Schriften, in Geschichtserzählungen, vor öffentlichem Gericht; und Das, mit Auseinandersetzung von Kleinigkeiten, mit Voraussetzungen, mit Lügen, mit schwarzen Anekdötchen verbrämt, mit Allem, was irgend einer Sache in den Augen der Richter Ungunst zuziehen, und sie vor dem Publico verhaßt machen kann. Hier wünschte ich wohl zu wissen, mein Herr Marquis, ob

es den Sachwaltern erlaubt ist, nach Gefallen zu verläumden? Giebt es keine Gerechtigkeit gegen sie? Hätte ich alle Bitterkeiten vorher sehen können, welche diese Sache nach sich ziehen würde, so betheure ich Ihnen, ich hätte nie zugegeben, daß man sie anhängig machte.

Verschiedenen Nonnen in unserm Hause wurden geflissentlich die Schriften mitgetheilt, welche man gegen mich bekannt machte. Jeden Augenblick kamen sie zu mir, und erkundigten sich nach abscheulichen Begebenheiten, an denen kein Schatten Wahrheit war. Jemehr ich Unwissenheit darüber bezeugte, für desto schuldiger hielt man mich. Weil ich Nichts erklärte, weil ich nichts gestand, weil ich Alles läugnete, glaubte man, Alles habe seine Richtigkeit; man lächelte, man sagte mir verblümte, aber höchst beleidigende Dinge, man zuckte die Achseln über meine Unschuld. Ich weinte, ich war außer mir.

Aber Ein Leiden kommt nie allein. Die Zeit, wo zur Beichte gegangen werden sollte,

war vor der Thür. Ich hatte mich schon in Absicht der ersten Liebkosungen angeklagt, die meine Superiorin mir gemacht; der Beichtvater hatte mir sehr nachdrücklich verboten, mich nicht dazu zu verstehen: aber wie ist es möglich, sich Dingen zu versagen, die einer Andern, von der man ganz abhängt, großes Vergnügen machen, Dingen, an denen man selbst nichts Böses sieht?

Da dieser Beichtvater, in dem Verfolge meiner Begebenheiten, eine große Rolle spielen wird, halte ich es für schicklich, daß Sie ihn kennen lernen.

Er ist aus dem Barfüßerorden, und heißt Pater Lemoine; sein Alter mag sich wohl etwa auf fünf und vierzig Jahr belaufen. Seine Physiognomie ist eine der schönsten, die man sehen kann; sie ist sanft, heiter, offen, lachend, angenehm, wenn er sich vergißt; denkt er aber darauf, so runzelt sich seine Stirn, so ziehen seine Augenbraunen sich zusammen, seine Augen schulen unterwärts, und sein ganzes Aeuß-

seres wird lauter Strenge. Ich kenne nicht zwey Menschen, die verschiedner von einander wären, als der Pater Lemoine vor dem Altare, oder der Pater Lemoine im Sprachzimmer; allein oder, in Gesellschaft. Uebrigens haben alle Personen, die sich dem geistlichen Stande widmen, Etwas von dieser Weise an sich. Ich selbst habe mich zuweilen, wenn ich im Begriff war, vors Gitter zu treten, darauf betroffen, daß ich stehen blieb, meinen Schleyer, meine Binde zurechtfaltete, meinem Gesicht, meinem Munde, meinen Händen, meinen Armen, meinem ganzen Wesen und Gange, eine gewisse Haltung gab, und mir eine Art von äußerlicher Ehrbarkeit zulegte, die etwas Erborgtes an sich hatte, und die kürzer oder länger dauerte, je nachdem die Personen waren, mit denen ich zu reden hatte. Der Pater Lemoine ist groß, wohl gebildet, fröhlichen Geistes, sehr angenehm, wenn er sich vergißt; er spricht vortreflich; er hat in seinem Kloster den Ruf eines großen Gottesgelehrten; und in der

Welt

Welt den eines großen Predigers; sein Umgang entzückt; es ist ein Mann, der viele, seinem Stande eigentlich fremde, Kenntnisse besitzt; er hat die schönste Stimme, versteht Musik, weiß Geschichte und Sprachen, ist Doctor der Sarbonne. Obgleich noch jung, ist er doch schon die Hauptwürden seines Ordens durchgangen. Ich halte ihn für keinen Ränkeschmied noch Ehrgeitzigen; seine Mitbrüder lieben ihn. Er hatte um die Oberaufsicht über das Kloster von Etampes, als um einen ruhigen Posten angesucht, in dem er sich, ohne Störung, einigen Studien, die er angefangen, überlassen könnte; und sie war ihm zugestanden worden. Die Wahl eines Beichtvaters ist für ein Nonnenkloster eine sehr wichtige Sache; es muß von einem angesehenen und sich auszeichnenden Manne, in seinen Gewissensangelegenheiten, geleitet werden. Man that Alles in dem unsrigen den Pater Lemoine zu erhalten, und wir bekamen ihn, wenigstens an außerordentlichen Tagen.

An den Vorabenden großer Festtage ward er zu uns in der Klosterkutsche abgeholt. Sie hätten die Bewegung sehen müssen, die es unter der ganzen Schwesterschaft hervorbrachte, wenn man ihn erwartete; wie man fröhlich war; wie man sich einschloß; wie man an der Prüfung seiner selbst arbeitete; wie man sich vorbereitete, ihn, so lange als möglich, zu beschäftigen.

Es war an einem heiligen Abende vor Pfingsten, wo er zu uns kommen sollte. Ich fühlte mich unruhig: die Superiorin ward es gewahr; sie redte darüber zu mir. Ich verhehlte ihr die Ursache meiner Beklommenheit nicht; sie schien darüber noch mehr als ich in Sorgen zu seyn, ob sie gleich Alles that, mir ihre Bewegung zu verbergen. Sie sprach vom Pater Lemoine, als von einem lächerlichen Manne; spottete über meine Gewissenszweifel; fragte mich, ob der Pater Lemoine, über die Unschuld ihrer und meine Empfindungen, ein besserer Richter sey, als unser beyderseitiges

Gewissen, und ob das meinige mir Etwas vorwürfe? Ich antwortete ihr: Nein. Nun wohl, sagte sie zu mir: ich bin Ihre Superiorin, Sie sind mir Gehorsam schuldig, und ich befehle Ihnen, daß Sie ihm über diese Narrheiten nichts sagen. Sie haben nicht nöthig zur Beichte zu gehn; es wären ohnedem nur Kleinigkeiten, was Sie ihm bekennen könnten.

Unterdeß langte der Pater Lemoine an, und ich bereitete mich zur Beichte, während Andre, denen Das noch angelegner war, sich schon des Stuhls bemächtigt hatten. Die Reihe sollte nun an mich kommen, als die Superiorin zu mir herein trat, mich bey Seite nahm, und zu mir sagte: Sainte Susanne, ich habe über das nachgedacht, was Sie gegen mich geäußert; begeben Sie sich wieder in Ihre Zelle, ich will nicht, daß Sie heute zur Beichte gehn. — Und warum, liebe Mutter? antwortete ich ihr. Morgen ist ein großer Festtag; ein allgemeiner Communiontag; was wollen

Sie, daß man denken soll, wenn ich mich der geheiligten Tafel nicht nahe? — Man mag denken was man will, Sie gehen nicht zur Beichte. — Liebe Mutter, erwiederte ich ihr, wenn es wahr ist, daß Sie mich lieb haben, so lassen Sie mir diese Kränkung nicht widerfahren, ich bitte Sie inständigst darum. — Nein, nein, es ist nicht möglich. Sie werden Klatschereien zwischen mir und diesem Manne anzetteln, und ich mag dergleichen nicht. — Nein, liebe Mutter, das werde ich nicht. — Versprechen Sie mir also . . . doch, die ganze Sache ist nicht nöthig. Kommen Sie morgen zu mir in meine Zelle; Sie sollen Ihre Beichte vor mir ablegen; Sie haben keine Fehler begangen, für die ich Ihnen nicht die Absolution ertheilen könnte, und dann können Sie eben so gut mit den Andern das Abendmahl genießen. Gehen Sie. . . . — Ich begab mich also weg, und war in meiner Zelle, traurig, unruhig, nachdenkend; wußte nicht was ich zu thun hätte, ob ich zum Pater Lemoine

mich, wider Willen meiner Superiorin, verfügen, oder mich den folgenden Tag, an die Absolution, die sie mir versprach, halten, und mit den Uebrigen des Hauses meine Andacht haben; oder ganz von den Sacramenten wegbleiben sollte, man möchte sagen, was man wollte. Indem kam sie zu mir herein; sie war zur Beichte gewesen, und der Pater Lemoine hatte sie gefragt: warum er mich nicht gesehen? ob ich krank wäre? Ich weiß nicht, was sie ihm zur Antwort gegeben; allein das Ende vom Liede war, daß er mich im Beichtstuhl erwartete. Gehn Sie denn hin, sagte sie zu mir, weil es seyn muß; aber geben Sie mir die Versicherung, daß Sie schweigen wollen. Ich stand damit an; sie drang darauf. Je! Närrin! sagte sie zu mir, was meinst Du denn, da für ein Uebel daran seyn kann, von Dem zu schweigen, woran nichts Uebels war, da Du es thatest? — Und was kann denn, wenn Das der Fall ist, für Uebel daran seyn, es zu sagen? antwortete ich ihr. —

Keines! aber es hat sein Bedenkliches. Wer weiß, was der Mann für ein Gewicht darauf legen kann? Versichere mich also. . . . Ich schwankte noch, endlich aber machte ich mich anheischig, Nichts zu sagen, wenn er darüber keine Fragen an mich thäte, und ging.

Ich legte meine Beichte ab, und schwieg; allein der Beichtvater fragte mich, und darauf verhehlte ich nichts. Er ließ sich nun in hundert sonderbare Erkundigungen ein, von denen ich noch jetzt nichts verstehe, da ich mich wieder daran erinnere. Er behandelte mich mit Nachsicht, äußerte sich aber über die Superiorin in Ausdrücken, die mich zittern machten; nannte sie eine Unwürdige, eine Wollüstige, eine schlechte Nonne, eine heillose Frau, ein verderbtes Weib, und schärfte mir ein, wenn ich nicht die Strafe einer Todsünde auf mich laden wollte, niemals wieder mit ihr allein zusammen zu treffen, und keine ihrer Liebkosungen zu dulden. — Aber, mein Vater, sagte ich zu ihm, es ist meine Superiorin, sie kann

zu mir hereinkommen, oder mich rufen lassen, wenn es ihr beliebt. — Ich weiß es, sagte er zu mir, und es macht mir großen Kummer. Liebes Kind, Gott sey gepriesen, der Sie bisher bewahrt hat! Ich wage nicht, mich deutlicher gegen Sie zu erklären; ich müßte fürchten, selbst Mitschuldiger Ihrer unwürdigen Superiorin zu werden, und durch den vergifteten Hauch, der, wider meinen Willen, aus meinem Munde hervorgehen würde, eine zarte Blume verwelken zu machen, die, bis an das Alter, in dem Sie sich befinden, nur durch eine ganz besondre göttliche Vorsorge, frisch und unbefleckt erhalten wird. Ich befehle Ihnen also Ihre Superiorin zu fliehn; ihre Liebkosungen weit von sich zu stoßen; niemals allein zu ihr zu gehen; Ihre Thüre, besonders des Nachts, zu verschließen; aufzustehen, wenn sie wider Ihren Willen zu Ihnen hereinkömmt; in den Gang zu gehen; Leute, wenn es seyn muß, zu rufen; lieber ganz nackt, bis zu den Füßen des Altares, herabzusteigen; das Haus mit Ihrem

Geschrey zu erfüllen; kurz Alles zu thun, was die Liebe Gottes, die Furcht vor dem Laster, die Heiligkeit Ihres Standes, die Sorge für Ihre ewige Seligkeit, Ihnen eingeben würde, wenn der Satan in leibhaftiger Gestalt Ihnen erschiene, und Sie verfolgte. Ja, mein Kind, der Satan! Denn unter diesem Bilde bin ich genöthigt, Ihnen Ihre Superiorin zu zeigen; sie ist in den Abgrund des Lasters versunken, in den sie Sie mit hineinzustürzen sucht; und Sie würden schon vielleicht mit ihr darin versunken seyn, wenn Ihre Unschuld selbst sie nicht mit Schrecken erfüllt, und ihr noch Einhalt gethan hätte. . . . Hierauf hob er seine Augen gen Himmel, und rief betend: Mein Gott! fahre fort deine junge Dienerin zu beschützen! . . . Kind, sagen Sie mit mir: Satana, vade retro; apage, Satana! Wenn diese Elende Fragen an Sie thut, so erzählen Sie ihr Alles; wiederholen Sie ihr meine Worte; sagen Sie zu ihr: daß es ihr besser wäre, nicht gebohren zu seyn, oder daß sie sich

allein in die Hölle, durch einen gewaltsamen Tod, stürzen möchte. — Aber mein Vater, wandte ich ihm ein, Sie haben ja selbst so eben ihre Beichte gehört. — Er antwortete mir nicht darauf, stieß aber einen tiefen Seufzer aus, legte seine Arme gegen eine Seite des Beichtstuhls, stemmte seinen Kopf darauf, wie von Schmerz durchdrungen, und blieb einige Zeit in diesem Zustande. Ich wußte nicht, was ich denken sollte; die Knie zitterten mir; ich war in einer Verwirrung, in einer Unordnung, die sich nicht beschreiben läßt; einem Reisenden würde so ohngefähr zu Muthe seyn, gegen den in der Dunkelheit, zwischen Abgründen die er nicht sähe, von allen Seiten her Stimmen erschallten, die ihm zuriefen: Du bist verlohren! . . . Bald darauf sah er mich wieder mit ruhigerm, aber gerührtem Blicke an, und fragte mich: Steht es mit Ihrer Gesundheit gut? — Ja, mein Vater. — Würde es Ihnen nicht beschwerlich fallen, eine Nacht einmal ohne Schlaf zuzubringen?

— Nein, mein Vater. — Nun wohl, sagte er, so schlafen Sie diese Nacht nicht; gehen Sie gleich, wenn Sie zu Abend gegessen haben, hinunter in die Kirche; werfen Sie sich dort am Fuße der Altäre nieder, bringen Sie die Nacht im Gebete zu. Sie kennen die Gefahr nicht, der Sie ausgesetzt gewesen sind; danken Sie Gott, daß er Sie davor bewahrt hat, und nahen Sie sich morgen dann der geheiligten Tafel, mit den übrigen Nonnen. Ich lege Ihnen keine Bußübung weiter auf, als die, daß Sie sich fern von Ihrer Superiorin halten, und ihre vergifteten Liebkosungen zurückstoßen. Gehen Sie. Ich, für mein Theil, will meine Gebete mit den Ihrigen vereinigen. Wie unruhig werde ich über Sie seyn! Ich fühle alle Folgen, die der Rath, den ich Ihnen gebe, haben kann; aber ich bin Ihnen den Rath schuldig; ich bin ihn mir selbst schuldig. Gott allein hat über uns zu gebieten, und wir haben kein anderes Gesetz.

Ich erinnere mich, mein Herr, nur sehr

unvollkommen, alles Dessen, was er zu mir sagte. Jetzt, da ich seine Rede, wie ich sie Ihnen berichtet habe, mit dem schrecklichen Eindrucke vergleiche, den sie auf mich machte, finde ich selbst kein Verhältniß dazwischen. Das kommt aber daher, weil sie, in der Wiedererzählung, abgebrochen, unzusammenhängend ist; weil Manches darin von mir ausgelaßen worden, was ich nicht behalten habe; endlich auch, weil ich keinen deutlichen Begriff mit seinen Worten verknüpfte, und Dinge nicht für so wichtig ansah, auch noch nicht sie dafür ansehen kann, über die er am meisten heftig wurde. Zum Beyspiel, was konnte er so Seltsames in der Scene am Flügel finden? Giebt es nicht Personen, auf welche die Musik die allerlebhaftesten Eindrücke macht? Man hat mir gesagt, daß selbst bey mir gewisse Gesangstücke, gewisse Modulationen, meine ganze Physiognomie veränderten, daß ich alsdann völlig außer mir wäre, daß ich fast nicht wüßte, wo ich mich befände; und doch glaube ich nicht,

daß ich darum weniger unschuldig sey. Warum konnte Das denn nicht eben auch der Superiorin begegnen, die gewiß, was für einen närrischen und ungleichen Character sie auch hatte, eine der empfindlichsten Frauen in der Welt war? Sie war nicht im Stande, eine nur etwas rührende Begebenheit anzuhören, ohne in Thränen zu zerschmelzen. Wenn ich ihr meine Geschichte erzählte, so wurde sie dadurch in einen Zustand versetzt, der Mitleid erregte. Warum macht der Beichtvater ihr denn nicht auch, aus ihrer Empfänglichkeit zur Erbarmung, ein Verbrechen? Warum erwartete er den Ausgang der nächtlichen Scene, mit tödtlichem Schrecken? . . . Gewiß, dieser Mann geht in seiner Strenge zu weit.

Dem sey, wie ihm wolle, ich that pünktlich, was er mir vorgeschrieben, und wovon er, wahrscheinlich, die unmittelbare Folge vorhergesehen hatte. So wie ich aus dem Beichtstuhle herauskam, ging ich, und warf mich am Fuße der Altäre nieder; mein Kopf war

vor Schrecken verstört; ich blieb dort bis zum Abendessen. Die Superiorin, unruhig, was aus mir geworden sey, hatte mich rufen lassen, und zur Antwort erhalten: ich wäre im Gebete begriffen. Sie hatte sich verschiedenemale an der Thür des Chors gezeigt, allein ich that, als bemerkte ich sie nicht. Es läutete zum Abendessen; ich nahm schnell meine Mahlzeit ein, und als es damit vorbey war, kehrte ich gleich wieder in die Kirche zurück. Bey der Abenderhohlungsstunde erschien ich nicht; als die Zeit kam, wo man sich in seine Zelle verfügen, und zu Bette gehen sollte, ging ich die Treppe nicht wieder hinauf. Die Superiorin wußte sehr gut, was aus mir geworden sey. Es war schon tief hinein in die Nacht, Alles im Hause war still, da kam sie zu mir herunter. Die Gestalt, unter welcher der Beichtvater sie mir gezeigt, stellte sich meiner Einbildungskraft wieder dar; mich ergriff Zittern; ich unterstand mich nicht sie anzusehen; ich glaubte fast, ich würde sie, mit einem scheußli-

chen Gesicht und von Flammen umgeben, erblicken, und sagte in mir: Satana, vade retrò; apage, Satana! Mein Gott, bewahre mich; entferne mich von diesem bösen Geiste!

Sie warf sich auf die Knie, und nachdem sie einige Zeit gebetet hatte, sagte sie zu mir: Sainte-Susanne, was machen Sie hier? — Madame, Sie sehen es. — Wissen Sie, um welche Zeit es ist? — Ja, Madame. — Warum sind Sie, um die Stunde des Zubettgehens, nicht in Ihre Zelle gegangen? — Weil ich mich vorbereiten wollte, morgen den großen Tag zu feyern. — Ihre Absicht ist also, hier die Nacht zuzubringen? — Ja, Madame. — Und wer hat es Ihnen erlaubt? — Der Beichtvater hat es mir befohlen. — Der Beichtvater hat Nichts zu befehlen, was wider die Regel des Hauses ist; ich, ich befehle Ihnen, hinaufzugehen, und sich zu Bette zu legen. — Madame, er hat es mir zur Buße auferlegt. — Sie können die Buße durch andere Werke ersetzen. — Das ist mir nicht

freygelassen. — Kommen Sie, sagte sie zu mir, mein Kind; gehen Sie; Sie können von der Nachtkälte in der Kirche krank werden; beten Sie in Ihrer Zelle. . . . Hierauf wollte sie mich bey der Hand fassen, aber ich entfernte mich schnell. — Sie fliehen mich? sagte sie zu mir. — Ja, Madame, ich fliehe Sie. . . . Durch die Heiligkeit des Orts, durch die Gegenwart der Gottheit, durch die Unschuld meines Herzens beruhigt, wagte ich jetzt, die Augen auf sie zu erheben; allein kaum hatte ich sie erblickt, als ich in ein großes Geschrey ausbrach, wie eine Unsinnige ins Chor zu laufen begann, und aufschrie: Fern von mir, Satan! . . . Sie folgte mir nicht, sie blieb an ihrer Stelle, und sagte, indem sie zärtlich ihre Arme nach mir ausstreckte, mit der rührendsten und sanftesten Stimme, zu mir: Was ist Ihnen? Woher kommt dieser Schrecken? Halten Sie ein. Ich bin nicht der Satan; ich bin Ihre Superiorin, und Ihre Freundin. . . . Ich blieb stehen; ich wandte den Kopf

nach ihr um, und sah, daß ich durch eine seltsame Erscheinung erschreckt sey, die meine Einbildungskraft mir als etwas Wirkliches gezeigt hatte, und die daher kommen mochte, daß sie, gegen die große Kirchenlampe, in einer Stellung stand, die bloß das Gesicht, und das Aeußerste ihrer Hände erleuchtet zeigte, so daß ihr übriger Leib in Schatten stand; was ihr ein sonderbares Ansehen gab. Als ich wieder ein wenig zu mir gekommen war, warf ich mich in einen Kirchenstuhl. Sie nahte sich mir, und wollte sich in den benachbarten niedersetzen; eiligst stand ich wieder auf, und begab mich in einen weiter entfernten. So rückte ich von Kirchenstuhl zu Kirchenstuhl, und sie mir nach, bis in den letzten. Hier mußte ich endlich bleiben, und beschwor sie, wenigstens Einen Platz zwischen sich und mich leer zu lassen. Nun, so will ichs denn! sagte sie. Wir setzten uns beyde; ein Kirchenstuhl trennte uns; hierauf nahm sie das Wort, und sagte zu mir: Dürfte ich aber nicht wissen Sainte-Susanne, woher

woher das Schrecken kömmt, das meine Gegenwart Ihnen macht? — Liebe Mutter, sagte ich zu ihr, vergeben Sie mir; ich bins nicht, der Pater Lemoine ists. Er hat mir die Zärtlichkeit, die Sie gegen mich hegen, die Liebkosungen, die Sie mir erzeigen, und aus denen ich, wie ich Ihnen gestehe, kein Arges habe, unter den abscheulichsten Farben abgemahlt. Er hat mir befohlen, Sie zu fliehen, nicht mehr allein zu Ihnen hereinzukommen, mich aus meiner Zelle wegzubegeben wenn Sie hereintreten; er hat Sie meiner Seele als den bösen Feind vorgestellt. Was weiß ich Alles, was er mir darüber gesagt hat? — Sie haben also gegen ihn geplaudert? — Nein, liebe Mutter, aber ich habe mich nicht enthalten können, ihm zu antworten. — Da wäre ich also wohl, in Ihren Augen, zu einem rechten Scheusal geworden? — Nein, liebe Mutter, ich kann nicht umhin Sie zu lieben; nicht umhin, den ganzen Werth Ihrer Güte zu empfinden; ich bitte Sie, mir solche zu erhalten;

allein ich werde meinem Beichtvater gehorchen. — Sie werden also nicht wieder zu mir kommen? — Nein, liebe Mutter. — Sie werden mich nicht mehr bey sich aufnehmen? — Nein, liebe Mutter. — Sie werden meine Liebkosungen zurückstoßen? — Es wird mir viel kosten, denn ich bin von Natur freundlich und erwiedere gern Freundlichkeit, aber ich werde es müssen; ich habe es meinem Beichtvater versprochen, und am Fuße der Altäre beschworen. Wenn ich Ihnen die Art wieder erzählen könnte, wie er sich ausdrückte! Es ist ein frommer Mann, es ist ein erleuchteter Mann. Was könnte er für einen Vortheil darunter haben, mir Gefahr zu zeigen, wo keine wäre, und das Herz einer Nonne von dem Herzen ihrer Superiorin zu entfernen? Vielleicht erkennt er aber in Handlungen, die Ihrer- und meinerseits sehr unschuldig sind, den Keim eines geheimes Verderbnisses, das er in Ihnen ganz entwickelt glaubt, und von dem er fürchtet, daß Sie es in mir entwickeln würden. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß wenn ich die

Eindrücke mir auseinander setze, die ich zuweilen empfunden habe.... Woher kömmt es liebe Mutter, daß, wenn ich von Ihnen wegging, und wieder in meine Zelle kam, ich in Wallung und von heftigen Gedanken erschüttert war? Woher kömmt es, daß ich weder beten, noch etwas vornehmen konnte? Woher entsteht eine Art von Langerweile, die ich nie vorher empfunden habe? Warum fühlte ich, ich, die den Tag über nie schlief, daß mich schläferte? Ich glaubte, es sey bey Ihnen eine ansteckende Krankheit, deren Wirkung sich an mir zu äußern anfing; aber der Pater Lemoine sieht die Sache noch ganz anders an. — Und wie sieht er sie denn an? — Er sieht darin ein höchst schweres Verbrechen; er glaubt, daß Sie ohne Rettung verdammt sind; und daß ich im Begriff bin es zu werden; wie kann ich Ihnen Alles wiedersagen? — Gehn Sie, versetzte sie, Ihr Pater Lemoine sieht Gesichte, es ist nicht der erste Schabernack (algarade) dieser Art, den er mir spielt. Ich darf nur ein bischen zärtliche

Freundschaft gegen eine Nonne fassen, so spukts ihm schon im Kopfe herum; auf ein Haar hätte er mir auch die Schwester Sainte-Therese verrückt gemacht. Das fängt mir an zur Last zu werden, und ich werde mir den Mann vom Halse schaffen. Ueberdieß wohnt er auch fünf Meilen von hier, es ist allemal sehr weitläuftig wenn man ihn hohlen lassen soll, man hat ihn nicht, wenn man ihn haben will; aber wir wollen darüber ein andermal mehr sprechen. Sie wollen also nicht wieder hinaufgehen? — Nein, liebe Mutter, ich bitte mirs von Ihnen zur Liebe aus, daß Sie mir erlauben, die Nacht über hier bleiben zu dürfen. Wenn ich diese Pflicht nicht beobachtete, so dürfte ich mich morgen nicht mit der übrigen Gemeinde den Sacramenten nahen. Sie aber, liebe Mutter, werden Sie communiciren? — Je, freylich! — Aber hat Ihnen der Pater Lemoine Nichts gesagt? — Nein. — Wie ist Das zugegangen? — Wie? Weil er mir Nichts zu sagen gehabt hat! Man geht ja nur

zur Beichte um seine Sünden zu bekennen, und ich sehe keine darin, ein so junges liebenswürdiges Mädchen, wie Sainte-Susanne, zu lieben. Wäre irgend etwas Unrechtes dabey, so bestünde es darin, daß eine Empfindung für Sie allein sich in mir zusammendrängt, die sich auf Alle erstrecken sollte, welche die Schwesterschaft ausmachen; aber das hängt nicht von mir ab; ich bin nicht im Stande, mich zu enthalten, das Verdienst zu unterscheiden, wo es ist, und einen vorzüglichen Geschmack daran zu finden. Ich bitte Gott um Verzeihung deshalb, und begreife nicht, wie Ihr Pater Lemoine das Siegel meiner Verdammniß in einer Partheylichkeit sieht, die so natürlich ist, und deren man sich so schwer enthalten kann. Ich suche zwar alle meine Nonnen glücklich zu machen; indeß giebt es doch einige unter ihnen, die ich mehr achte und liebe als andre, weil sie liebenswürdiger und achtungswerther sind. Das ist mein ganzes Verbrechen in Absicht auf Sie, Sainte-Susanne; finden Sie wohl, daß es ein sehr

großes sey? — Nein, liebe Mutter. — Wohlan denn, liebes Kind, lassen Sie uns beyde noch ein kleines Gebet beten, und uns dann wegbegeben. — Ich flehte sie aufs neue an, zu erlauben, daß ich die Nacht in der Kirche zubringen möchte; endlich willigte sie darein, unter der Bedingung, daß es nicht wieder geschehen sollte, und verließ mich.

Ich dachte Dem von neuem nach, was sie mir gesagt hatte; ich rief Gott um Erleuchtung an; ich sann weiter, und fand am Ende doch, Alles wohl überlegt, daß auch Personen von einerley Geschlecht, wenigstens Unanständigkeiten in der Art begehen könnten, wie sie sich ihre Freundschaft bezeugten; daß der Pater Lemoine, ein strenger Mann, die Dinge vielleicht übertrieben habe; daß aber doch sein Rath, die äußerste Vertraulichkeit mit meiner Superiorin durch viel Zurückhaltung zu vermeiden, gut zu befolgen seyn möchte, und ich versprach mir ihn zu befolgen.

Am Morgen, als die Nonnen in das

Chor kamen, fanden sie mich an meiner Stelle; sie nahten sich insgesamt der heiligen Tafel, und die Superiorin an ihrer Spitze gleichfalls; wodurch ich vollends mich von ihrer Unschuld überzeugte, ohne aber darum, von meinem gefaßten Entschlusse abzuweichen. Und überhaupt fehlte viel daran, daß ich für sie eben die Zuneigung empfunden hätte, die ihr Gefühl gegen mich war. Ich konnte nicht umhin, sie bey mir selbst mit meiner ersten Superiorin zu vergleichen; und welch ein Unterschied! Es war weder dieselbe Frömmigkeit, noch derselbe Ernst, noch dieselbe Würde, noch dieselbe Inbrunst, noch derselbe Geist, noch dieselbe Liebe zur Ordnung.

In dem Verlaufe weniger Tage trugen sich zwey Hauptbegebenheiten zu. Die eine, daß ich meinen Proceß gegen die Nonnen zu Longchamp gewann; sie wurden verurtheilt, an das Haus Sainte-Eutrope, in dem ich mich befand, ein meiner Ausstattung verhältnißmäßiges Jahrgeld zu bezahlen.

Die andre, daß unser Beichtvater abgeändert ward. Die Superiorin selbst berichtete mir diese Veränderung.

Unterdessen ging ich doch nicht anders mehr zu ihr, als in Begleitung, und sie kam auch nicht mehr allein zu mir. Immerfort suchte sie mich, aber ich vermied sie; sie ward es gewahr, und machte mir Vorwürfe darüber. Ich weiß nicht, was in ihrer Seele vorging; aber etwas Ausserordentliches mußte es seyn. Sie stand des Nachts auf, und wandelte in den Gängen umher, besonders in dem, der zu meiner Zelle führte; ich hörte sie hin und her gehen, an meiner Thüre stille stehn, wimmern, seufzen; ich zitterte, und duckte mich tiefer in mein Bett. Am Tage, wenn ich auf dem Spaziergange, in dem Arbeitssaale, oder im Erhohlungszimmer war, brachte sie ganze Stunden damit zu, mich zu betrachten; sie spähte alle meine Schritte und Tritte aus. Kam ich herunter, so fand ich sie unten an den Treppenstufen; sie erwartete mich oben, wenn ich

mich wieder hinauf verfügte. Eines Tages hielt sie mich fest, und sah mich an ohne ein Wort zu sagen, häufige Thränen rannen aus ihrem Auge. Plötzlich warf sie sich auf die Erde nieder, drückte mein eines Knie mit ihren beyden Händen, und sagte zu mir: Grausame Schwester, fodre mein Leben von mir, ich will es dir geben, aber meide mich nicht. Ich kann nicht mehr ohne Dich athmen. . . . Ihr Zustand jammerte mich: ihre Augen waren erloschen, sie hatte ihre Völligkeit und ihre Farbe verlohren. Sie war meine Superiorin, sie lag zu meinen Füßen, ihren Kopf gegen mein Knie gestützt, das sie umarmt hielt. Ich streckte ihr die Hände zu, sie ergriff sie mit Inbrunst, küßte sie, und sah mir darauf ins Gesicht, küßte sie wieder, und sah mich abermals an; ich hob sie auf. Sie wankte, sie hatte Mühe zu gehen, ich führte sie in ihre Zelle zurück. Als die Thüre derselben geöffnet war, faßte sie mich an der Hand, und zog mich sanft nach sich, daß ich mit hereinkommen

möchte, aber ohne zu reden, und ohne mich anzusehen. Nein, sagte ich zu ihr, liebe Mutter, nein. Ich habe es mir selbst gelobt, es ist am besten für Sie und für mich; ich nehme zuviel Raum in Ihrer Seele ein, es bleibt Nichts für Gott darin übrig, dem Sie solche ganz schuldig sind. — Dürfen Sie mir darüber Vorwürfe machen? sagte sie.... — Ich suchte, indem ich zu ihr redte, meine Hand aus der ihrigen loszuwinden. Sie wollen also nicht hereinkommen? sagte sie. — Nein, liebe Mutter, nein. — Sie wollen nicht, Sainte-Susanne? Sie wissen nicht was daraus entstehen kann. Nein! Sie wissen es nicht. Sie werden machen, daß ich sterbe.... — Diese letztern Worte flößten mir ein Gefühl ein, das den Empfindungen, die sie in mir erwecken wollte, ganz entgegen gesetzt war. Ich zog meine Hand rasch zurück, und entfloh. Sie kehrte sich um, sah mir einige Augenblicke nach, kehrte darauf in ihre Zelle zurück, deren Thüre offen blieb, und fing an, bittere Weh-

klagen auszustoßen. Ich hörte sie, es drang mir durch Mark und Bein, ich war einen Augenblick lang ungewiß, ob ich fortfahren sollte mich zu entfernen, oder umkehren. Unterdeß entfernte ich mich; aus einem gewissen Gefühl des Widerwillens, jedoch nicht ohne über den Zustand Schmerz zu empfinden, in dem ich sie verließ; mein Herz ist von Natur zum Mitleid geneigt. Ich schloß mich wieder bey mir ein, war aber wirklich mißmuthig. Ich wußte nicht womit ich mich beschäftigen sollte, ich ging einigemale in die Länge und Breite meines Zimmers auf und ab, zerstreut und in Verwirrung, ging hinaus, und kam wieder herein. Endlich klopfte ich an die Thür Sainte-Theresens, meiner Nachbarin. Sie war in einer innigen Unterredung mit einer andern jungen Nonne, ihrer Freundin. Ich sagte zu ihr: Liebe Schwester, es thut mir sehr leid, daß ich Sie unterbreche, aber ich bitte Sie, mich einen Augenblick anzuhören, ich habe Ihnen ein Wort zu sagen. — Sie beglei-

tete mich in meine Zelle. Dort sagte ich zu ihr: Ich weiß nicht, was unserer Superiorin fehlt; sie ist ganz ausser sich; wie, wenn Sie zu ihr gingen? vielleicht würden Sie sie trösten. . . . Sie antwortete mir nicht, ließ ihre Freundin bey sich, schnappte ihre Thüre ab, und lief zu der Superiorin.

Unterdessen nahm das Uebel dieser Frau von Tage zu Tage zu. Sie ward melancholisch und ernsthaft; die Fröhlichkeit, die seit meiner Ankunft im Kloster nicht aufgehört hatte, verschwand auf einmal. Plötzlich trat Alles in die strengste Ordnung zurück. Der Gottesdienst ward wieder mit der gehörigen Würde gehalten; die Fremden wurden fast ganz aus dem Sprachzimmer verbannt; es erging ein Verbot an die Nonnen, daß keine die andre besuchen sollte; die Uebungen wurden wieder mit der gewissenhaftesten Genauigkeit beobachtet; keine Versammlung mehr bey der Superiorin, keine Collation; die leichtesten Versehen wurden strenge geahndet; man wandte sich

noch zuweilen an mich, um Erlassung der Strafe zu erhalten, aber ich schlug durchaus ab, darum zu bitten. Die Ursache dieser plötzlichen Aenderung blieb Niemanden unbekannt. Den alten Nonnen that es nicht sehr leid; die jungen aber waren darüber in Verzweiflung, sie sahen mich deshalb mit keinen guten Augen an. Ich indeß, ruhig wegen mei-Aufführung, achtete weder ihrer übeln Laune, noch ihrer Vorwürfe.

Diese Superiorin, deren Leiden ich nicht erleichtern, deren Klagen ich nicht abhelfen konnte, ging allmählich vom Trübsinn zur Frömmigkeit, und von der Frömmigkeit zum Wahnsinn über. Ich will sie nicht in diesen verschiedenen Abstufungen ihres Zustandes verfolgen; es würde mich in eine Weitläuftigkeit ohne Ende führen. Nur so viel will ich Ihnen sagen, daß sie in ihrem ersten Zustande bald mich suchte, bald mich vermied; daß sie zuweilen, den Andern und mir, mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth begegnete, bald aber auch plötzlich

bis zur allerübertriebensten Strenge überging. Sie rief uns, und schickte uns wieder fort; ließ eine Erhohlungsstunde ansagen, und widerrief ihre Befehle einen Augenblick nachher; ließ läuten, daß man ins Chor hinunter sollte, und wenn Alles in Bewegung war, ihr zu gehorchen, gebot ein zweyter Glockenschlag der Schwesterschaft, in ihren Zellen zu bleiben. Die Verwirrung, und das Leben, das man führte, läßt sich schwer vorstellen. Der Tag ging damit hin, daß man aus seinen Zellen hervorkam, und sich wieder hinein begab; daß man sein Brevier nahm, und es wieder verließ; daß man Treppe auf, Treppe ab lief; daß man seinen Schleyer niederließ, und ihn wieder aufzog. Die Nacht war fast eben so unterbrochen, als der Tag.

Einige Nonnen wandten sich an mich, und suchten mir begreiflich zu machen, daß ein wenig mehr Gefälligkeit und Aufmerksamkeit für die Superiorin von meiner Seite, Alles wieder in die gewohnte Ordnung, sie hätten sagen

sollen, Unordnung, bringen würde. Ich antwortete traurig: Ich beklage Sie; aber sagen Sie mir deutlich, was ich thun soll? ... Einige kehrten dann mit niedergesenktem Kopfe zurück, und antworteten mir nicht; andre gaben mir Rathschläge, die es unmöglich war, mit der Vorschrift unsers Beichtvaters zu vereinigen; ich meine, Desjenigen, der weggschickt war, denn seinen Nachfolger hatten wir noch nicht zu Gesicht bekommen. . .

Die Superiorin ging des Nachts nicht mehr umher. Sie brachte ganze Wochen zu, ohne sich, weder beim Gottesdienste, noch im Chore, noch im Refectorium, noch in der Erhohlungsstunde zu zeigen. Sie blieb in ihrem Zimmer verschlossen; sie irrte in den Gängen umher, oder stieg in die Kirche hinunter; sie klopfte an die Thüren der Nonnen, und sagte mit kläglicher Stimme, bald zu der, bald zu jener Schwester: Beten Sie für mich, Schwester! beten Sie für mich! Am Ende verbreitete sich das Gerücht,

daß sie sich zu einer allgemeinen Beichte anschicke.

Eines Tages, als ich mit unter den Ersten in die Kirche heruntergekommen war, sah ich ein Papier an den Schleyer des Gitters angeheftet. Ich ging näher hinzu, und las: „Liebe Schwestern, Ihr werdet eingeladen, „für eine Nonne zu beten, die sich von ihren „Pflichten verirrt hat, und zu Gott zurück „kehren will.“ ... Anfangs, war ich versucht, den Zettel abzureissen, ließ ihn aber doch stecken. Einige Tage nachher befand sich ein anderer, an der nämlichen Stelle, auf welchem geschrieben stand: „Liebe Schwestern, Ihr wer„det gebeten, Gottes Barmherzigkeit für eine „Nonne anzuflehen, die zur Erkenntniß ihrer „Verirrungen gekommen ist; sie sind groß.“ ... Einen andern Tag wieder, eine neue Einladung, in den Worten: „Liebe Schwe„stern, Ihr werdet gebeten, Gott anzufle„hen, daß er die Verzweiflung von einer „Nonne abwenden möge, die alles Vertrauen

in

„in die gőtttiche Barmherzigkeit verlohren „hat.“ . . .

Diese sämmtliche Einladungen, in denen sich aller grausame Quaalenwechsel dieser leidenden Seele abbildete, betrübten mich tief. Es begegnete mir, daß ich wie eine Bildsäule einem dieser Anschläge gegenüber stehen blieb. Ich fragte mich selbst, was denn diese Verirrungen wohl seyn möchten, deren sie sich ziehe, woher das Aussersichseyn dieser Frau rühre, welche Verbrechen sie sich vorzuwerfen haben könnte. Mir fielen die Ausrufungen des Beichtvaters, seine Ausdrücke wieder ein. Ich suchte einen Sinn darin, fand aber keinen, und blieb wie verlohren darüber stehn. Einige Nonnen, die mich ansahen, zischelten sich unter einander etwas heimliches zu; und, irrte ich nicht, so blickten sie mich an, als hätten sie sagen wollen, ich würde unverzüglich von denselbigen Schrecknissen gefoltert werden.

Von nun an zeigte die arme Superiorin sich nicht anders als mit niedergelassenem

Schleyer. Sie gab sich mit den Geschäften des Hauses nicht mehr ab; sie sprach mit Niemanden; sie hielt häufige Unterredungen mit dem neuen Beichtvater, der uns zu Theil geworden war; es war ein junger Benedictiner. Ich weiß nicht ob er ihr alle die Bußübungen auferlegt hatte, die sie ausübte; aber sie fastete drey Tage in der Woche; sie geisselte sich; sie hörte den Gottesdienst in den untern Kirchenstühlen an. Man mußte vor ihre Thüre vorbeygehen, um in die Kirche zu kommen, dort fanden wir sie niedergeworfen, das Antlitz gegen die Erde gekehrt, und sie stand nicht eher auf, als bis Niemand mehr in der Kirche war. Des Nachts stieg sie im Hemde, mit nackten Füßen herunter; begegneten Sainte-Therese oder ich ihr von ohngefähr, so kehrte sie um, und drückte ihr Gesicht dicht an die Mauer. Einmal als ich aus meiner Zelle herauskam, fand ich sie auf dem Boden niedergeworfen, die Arme ausgestreckt, und mit dem Gesichte die Erde berührend; sie sagte zu uns:

Näher! kommt näher! tretet mich mit Füßen; ich verdiene keine andre Begegnung.

Ganze Monathe hindurch, während diese Krankheit dauerte, hatte die übrige Schwesterschaft ihre liebe Noth, und ich ward der Gegenstand des allgemeinen Widerwillens. Ich will nicht noch einmal erwähnen, was eine Nonne für Ungemach auszustehen hat, die in ihrem Kloster gehaßt wird; Ihnen, mein Herr, muß Das jetzt nicht mehr fremd seyn. Allmählich fühlte ich wieder den Ekel an meinem Stande in mir zurückkehren. Ich ergoß meine Empfindung und meinen Schmerz in den Busen des neuen Beichtvaters. Er heißt Don Morel. Es ist ein Mann von einem feurigen Character, den vierzigen nahe. Er schien mich mit Aufmerksamkeit und Antheil anzuhören; wünschte die Begebenheiten meines Lebens zu kennen, ließ mich die kleinsten Umstände, meine Familie, meine Neigungen meinen Character, die Klöster, in denen ich gewesen war, Das in welchem ich mich befand, meine Verhältnisse

zu meiner Superiorin betreffend, erzählen. Ich verbarg ihm Nichts. Er schien die Aufführung der Superiorin gegen mich nicht so hoch aufzunehmen, als der Pater Lemoine. Kaum würdigte er die Sache, einige Worte über sie fallen zu lassen; er sah sie als Etwas an, das vorbey sey. Was seine Aufmerksamkeit näher beschäftigte, waren meine geheime Gesinnungen über das Klosterleben. So wie ich mich nach und nach ihm aufschloß, nahm sein Zutrauen in gleichem Grade gegen mich zu. Was er mir von seinen Leiden sagte, stimmte auf das Vollkommenste mit meinen Empfindungen überein. Auch Er war wider seinen Willen Mönch geworden, auch Er ertrug seinen Zustand mit Verdruß, und war nicht weniger zu bedauern als ich. Aber, liebe Schwester, sagte er, was soll man dabey thun? Uns bleibt nur ein Ausweg. Wir müssen uns das Unangenehme unsers Standes so viel möglich erleichtern. Drauf gab er mir dieselben Rathschläge, die Er befolgte; sie waren

weise. Dabey, sagte er, vermeidet man freylich den Gram nicht; man entschließt sich nur ihn zu ertragen. Wer im Klosterstande lebt, ist nicht anders glücklich, als wenn er sich vor Gott ein Verdienst aus seinem Kreuze machen kann; alsdann empfindet er wahre innere Herzensfröhlichkeit, geht den Bußübungen entgegen; je bitterer und häufiger sie sind, desto mehr wünscht er sich dazu Glück; es ist dann ein Tausch der zwischen zeitlichem Wohlseyn und einer zukünftigen Seeligkeit von ihm getroffen wird; man versichert sich dieser, durch die freywillige Aufopferung jenes. Wenn solche Personen recht gelitten haben, so sagen sie: Amplius, Domine! Herr, noch mehr! . . . und das ist ein Gebet, das Gott selten zu erhören ermangelt. Aber, wenn gleich diese Leiden über Sie und mich so gut, wie über solche Personen, verhängt sind, so können wir uns doch nicht dieselben Belohnungen dafür versprechen; wir haben nicht das Eins, was Noth thut, und was diesen Bußübungen Werth

geben kann, die Ergebung. Das ist traurig! Ach, wie sollte ich Ihnen die Tugend einflöſsen, die Ihnen mangelt, und die ich nicht habe? Ohne diese setzen wir uns indeßen der Gefahr aus, in jenem Leben verlohren zu gehen, nachdem wir in diesem sehr unglücklich gewesen sind. Trotz aller Bußübungen, wird die Verdammniß fast eben so gewiß unser Loos, als das der Weltleute, mitten unter ihren Vergnügungen; wir legen uns Entbehrungen auf, sie geniessen, und nach diesem Leben erwartet uns mit ihnen gleiche Pein. O, wie unglücklich ist der Zustand eines Mönchs, einer Nonne, die nicht berufen sind! Dieß ist gleichwohl unser Zustand, und wir können ihn nicht abändern. Man hat uns mit schweren Ketten beladen, die wir ewig zu schleppen verdammt sind, ohne einige Hoffnung, sie je zu zerbrechen. Lassen Sie uns also, liebe Schwester, nur suchen, sie zu ertragen. Gehen Sie! ich werde Sie wieder sehen.

Er kam auch einige Tage nachher. Ich

sah ihn im Sprachzimmer, ich erforschte ihn näher. Er vertraute mir vollends die Geschichte seines Lebens, so wie ich ihm eine Menge Umstände aus dem meinigen; wodurch zwischen ihm und mir sich eben so viele Berührungspuncte der Aehnlichkeit bildeten. Er hatte beynah die nämlichen häuslichen und klösterlichen Verfolgungen erfahren, als ich. Ich merkte nicht, daß die Schilderung seines Unmuthes wenig geschickt sey, den meinigen zu zerstreuen; unterdeß hatte sie doch diese Wirkung auf mich, und ich glaube, daß die Schilderung meines Kummers eben dieselbe auf ihn hervorbrachte. Da, solchergestalt, die Aehnlichkeit des Characters sich mit der Aehnlichkeit der Begebenheiten verband, gefielen wir uns einander immer mehr, je mehr wir uns wiedersahen. Die Geschichte seiner Vorfälle, seiner Empfindungen, seiner Seele, war die Geschichte der meinigen.

Als wir uns in Gesprächen über uns selbst erschöpft hatten, unterhielten wir uns auch über Andre, und besonders über die Superio-

rin. Sein Beichtvateramt machte ihn zwar sehr zurückhaltend; unterdeß merkte ich doch aus seinen Reden, die jetzige Gemüthsverfassung dieser Frau würde nicht von Dauer seyn; sie ränge zwar gegen sich selbst, aber vergeblich; und von zwey Dingen müßte Eines geschehen, entweder sie würde unverzüglich zu ihren ersten Neigungen zurückkehren, oder auch ganz den Verstand verlieren. Die stärkste Neugier quälte mich, mehr darüber zu erfahren. Pater Morel hätte mir wohl über Fragen Auskunft geben können, die ich an mich gethan, und die ich mir niemals beantworten konnte; allein ich wagte nicht, ihn zu fragen. Das Einzige that ich, daß ich mich bey ihm nach den Pater Lemoine erkundigte. — Ja, sagte er zu mir, ich kenne ihn; es ist ein verdienstvoller, sehr verdienstvoller Mann. — Wir haben ihn hier auf einmal verlohren. — Ja. — Können Sie mir nicht sagen, wie das zugegangen ist? — Es sollte mir leid thun, falls es ruchtbar würde. — Sie können sich auf meine Ver-

schwiegenheit verlassen. — Man hat, glaube ich, wider ihn an den Erzbischof geschrieben. — Und was hat man wider ihn schreiben können? — Daß er zu weit von dem Hause weg wohnte; daß man ihn nicht haben könnte, wenn man wollte; daß seine Moral zu strenge wäre; daß man einige Ursache hätte zu argwöhnen, er pflichte der Denkungsart der Neuerer bey; daß er im Hause Zwiespalt anzettelte, und die Nonnen von ihrer Superiorin abspänstig machte. — Und von wem wissen Sie Das? — Von ihm selbst. — Sie sehen ihn also? — Ja, ich sehe ihn; er hat zuweilen über Sie mit mir gesprochen. — Und was hat er von mir gesagt? — Daß Sie sehr zu bedauern wären; daß er nicht begriffe, wie Sie allen den Leiden hätten widerstehen können, die Sie ausgestanden haben; daß, obgleich er nicht mehr, als Ein oder ein Paar Mal, sich mit Ihnen zu unterhalten Gelegenheit gehabt, er doch nicht glaubte, Sie würden sich je mit dem Nonnenleben vertragen

können; er wäre der Meinung.... Hier hielt der Erzähler ganz kurz inne; und ich fragte ihm: welcher Meinung? — Don Morel antwortete: es sey etwas ihm zu sehr in Geheim Anvertrautes, als daß er es sagen könnte. — Ich bestand nicht weiter darauf, sondern versetzte nur: Wahr genug! der Pater Lemoine ists, der mir Abneigung gegen meine Superiorin eingeflößt hat. — Daran hat er wohl gethan. — Und warum? — Meine Schwester, antwortete Don Morel, indem er ein ernsthaftes Wesen annahm, halten Sie sich an seinen Rath, und suchen Sie so lange Sie leben, über dessen Ursache in Unwissenheit zu bleiben. — Aber mich deucht, wenn ich die Gefahr kennte, so würde ich viel aufmerksamer seyn, sie zu vermeiden. — Vielleicht erfolgte auch das Gegentheil. — Sie müssen also eine sehr schlechte Meinung von mir haben? — Ich habe, von Ihren Sitten und Ihrer Unschuld, die Meinung, die ich haben muß; aber glauben Sie mir, es giebt gefährliche Einsich-

ten, zu denen Sie nicht gelangen können, ohne sich unglücklich zu machen. Nur Ihre Unschuld hat Ihre Superiorin im Zaum gehalten. Wären Sie unterrichteter gewesen, sie würde sich weniger vor Ihnen gescheut haben. — Ich verstehe Sie nicht. — Desto besser! — Aber was kann denn an der Vertraulichkeit, an den Liebkosungen eines Frauenzimmers gegen das andre, Gefährliches seyn? — Don Morel gab mir keine Antwort. — Wäre ich nicht immer die Nämliche geblieben? Was kann Uebels daran seyn, daß man einander liebt, daß man sichs sagt, daß man sichs bezeugt? Es ist doch so angenehm! — Wahr, versetzte Don Morel, und sah mir ins Gesicht, da er bisher, während ich redete, seine Augen niedergeschlagen hatte. — Ist denn gegenseitige Liebe in Nonnenklöstern so gewöhnlich? Meine arme Superiorin! In was für einen Zustand ist sie verfallen! — Es ist ein schlimmer Zustand; und ich fürchte, es wird noch ärger da-

mit werden; indeßen war sie nicht für ihren Stand gemacht; früh oder spät ist dieses die Folge! Widersetzt man sich dem allgemeinen Triebe der Natur, so giebt dieser Zwang ihm eine verkehrte Richtung, und lenkt ihn auf unordentliche Neigungen, die um so viel heftiger sind, je weniger sie einen Grund haben; er führt zu einer Art von Wahnsinn. — Wahnsinn? Das wäre bey ihr der Fall? — Ja, es ist ihr Zustand; und wird es noch immer mehr werden. — Und Sie glauben, Das sey das Schicksal, was allen Denen bevorsteht, die sich in einen Stand begeben haben, zu Dem sie nicht berufen waren? — Nein, nicht Aller. Einige sterben ehe sie dahin kommen; Andre werden eine Zeitlang durch hin und herwankende Hoffnungen erhalten. — Und was für Hoffnungen kann eine Nonne hegen? — Was für welche? Erstlich die, daß es vielleicht möglich ist, Aufhebung ihrer Gelübde zu bewirken. — Und wenn sie diese Hoffnung nicht mehr hat? — Die, daß sie vielleicht

einmal die Thore offen finden wird; daß die Menschen endlich vielleicht von der Raserey zurückkommen werden, junge Personen, voller Lebenskraft, lebendig in Gräber einzusperren; daß die Klöster abgeschaft werden können; daß vielleicht einmal Feuer im Hause entstehen, und die Beschränkung des Gefängnisses sich aufthun, daß Jemand ihnen zu Hülfe kommen wird. Mit allen solchen Möglichkeiten trägt sich der Kopf einer Nonne; sie unterhält sich davon; sie sieht, wenn sie im Klostergarten spatziert, ohne daran zu denken, die Mauern darauf an, ob sie so gar hoch sind; ist sie in ihrer Zelle, so greift sie unwillkührlich an die Stäbe ihres Gitters, und rüttelt, in der Zerstreuung, leise daran; hört sie Jemanden vorbeygehen, so klopft ihr das Herz; verstohlen seufzt sie nach einen Befreyer; erhebt sich irgend ein Geräusch, von dem der Laut ins Haus dringt, alsbald regt sich Hoffnung in ihr; sie rechnet auf eine Krankheit, die sie einer Mannsperson nahe bringen, oder ihr viel-

leicht zu einer Reise nach einem Bade verhelfen könne. — Es ist wahr, es ist wahr! rief ich aus. Sie lesen im Innersten meines Herzens; ich habe mir alle diese Täuschungen vorgespiegelt; ich spiegle sie mir noch vor. — Und, verliert sie solche einmal, bey näherer Ueberlegung, zerstreuen diese heilsamen, vom Herzen zu der Vernunft emporgesandten Dünste, zerstreuen sie sich dann und wann, so wird sie die ganze Tiefe ihres Elendes gewahr; sie verabscheut sich selbst, sie verabscheut die Andern; sie weint, sie seufzt, sie schreyt; sie fühlt Anwandlungen von Verzweiflung. Alsdann eilen Einige sich ihrer Superiorin zu Füßen zu werfen, und Trost bey ihr zu suchen; Andre stürzen sich, in ihrer Zelle oder am Fuß der Altäre, nieder, und rufen den Himmel zu Hülfe; Andre zerreissen ihre Kleider und raufen sich die Haare aus. Andre suchen einen tiefen Brunnen, oder hohe Fenster, oder ein Schnürband, und finden es bisweilen; Andre, nachdem sie sich lange gequält, verfallen in einen thierischdummen

Zustand, und werden aberwitzig; noch Andre, zarter und schwächer gebildet, gerathen in Auszehrung; einige giebt es, deren ganzer Körperbau in Unordnung kömmt, deren Einbildungskraft verrückt wird, und bey denen es zuletzt mit Raserey endigt. Am glücklichsten sind noch die, bey denen dieselben heilsamen Täuschungen immer wiederkehren, sie einwiegen, und fast bis ans Grab trösten; ihr Leben wechselt mit frohen Hirngespinsten und mit Empfindungen der Verzweiflung ab. — Und die Unglücklichsten, setzte ich, wahrscheinlich mit einem tiefen Seufzer hinzu, sind Diejenigen, die allmählig jeden solchen Zustand durchgehen! ... Ach, mein Vater, wie leid thut es mir, daß ich Sie gehört habe! — Warum? — Ich kannte mich nicht. Jetzt kenne ich mich. Meiner Täuschungen werden weniger seyn. In den Augenblicken ....

Ich wollte fortfahren, als eine Nonne hereintrat; hernach eine andre, dann eine dritte, eine vierte, fünfte, sechste; ich weiß nicht,

wie viel. Die Unterhaltung ward allgemein. Einige sahen den Beichtvater an, Andere hörten ihm stillschweigend und mit niedergeschlagnen Augen zu; verschiedene befragten ihn zu gleicher Zeit, alle brachen in Lob über die Weisheit seiner Antworten aus. Ich hatte mich unterdessen in einen Winkel zurückgezogen, wo ich mich tiefem Nachsinnen überließ. Mitten unter diesen Gesprächen, in denen jede sich geltend zu machen, und vorzugsweise die Aufmerksamkeit des heiligen Mannes auf ihre schöne Seite zu lenken suchte, hörte man Jemanden, langsames Schrittes, herankommen, dann und wann stillstehen, und Seufzer ausstoßen. Man horchte, man sagte mit leiser Stimme zu einander: Sie ists! es ist unsere Superiorin! Darauf schwieg jede. Man setzte sich in der Runde nieder. Sie war es wirklich. Sie kam herein. Ihr Schleyer fiel bis auf ihren Gürtel herab; ihre Arme kreuzten sich über der Brust; ihr Kopf sank auf ihre Schultern. Ich war die erste, deren sie gewahr

wahr ward. Augenblicklich streckte sie aus ihrem Schleyer eine ihrer Hände hervor, mit der sie sich die Augen bedeckte, und machte uns, ein wenig seitwärts gewandt, mit der andern ein Zeichen, daß wir alle hinausgehen sollten. Wir gingen stillschweigend weg, und sie blieb mit Don Morel allein.

Ich sehe vorher, mein Herr Marquis, daß Sie eine üble Meinung von mir bekommen werden; aber, weil ich mich nicht geschämt habe, Das zu thun, was ich that, warum sollte ich erröthen, es zu gestehen? Warum sollte ich auch, in dieser Erzählung, einen Vorfall unterdrücken, der nicht ohne Folgen geblieben ist? Ich will lieber bekennen, daß mein Geist sehr sonderbar geformt ist. Kann Das, was ich zu sagen habe, Ihre Hochachtung mir verschaffen, oder Ihrem Mitleiden für mich einen Zuwachs geben, so schreibe ich gut oder schlecht, aber mit einer unglaublichen Schnelligkeit und Leichtigkeit; meine Seele ist guter Dinge, der Ausdruck strömt mir ohne

Mühe zu, meine Thränen rinnen mir in einer angenehmen Empfindung, als wären Sie gegenwärtig, als sähe ich Sie, und als hörten Sie mir zu. Bin ich hingegen genöthigt, mich Ihnen unter einer ungünstigen Gestalt zu zeigen, so denke ich schwerfällig, der Ausdruck versagt sich mir, meine Feder will nicht vorwärts, selbst auf meine Schriftzüge hat das Einfluß, und ich fahre nur fort, weil ich mir insgeheim schmeichle, Sie werden diese Stellen nicht lesen mögen. Hier ist eine solche.

Als alle unsere Schwestern sich wegbegeben hatten, — Nun wohl! was thaten Sie? — Sie errathen es nicht? Nein, Sie sind zu edel dazu. Ich schlich auf den Zehenspitzen, und stellte mich ganz leise an die Thüre des Sprachzimmers, um zu horchen, was drinnen vorging. — Daran thaten Sie sehr unrecht, werden Sie sagen. — Freylich! sehr unrecht, das sage ich mir selbst, und meine Verwirrung, die Vorsicht, die ich anwandte, nicht gesehen zu werden, die vielen Male, die

ich still stand, die Stimme meines Gewissens, die bey jedem Schritte, den ich that, in mich drang, ich möchte umkehren, erlauben mir nicht daran zu zweifeln. Unterdeßen behielt meine Neugier die Oberhand, und ich ging hin. Habe ich aber Unrecht gethan, die Reden zweyer Personen, welche sich allein glaubten, zu überraschen, thue ich denn nicht noch vielleicht etwas Schlimmeres, sie Ihnen wieder zu erzählen? Auch dieß ist eine von den Stellen, die ich niederschreibe, weil ich mir schmeichle, daß Sie mich nicht lesen werden. Denn ist zwar nicht also, aber ich muß es mir einzureden suchen.

Das erste Wort, was ich nach einer ziemlich langen Stille hörte, ließ mich zittern. Es war: Mein Vater, ich bin verdammt. — Ich suchte mich wieder zu fassen. Ich horchte. Der Schleyer, der bis dahin die Gefahr, in welcher ich geschwebt hatte, meinen Blicken entzog, fing an zu zerreissen, als mich Jemand rief. Ich mußte gehen, ich ging also, aber,

ach! ich hatte nur allzuviel gehört. Welch eine Frau, mein Herr Marquis, welch eine abscheuliche Frau! . . .

* * *

(Hier bricht die ausführliche Erzählung der Schwester Susanne ab. Was noch folgt, sind gleichsam nur hingeworfene Denkzeichen Desjenigen, was sie sich wahrscheinlich vornahm, in der Folge weitläuftiger auszuführen. Es scheint, daß ihre Superiorin ganz verrückt geworden sey; und daß die Bruchstücke, die wir hier geben, sich auf diesen unglücklichen Zustand beziehen.)

* * *

Nach dieser Beichte hatten wir einige Tage heiteres Wetter. Die Fröhlichkeit kehrte unter der Schwesterschaft zurück, und man machte mir deswegen Complimente, die ich mit Unwillen verwarf.

Sie mied mich nicht mehr, sie sah mich an, allein meine Gegenwart schien sie in Verwirrung zu setzen. Ich bestrebte mich, ihr das Schrecken nicht blicken zu lassen, das sie mir einflößte, seitdem, durch meine glückliche oder verderbliche Neugier, ich sie besser kennen gelernt hatte.

Bald ward sie ganz still, und brachte wei-

ter Nichts, als etwa ein Ja oder ein Nein, über die Lippen. Sie spatzierte allein umher, sie versagte sich die Nahrung, ihr Blut entzündete sich, ein Fieber ergriff sie, und Raserey folgte auf das Fieber.

War sie allein in ihrem Bette, so sah sie mich, redte zu mir, lud mich ein, mich ihr zu nahen, richtete die zärtlichsten Reden an mich. Hörte sie Jemanden in der Nähe ihres Zimmers gehen, so rief sie aus: Sie ists, die vorbey geht! es ist ihr Schritt, ich erkenne ihn! Ruft sie! Nein, nein, laßt sie!

Eine sonderbare Sache wars, daß es ihr niemals begegnete, sich darüber zu irren, und eine Andere für mich zu nehmen.

Bald schlug sie eine laute Lache auf, einen Augenblick darauf schmolz sie in Thränen. Unsere Schwestern umgaben sie stillschweigend, und Einige weinten mit ihr.

Plötzlich sagte sie: Ich bin nicht in der Kirche gewesen; ich habe nicht zu Gott gebetet. . . . Ich will aus dem Bette; ich will

in meine Kleider; man ziehe mich an. — Widersetzte man sich ihr, so fuhr sie fort: Gebt mir wenigstens mein Brevier! — Das gab man ihr, sie machte es auf, schlug die Blätter um, und fuhr fort zu thun, als ob sie solche umschlüge, selbst wenn das Buch zu Ende war. Dabei war ihr Blick verwirrt.

Eine Nacht stieg sie allein in die Kirche hinunter; einige unserer Schwestern folgten ihr. Sie warf sich auf den Stufen des Altars nieder; fing an zu seufzen, zu ächzen, laut zu beten. Sie ging hinaus, kam wieder herein, und sagte: Man hole sie! Es ist eine so reine Seele! es ist ein so unschuldiges Geschöpf! Wenn sie ihr Gebet mit dem meinigen vereinigt, — Hierauf wandte sie sich an die ganze Gemeinde, kehrte den Kirchenstühlen zu, die leer waren, und rief: Geht hinaus! geht Alle hinaus! Sie allein bleibe bey mir! Ihr seyd nicht würdig ihr zu nahen. Wenn Eure Stimmen sich mit der ihrigen vermischten, würde Euer unheiliger Weih-

rauch den Duft des ihrigen vor Gott entweihen! Entfernt Euch! entfernt Euch! — Dann ermahnte sie mich, ihr vom Himmel Beystand und Verzeihung zu erflehen. Sie sah Gott. Der Himmel schien ihr, von Blitzen gefurchet, sich zu öffnen, und über ihren Scheitel zu donnern; zürnende Engel stiegen aus den Wolken herab. Die Blicke der Gottheit machten sie erbeben. Sie rannte nach allen Seiten hin, drängte sich in die dunkelsten Winkel der Kirche, flehte um Barmherzigkeit, heftete ihr Angesicht gegen den Boden, und schlummerte darauf ein. Die feuchte Kühle des Orts hatte sie ergriffen, und man trug sie, wie todt, in ihre Zelle zurück.

Von dieser schrecklichen Nachtscene wußte sie den folgenden Tag Nichts. Sie sagte: Wo sind unsere Schwestern? Ich sehe Niemanden mehr, ich bin allein in diesem Hause geblieben, sie haben mich Alle verlassen, Schwester Sainte-Therese auch, sie haben Recht daran gethan. Weil Sainte-Susanne nicht mehr

darin ist, so kann ich heraus; ich werde ihr nicht begegnen. . . . Ach, wenn ich ihr begegnete! Aber sie ist nicht mehr darin. Nicht wahr? nicht wahr, sie ist nicht mehr darin? . . . . Glücklich das Haus, das sie besitzt! Sie wird Alles ihrer neuen Superiorin sagen. Was wird man von mir denken? . . . Ist Schwester Sainte-Therese todt? Ich habe die ganze Nacht Todtengeläute gehört. . . . Das arme Mädchen! Sie ist auf immer verlohren, und ich bins! ich bins! . . . Einst werde ich mit ihr vor Gericht gestellt werden, was werde ich ihr sagen? was werde ich antworten? . . . Wehe ihr! wehe mir! —

In einem andern Augenblicke fragte sie: Sind unsere Schwestern wieder gekommen? Sagt ihnen, daß ich sehr krank bin. . . . Richtet mir mein Kopfkissen auf. . . . Schnürt mich los. . . . Ich fühle Etwas, Das mich erdrückt. . . . Hu! wie mir der Kopf brennt! Nehmt mir die Haube ab. . . . Ich will mich waschen. . . . Wasser! Wasser! Gießt, gießt

zu! . . . Sie sind weiß, aber der Seelenunrath ist geblieben! . . . Ich möchte todt seyn; ich wollte, ich wäre nicht gebohren; ich wollte, ich hätte sie nicht gesehen!

. . . Eines Morgens fand man sie barfuß, im Hemde, mit fliegenden Haaren, heulend, schäumend, und um ihre Zelle herumirrend, ihre Ohren mit ihren Händen bedeckend, dann diese geballt, die Augen verschlossen, und den Leib an die Mauer gedrängt. — Entfernt Euch von diesem Abgrunde! Hört Ihr dieß Geschrey? . . . Es ist die Hölle! Gluten flammen aus diesem tiefen Pfuhle herauf. Ich sehe sie. Mitten aus den Gluten höre ich dumpfe Stimmen, die mich rufen. . . . Mein Gott, erbarme Dich meiner! . . . Geschwind! läutet! versammelt die Gemeinde! sagt an, daß man für mich bete! ich will auch beten. . . . Aber es tagt kaum; unsre Schwestern schlafen. . . . Ich habe kein Auge die Nacht über zugethan; ich möchte schlafen, und kann nicht! . . . .

Eine der Schwestern sagte zu ihr: Madame, Sie haben Kummer. Entdecken Sie sich mir, es wird Sie vielleicht erleichtern. ...: — Schwester Agathe, hören Sie . . . kommen Sie mir näher! . . . näher! . . . noch näher! ... man muß uns nicht hören. Ich will Alles entdecken; Alles! aber bewahren Sie mir das Geheimniß! . . . Sie haben sie gesehen? — Wen Madame? — Ist es nicht wahr, daß Niemand so sanft ist? Welch ein Gang! welch ein Anstand! was für ein Adel! welche Sittsamkeit! . . . Geht zu ihr; sagt ihr.... Nein, nein, sagt nichts; geht nicht! . . . Ihr könntet Euch ihr nicht nahen. Die Engel des Himmels bewahren sie, sie wachen um sie, ich habe sie gesehen; Ihr würdet sie sehen; Ihr würdet, wie ich, vor Ihnen erschrecken. Bleibt! . . . Gingt Ihr, was wolltet Ihr sagen? Erfindet Etwas, worüber sie nicht erröthe. . . . — Aber Madame, wenn Sie unsern Beichtvater um Rath fragten? — Ja! . . . doch Nein! . . . Nein, nein! ich

weiß was er zu mir sagen wird, ich habe es schon so oft gehört. . . . Wovon soll ich ihn unterhalten? . . . O, wenn ich das Gedächtniß verlieren könnte! . . . Wenn ich im Nichts bleiben, wenn ich wieder gebohren werden könnte! . . . Ruft den Beichtvater nicht! Ich möchte lieber daß man mir die Leidensgeschichte unsers Herrn Jesus Christus vorläse! Leset! . . . Ich fange wieder an, aufzuathmen. . . . Es braucht nur Einen Tropfen dieses Blutes, mich zu reinigen! . . . Seht, wie es aus seiner Seite hervorquillt! . . . Neigt diese geheiligte Wunde auf mein Haupt. . . . Sein Blut rinnt auf mich herunter; aber es bleibt nicht an mir. . . . Ich bin verlohren! . . . Entfernt dieses Christusbild! . . . Bringt mir es wieder! . . . — Sie schloß es in ihre Arme, sie küßte es überall, und darauf sagte sie: Es sind seine Augen, es ist sein Mund! Wann werde ich sie wiedersehn? . . . Schwester Agathe, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe! Beschreiben Sie ihr

meinen Zustand recht. Sagen Sie ihr, daß ich sterbe.

Es wurde ihr zur Ader gelassen, man brachte sie in ein Bad; aber ihr Uebel schien durch die angewandten Heilmittel zuzunehmen. Ich wage nicht, Ihnen die unanständigen Handlungen zu beschreiben, die sie beging; die unzüchtigen Reden zu wiederholen, die ihr in ihrem Wahnsinne entfuhren. Jeden Augenblick brachte sie die Hände an ihre Stirne, als wollte sie lästige Gedanken, Bilder — weiß ich was für Bilder? — daraus entfernen. Sie duckte mit ihrem Kopfe in ihre Kissen unter; sie bedeckte sich das Gesicht mit ihren Betttüchern. Es ist der Versucher! sagte sie, Er ists! Was für eine wunderbare Gestalt er angenommen hat! Gebt Weihwasser her! besprengt mich mit Weihwasser! ... Hört auf; hört auf; er ist nicht mehr da!

Man säumte nicht, sie in besondre Verwahrung zu bringen, allein sie wurde in ihrer Haft nicht so gut bewacht, daß es ihr nicht

einmal hätte gelingen sollen, ihm zu entschlüpfen. Sie hatte ihre Kleider zerrissen; sie durchlief völlig nackt die Gänge; zwey Enden eines abgerissenen Stricks schleppten ihr von beyden Armen herunter. Sie rief: Ich bin Eure Superiorin, Ihr habt mir alle den Eid geleistet, gehorcht mir! Ihr habt mich eingekerkert, Elende! Das ist also der Lohn für meine Güte? Ihr beleidigt mich, weil ich so gut bin; ich werde es nicht mehr seyn! . . . Feuer! . . . Mord! . . . Diebe! . . . Zu Hülfe! Schwester Therese! retten Sie mich! . . . Retten Sie mich, Schwester Susanne! — Unterdeß hatte man sie wieder ergriffen, brachte sie in ihre Einsperrung zurück, und sie sagte: Ihr habt Recht; Ihr habt Recht! Ja. Ach! ich bin närrisch geworden; ich fühle es.

Zuweilen schien sie vom Anblicke verschiedener Strafen umlagert; sie sah Weiber mit Stricken um den Hals, und mit auf den Rücken gebundenen Händen, sie erblickte Andere mit Fackeln in der Hand, sie schloß sich an die

Büßenden; sie glaubte sie würde zum Tode geführt, sie sagte zum Henker: Ich habe mein Schicksal verdient; macht aber, daß ich nicht lange leide. — Ich erzähle Ihnen Nichts, was nicht wahr wäre und Alles, was ich noch Wahres zu sagen hätte, fällt mir entweder nicht ein, oder ich würde davor erröthen, dieß Papier damit zu beflecken.

Nachdem sie verschiedene Monate in diesem bejammernswürdigen Zustande gelebt, starb sie. Welch ein Tod, mein Herr Marquis! Ich habe es gesehen, ich habe das schreckliche Bild der Verzweiflung und des Lasters in seiner letzten Stunde gesehen. Sie glaubte sich von höllischen Geistern umringt; sie erwarteten ihre Seele, sie zu ergreifen; sie sagte mit erstickter Stimme: Da sind sie! Da sind sie! — Rechts und links hielt sie ihnen ein Christusbild entgegen, das sie in den Händen hatte; sie heulte; sie rief aus: Mein Gott! . . . mein Gott! — Die Schwester Therese folgte ihr bald nach, und wir bekamen eine andere

Superiorin, die betagt, und voll Launen und Aberglauben war.

Man beschuldigte mich, ihre Vorgängerin bezaubert zu haben, sie glaubte es, und meine Noth ging wieder an. Der neue Beichtvater ward gleichfalls von seinen Obern gequält, und beredte mich, aus dem Hause zu entfliehen.

Der Entwurf zu meiner Flucht ward gemacht. Ich begab mich zwischen eilf Uhr und Mitternacht in den Garten. Man warf mir Seile zu, ich band sie um mich, sie zerrissen, und ich fiel, ich schrammte mir die Beine, und bekam eine heftige Quetschung an den Hüften. Mit einem zweyten, einem dritten Versuch, gelang mirs, bis auf die Mauer zu kommen. Ich ließ mich herunter, aber zu meinem Erstaunen fand ich, statt einer Postchaise, die, wie ich hoffte, mich aufnehmen sollte, nur ein schlechtes öffentliches Fuhrwerk. Jetzt war ich also mit einem jungen Benedictiner auf dem Wege nach Paris. Es währte nicht lange, so ward ich an dem un-

anständigen Tone, den er nahm, und an den Freyheiten, die er sich erlaubte, gewahr, daß mir keine von den Bedingungen gehalten würde, welche ausgemacht waren. Ich sehnte mich wieder nach meiner Zelle zurück, und fühlte das ganze Schreckliche meines Zustandes.

Hier müßte ich meine Lage in der Miethkutsche beschreiben. Welche Lage! Welch ein Mann! Ich schrie. Der Fuhrmann kam mir zu Hülfe. Heftiger Zank zwischen dem Miethkutscher und dem Mönch.

Ich langte in Paris an. Der Wagen hielt in einer kleinen Straße, an einer winzigen engen Thür, die in einen dunkeln und unreinlichen Gang führte. Die Frau vom Hause kam mir entgegen, und geleitete mich in den obersten Stock, in ein kleines Zimmerchen, wo ich ohngefähr das nothwendige Hausgeräth fand. Ich erhielt Besuche von der Frau, die im ersten Stockwerke wohnte. Sie sind jung, Mademoiselle, Sie müssen Langeweile haben, kommen Sie zu mir herunter.

Sie werden gute Gesellschaft von Mannspersonen und Frauenzimmern bey mir finden: freylich, nicht alle so liebenswürdig wie Sie, aber fast alle eben so jung. Man schwatzt, man spielt, man singt, man tanzt, wir belustigen uns auf jede mögliche Art. Wenn Sie auch allen unsern jungen Herrn den Kopf verdrehen, so werden doch, das schwöre ich, unsere Damen nicht eifersüchtig oder böse darüber werden. Kommen Sie, Mademoiselle. — Die so zu mir redte, war schon etwas bei Jahren; sie hatte etwas Zärtliches im Blick, etwas Sanftes in der Stimme, und sprach sehr freundlich.

Ich war vierzehn Tage in diesem Hause, allen Zudringlichkeiten eines treulosen Entführers, allen lärmenden Auftritten eines verdächtigen Ortes ausgesetzt, jeden Augenblick die Gelegenheit ausspähend, daraus zu entwischen.

Eines Tages endlich, fand ich sie. Es war tief in der Nacht. Wäre ich meinem Kloster nahe gewesen, so hätte ich mich wieder

hineinbegeben. Ich lief ohne zu wissen wohin. Ich ward von Männern angehalten. Schrekken ergriff mich. Ohnmächtig vor Ermüdung, sank ich auf der Ladenschwelle eines Lichtziehers nieder. Man eilte mir zu Hülfe. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einem schlechten Bette ausgestreckt, von unbekannten Gesichtern umringt. Man fragte mich, wer ich sey? Ich weiß nicht, was ich antwortete. Man gab mir die Magd des Hauses mit, mich wegzubringen. Ich faßte sie unter den Arm. Wir gingen. Wir waren schon eine weite Strecke fort, als dieß Mädchen zu mir sagt: Mademoiselle, Sie wissen doch wahrscheinlich wo wir hingehen? — Nein, mein Kind, ins Hospital, glaube ich. — Ins Hospital? Sollten Sie etwa hausflüchtig seyn? — Leider! ja! — Was haben Sie denn gethan, daß man Sie um diese Stunde fortgejagt hat? Aber da sind wir vor der Thüre der heiligen Catharine. Lassen Sie doch sehen, ob wir erlangen können, daß

man uns aufmacht. In jedem Fall fürchten Sie nichts. Sie sollen nicht auf der Straße bleiben, Sie sollen bey mir schlafen.

Ich kam zum Lichtzieher zurück. Schrekken der Magd, als sie mein Bein sah, von dem die Haut, durch den erlittenen Fall bey der Flucht aus dem Kloster, abgescheuert ward. Ich brachte die Nacht daselbst zu. Am folgenden Tage gegen Abend, kehrte ich nach Sainte-Catharine zurück. Ich blieb drey Tage dort, nach deren Verlauf man mir ankündigte, daß ich mich entweder ins allgemeine Hospital begeben oder den ersten besten Dienst annehmen müßte, der sich mir darböte.

In Sainte-Catharine lief ich, von Seiten der Männer und Weiber, Gefahr; denn dort, wie ich in der Folge erfuhr, verfügen die Wüstlinge und Kupplerinnen der Stadt sich hin, um sich mit Gegenständen der Wollust zu versehen. Die Erwartung des Elends gab den groben Verführungen, denen ich, in dem Hause ausgesetzt war, keine Stärke.

Ich verkaufte meine Kleider, und schaffte mir andre, die besser zu meinem Zustande paßten.

Ich ging in Dienst bey einer Wäscherin, bey der ich mich gegenwärtig befinde. Ich bekomme Wäsche zu plätten, mein Tagewerk ist mühsam, Nahrung und Wohnung schlecht; aber dafür wird mir doch menschlich begegnet. Der Mann ist Miethkutscher, seine Frau ein wenig auffahrend, übrigens aber ein gutes Weib. Ich würde mit meinem Schicksale ziemlich zufrieden seyn, wenn ich hoffen könnte, in Ruhe zu bleiben.

Ich erfahre, die Polizey habe sich meines Entführers bemächtigt, und ihn wieder den Händen seiner Obern übergeben. Der arme Mann! Er ist mehr zu bedauern als ich. Seine That hat Aufsehen gemacht; und Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Grausamkeit Mönche solche Fehltritte bestrafen. Ein Gefängniß wird lebenslänglich seine Wohnung seyn; und das nämliche Schicksal erwartet mich, wenn man meiner wieder habhaft

wird. Allein er wird länger darin leben, als ich.

Der Schmerz von meinem Falle her, ist mir empfindlich; meine Beine sind geschwollen; ich kann keinen Schritt thun; ich muß sitzend arbeiten; denn zu stehen, wäre ich nicht im Stande. Unterdeß fürchte ich den Augenblick, wo ich geheilt seyn werde. Was bleibt mir alsdann noch für ein Vorwand, nicht auszugehen, und welcher Gefahr setze ich mich aus, wenn ich es thue? Aber, glücklicher Weise habe ich noch Zeit vor mir. Meine Anverwandten, die nicht daran zweifeln können, daß ich in Paris sey, stellen sicherlich alle erdenkliche Nachforschungen an. Ich hatte mir vorgenommen, Herrn Manouri auf mein Bodenzimmerchen einladen zu lassen, ihn um Rath zu fragen, und, was er mir sagte, zu befolgen; allein er lebt nicht mehr.

Es scheint, meine Entweichung ist öffentlich bekannt; das erwartete ich wohl. Eine meiner Mitarbeiterinnen redete gestern von

der Begebenheit gegen mich, setzte einige verhaßte Umstände hinzu, und Anmerkungen, worüber ich verzweifeln mußte. Glücklicher Weise hing sie eben nasse Wäsche über die Schnuren, und kehrte ihren Rücken der Lampe zu, so daß sie meine Verwirrung dabey nicht bemerken konnte. Unterdessen bemerkte meine Herrschaft doch, daß ich weinte; und sagte zu mir: Marie, was habt Ihr? — Nichts; antwortete ich. — Wie? fuhr sie fort, solltet Ihr wohl so einfältig seyn, gegen eine schlechte liederliche Nonne Mitleid zu empfinden, die sich in einen garstigen Mönch verliebt hat, und mit ihm aus dem Kloster weggelaufen ist? Dann müßtet Ihr wahrlich viel Mittleid übrig haben! Sie durfte ja nur essen, trinken, beten, schlafen, und hatte es so gut wo sie war; warum blieb sie denn nicht? Sie hätte nur drey oder viermal an den Fluß geschickt werden sollen, in dem abscheulichen Wetter das wir jetzt haben, gelt! sie hätte sich mit ihrem Stande wohl vertragen? — Ich antwortete

darauf, man könnte nicht wissen was sie vielleicht für Leiden gehabt. Besser aber, ich wäre mit der Anmerkung zu Hause geblieben, so hätte ich sie nicht hinzusetzen hören: Pah! Es ist eine Spitzbübin! Der liebe Gott wird sie schon finden. — Indem sie Das sagte, bog ich mich über den Tisch, und blieb so. Endlich sagte sie zu mir: Marie, was steckt Euch denn im Kopfe? Mit Schlafen, wie Ihr da thut, macht sich die Arbeit nicht.

Ich lebe in beständigen ängstlichen Besorgnissen. Beym geringsten Geräusche, das ich im Hause, auf der Treppe, auf der Straße höre, ergreift mich Schrecken. Ich zittere wie ein Espenlaub, meine Knie schlottern mir, kaum kann ich das Stehen behalten, und die Arbeit fällt mir aus der Hand. Fast keine Nacht thue ich ein Auge zu. Schlafe ich, so sind es nur abgebrochne Augenblicke; ich rede, ich rufe, ich schreye im Traum; ich begreife nicht, wie Die, welche mich umgeben, noch kein Arges daraus haben.

Nie liebte ich den Geist des Klosterlebens, das sieht man gnug aus meinem Gange; doch kleben mir noch einige Angewohnheiten davon an, die sich unwillkührlich bey mir äußern. Zum Beyspiel: ich mache, wenn eine Glocke läutet, entweder das Zeichen des Kreuzes, oder knie nieder; ich bete mein Ave, wenn man an die Thür klopft; oft entfährt mir, wenn man mich etwas fragt, eine Antwort, die sich mit einem: liebe Mutter, oder: meine Schwester, endigt; wenn wer Fremdes hereinkömmt, kreuze ich meine Arme über der Brust, und verbeuge mich, anstatt mich zu verneigen. Dann fangen meine Mitarbeiterinnen an zu lachen; sie glauben, daß ich einen Spaß machen, und eine Nonne nachäffen will; aber, unmöglich wird ihr Irrthum von langer Dauer seyn können, meine Unvorsichtigkeiten werden mich verrathen, und dann bin ich verlohren.

Mein Herr, eilen Sie, mir zu Hülfe zu kommen. Ohne Zweifel werden Sie von mir verlangen, daß ich Ihnen vorschlagen soll,

was Sie für mich thun können. Folgendes wäre es. Mein Ehrgeitz ist nicht groß. Ich wünschte eine Kammerfrauen- oder Haushälterinstelle, allenfalls auch nur einen Hausmädchendienst, wenn ich nur unbekannt, irgendwo auf dem Lande, tief in einer Provinz, bey hübschen Leuten seyn könnte, die nicht viel Gesellschaft bey sich sähen. Auf den Lohn soll mirs nicht ankommen. Sicherheit, Ruhe, Brod und Wasser, mehr verlange ich nicht. Seyn Sie versichert, man soll mit meinen Diensten zufrieden seyn. Ich habe in meiner Eltern Hause arbeiten, und im Kloster gehorchen gelernt. Ich bin jung, ich bin sanft von Gemüth. Wenn meine Beine erst wieder geheilt sind, werde ich mehr als zuviel Kraft zur Arbeit haben. Ich kann nähen, spinnen, strikken und waschen. Als ich noch in der Welt war, machte ich mir selbst meine Spitzen zurecht, und würde mich bald wieder darin finden. In Nichts bin ich ungeschickt, und werde mich zu allem Möglichen verstehen. Ich be-

sitze Stimme, ich habe Etwas Musik gelernt, und spiele das Clavier gut genug, um einer Mutter die Zeit zu vertreiben, die daran Geschmack fände, oder sogar allenfalls ihren Kindern Unterricht zu geben, wofern ich nur nicht befürchten müßte, mich durch solche Spuren einer sorgfältigeren Erziehung zu verrathen. Wäre es nöthig, daß ich frisiren lernte, so bin ich nicht ohne Geschmack; ich würde mich in die Lehre begeben, und diese kleine Geschicklichkeit leicht erlangen. Mein Herr, ein erträglicher Dienst wenn es möglich ist, irgend ein Dienst, ist Alles deßen ich bedarf, und darüber hinaus wünsche ich Nichts mehr. Sie können für meine Sitten bürgen, troz des Anscheins, der vielleicht wider mich ist, ich habe Sittlichkeit, ich habe sogar Frömmigkeit. Ach, mein Herr, alle meine Leiden würden vorüber seyn, ich würde Nichts mehr von den Menschen zu besorgen haben, hätte Gott mich nicht zurückgehalten. Wie oft habe ich nicht den tiefen Brunnen am Ende des Klostergartens aufgesucht!

Bin ich nicht hineingestürzt, so geschah es nur, weil man mir volle Freyheit dazu ließ. Ich weiß nicht was für ein Schicksal mir bevorsteht, müßte ich aber einmal wieder in ein Kloster, es möchte beschaffen seyn wie es wollte, so stehe ich für Nichts. Brunnen giebt es überall. Mein Herr, erbarmen Sie sich meiner, und bereiten Sie sich nicht selbst eine lange Reue zu.

Nachschrift.

Ich bin hinfällig von Ermattung; Schrekken umgiebt mich, und Ruhe flieht vor mir. Ich lese kaltblütiger diesen Aufsatz wieder durch, und bemerke, daß ich mich geschildert habe, unglücklich wie ich war, aber, unvorsetzlich, viel liebenswürdiger als ich bin. Sollte Das daher kommen, weil wir die Männer minder empfindlich gegen ein von uns beschriebenes Leiden, als gegen das Bild unserer Reize halten, und uns schmeicheln sie leichter verführen als rühren zu können? Ich kenne die Männer wenig, und habe mich nicht genug studirt,

um Das sagen zu können. Wie aber? wenn der Marquis, dem man ein höchst feines Gefühl zuschreibt, auf den Verdacht käme, daß ich mich lieber an seine schwache männliche Seite, als an seine Wohlthätigkeit hätte wenden wollen: was würde er von mir denken? Diese Betrachtung beunruhigt mich. Wahrhaftig er hätte sehr Unrecht, mir das als etwas Eigenthümliches zuzurechnen, was meinem ganzen Geschlechte eigen ist. Vielleicht bin auch ich ein Frauenzimmer, das ein wenig zuviel gefallen will; was weiß ich! Aber doch geschieht das natürlich, und nicht aus List.

Auszug

aus

Herrn *** gelehrtem Briefwechsel.

Im Jahre 1770.

Herrn de la Harpe Nonne hat mein seit zehn Jahren eingeschlummertes Gewissen wieder aufgeregt; und mir eine gräuliche Verschwörung ins Gedächtniß gebracht, von der ich, zugleich mit Herrn Diderot, und ein Paar Schelmen ähnliches Gelichters, unsern vertrauten Freunden, die Seele gewesen bin. Ich kann nicht zu sehr eilen, eine Beichte darüber abzulegen, um in dieser heiligen Fastenzeit Vergebung für sie, wie für meine übrigen Sünden zu erlangen; damit alle diese Frevel in dem tiefen Brunnen der göttlichen Barmherzigkeit versenkt werden mögen.

Das Jahr 1760, ist, in den Annalen der Pariser Pflastertreter, durch zwey Umstände merkwürdig; durch den plötzlichen glänzenden Ruf, zu dem Ramponet gelangte, und durch das Lustspiel, die Philosophen, das, höherem Befehl zufolge, auf der ersten französischen

Schaubühne aufgeführt ward. Von dieser letzten Begebenheit ist jetzt nichts weiter übrig, als die tiefe Verachtung, die Palissot, der Verfasser jenes erbaulichen Possenspiels, sich zugezogen; eine Verachtung, die keiner seiner Gönner mit ihm theilen mochte, weil die vornehmen Herren, welche sein Unternehmen ins Geheim begünstigten, sich verbunden glaubten, die Sache, als etwas Entehrendes, von sich abzulehnen. Während diese ärgerliche Geschichte ganz Paris beschäftigte, war Herr Diderot, den dieser Hanswurst, der sich zum französischen Aristophanes aufwarf, zu seinem Sokrates erkiest hatte, der Einzige, welcher sich die Sache gar nichts anfechten ließ. Wir beschäftigten uns mit etwas ganz Anderm; wollte Gott, ich könnte sagen, mit etwas Unschuldigerm! Schon längst verband uns die zärtlichste Freundschaft mit dem Herrn Marquis von Croismare, der ehedem bey dem Regimente des Königs als Offizier gestanden, aber seine Stelle niedergelegt hatte, einen der

liebenswürdigsten Männer dieses Landes. Er ist ohngefähr von gleichem Alter mit Herrn von Voltaire, und, wie dieser Unsterbliche, stets jugendlichen Geistes. Mit diesem Geiste verbindet er eine Anmuth, eine Leichtigkeit des Umganges, und andre Vorzüge, deren Reiz immer neu und unabgestumpft für mich geblieben ist. Man kann behaupten, daß er zu der Art liebenswüdiger Männer gehört, deren Gepräge man nur in Frankreich findet; obgleich Liebenswürdigkeit, so wie das Gegentheil derselben, sich in allen Landen antreffen läßt. Ich rede hier nicht sowohl von Eigenschaften des Herzens, von Erhabenheit der Gesinnungen, von überaus strenger und zarter Rechtschaffenheit, durch die Herr von Croismare seinen Freunden eben so ehrwürdig wird als er ihnen theuer ist; sondern nur von Eigenschaften seines Geistes. Eine lebhafte und lachende Einbildungskraft, ein ganz eigenthümlicher Schwung des Kopfes, Meinungen, die bey ihm bis auf einen gewissen Punkt freyen Spielraum haben,

und die er reiherum bald annimmt, bald verwirft, Geniusader immer durch Anmuth gemildert, eine unglaubliche Geistesthätigkeit, mit einem müßigen Leben und allen Hülfsmitteln zum Vergnügen verknüpft, welche Paris darbeut, wirft ihn in die verschiedensten und unähnlichsten Beschäftigungen; es entstehen Bedürfnisse bey ihm daraus, auf die ausser ihm noch kein Mensch gekommen ist, und die er durch eben so seltsame Mittel befriedigt; daher er endlich auch unzählige Genüsse auf einander folgen läßt. Dieß sind die Elemente des Wesens des Herrn von Croismare, der, unter seinen Freunden, vorzugsweise der allerliebste Marquis genannt wird, wie der Abbe Galiani ihnen der allerliebste Abbe hieß. Herr Diderot, wenn er seine Gutmüthigkeit mit den auffallenden Geisteswendungen des Marquis von Croismare verglich, pflegte zuweilen zu ihm zu sagen: I h r S c h e r z i s t w i e W e i n g e i s t f l a m m e; s a n f t u n d l e i c h t f ä h r t s i e ü b e r

ein Gewebe weg, versengt es aber nie.

Dieser allerliebste Marquis hatte uns im Anfange des Jahres 1759 verlassen, um sich auf seine Güter in der Normandie, nahe bey Caen zu begeben. Zwar war uns von ihm versprochen, er wolle nur so lange dort bleiben, als durchaus erforderlich wäre, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen; unvermerkt aber verlängerte sich sein Aufenthalt; er hatte dort alle seine Kinder zusammengebracht, er liebte seinen Pfarrer sehr, er hatte Geschmack am Gartenwesen bekommen, und sich, da eine so lebhafte Seele, wie die seinige, wirkliche oder eingebildete Gegenstände der Zuneigung haben mußte, auf einmal in die hohe Andacht geworfen. Dessen ungeachtet liebte er uns gleich zärtlich, wahrscheinlich aber würden wir ihn nie wieder in Paris zu sehn bekommen haben, wenn er nicht seine beiden Söhne hinter einander verlohren hätte. Dieser Zufall gab ihn uns seit ohngefähr vier Jahren, nach einer Abwe-

senheit von mehr als achten, zurück. Seine Andacht ist verduftet, wie Alles in Paris verduftet, und er ist jetzt liebenswürdiger als jemals.

Da es uns äußerst empfindlich war ihn verlohren zu haben, so beriethen wir uns 1760, nachdem wir seine Abwesenheit beynahe funfzehn Monate ertragen, über Mittel, durch die wir ihn vermögen könnten, wieder nach Paris zurückkehren. Wir erinnerten uns, es sey kurz vor seiner Abreise, mit vielem Antheil, *im Publicum* von einer jungen Nonne gesprochen worden, die bey den Gerichten gegen Gelübde eingekommen war, welche ihre Eltern sie gezwungen hatten abzulegen. Diese arme Eingekerkerte hatte unsern Marquis damals dergestalt interessirt, daß er, ohne sie gesehen zu haben, ohne ihren Namen zu wissen, ohne nur einmal nach der Wahrheit der Umstände des Vorfalls sich zu erkundigen, sich bey allen Räthen der großen Parlementskammer in Paris für sie verwendete. Ungeachtet dieser edeln Ver-

wendung aber, hatte dennoch die Nonne, ich weiß nicht durch welches Unglück, ihren Proceß verlohren, und ihre Gelübde waren für gültig erklärt. Diese Begebenheit fiel uns ein; sogleich beschlossen wir, sie zu unserm Vortheil wieder aufleben zu lassen. Wir erdichteten, die Nonne hätte das Glück gehabt, sich aus ihrem Kloster zu retten, und ließen sie demzufolge an den Herrn Marquis von Croismare schreiben, um von ihm Hülfe und Schutz zu erflehen. Wir verzweifelten gar nicht daran, wir würden ihn nächster Tage in aller Eil herbeikommen und seiner Nonne zu Hülfe eilen sehen; wenigstens bereitete, wenn er auch unsere Gottlosigkeit auf den ersten Augenblick errathen sollte, die Sache uns vielen Stoff zum Gelächter. Indeß nahm der ganze kleine Schwank eine andre Wendung, wie Sie aus dem Briefwechsel zwischen der vorgeblichen Nonne und dem biederherzigen und allerliebsten Marquis Croismare ersehen werden, den ich Ihnen vorlegen will. Es kam

ihm nie der geringste Gedanke an unsere Treulosigkeit, die wir immer noch auf unserm Gewissen haben. Wir brachten damals unsre Abendzusammenkünfte damit zu, unter beständigen Scherzen die Briefe der Nonne aufzusetzen, die unsern guten Marquis weinen machen sollten, und ebenfalls lasen wir so, unter Lachen, die dienstfertigen Antworten, die dieser würdige und edle Freund darauf zurückerfolgen ließ. Sobald wir indeß sahen, daß ihn das Schicksal unsrer Unglücklichen zu sehr zu interessiren schien, griffen wir zu dem Mittel sie sterben zu lassen. Wir wollten lieber diesen kleinen Kummer über ihn verhängen, als Gefahr laufen, ihm, wenn wir sie länger leben ließen, allzusehr die Einbildungskraft zu erhitzen. Seitdem er nach Paris zurückgekommen ist, haben wir ihn den ganzen Frevel entdeckt, er hat, wie Sie denken können, darüber gelacht, und durch das Unglück der armen Nonne, ist nur die Freundschaft Derer enger zusammengeknüpft, die sie überlebt

haben. Ein nicht am wenigsten sonderbarer Umstand dabey, ist der, daß während dieser Scherz die Einbildungskraft unseres Freundes in der Normandie erwärmte, anderseits auch die des Herrn Diderot sich dabey entflammte. Er fing an die ganze Geschichte unserer Nonne niederzuschreiben; hätte er sie vollendet, so würde er den wahrsten, interessantesten und rührendsten Roman daraus gemacht haben, der je verfaßt worden ist. Man konnte, so viel ich mich noch davon entsinne, keine Seite lesen, ohne in Thränen zu zerschmelzen. Es war ein von der ganzen Wärme der Einbildungskraft seines Urhebers angehauchtes Geisteswerk, und dabey von einer öffentlichen und allgemeinen Nutzbarkeit; denn man kann es wohl die grausamste Satyre nennen, die je auf die Klöster geschrieben worden ist. Sie traf um so viel stärker zum Ziel, weil der verspottete Aberglauben anscheinendes Lob darin erhielt. Unsere junge Nonne war von einer englischen Andacht, und hegte

in ihrem einfältigen und zärtlichen Herzen, die aufrichtigste Ehrerbietung gegen Alles, was man sie als heilig zu betrachten gelehrt hatte. Aber dieser Roman hat nie anderes als stückweises Daseyn gehabt, und ist in diesem Zustande geblieben. Er ging nachher verlohren, wie viele andre Werke dieses Mannes, eines der ersten Köpfe Frankreichs, der sich durch zwanzigerley Meisterstücke verherrlichen konnte, wenn er die Kunst verstanden, geizig mit seiner Zeit zu seyn, und sich nicht allen Zudringlichen in Paris hingegeben hätte, die ich hiemit vor das jüngste Gericht fodre, und vor Gott und allen Menschen für den Schaden verantwortlich mache, welchen sie dadurch verursacht haben.

Der Briefwechsel, welchen Sie lesen werden, und unsre Reue, ist folglich Alles, was uns von unsrer armen Nonne übrig bleibt. Vergessen Sie indeß dabey nicht, daß alle ihre Briefe, so wie die ihrer Hehlerin, durch uns Kinder Belials geschmiedet wurden; alle

Briefe ihres edelmüthigen Beschützers aber, wahr und in voller Aufrichtigkeit des Herzens geschrieben sind.

Schreiben der Nonne an den Herrn Grafen von Croismare, Vorsteher der Militairschule.

Ein unglückliches Frauenzimmer, an welcher der Herr Marquis von Croismare vor drey Jahren die Gütigkeit gehabt hat einigen Theil zu nehmen, als er noch neben der Academie der Musik wohnte, erfährt, daß er sich jetzt in der Militairschule befindet. Sie wünschte gern zu wissen, ob sie noch auf seine Güte rechnen darf, da sie in einem bedauernswürdigerm Zustande ist als jemals.

Man bittet gefälligst um ein Paar Zeilen Antwort. Ihre Lage ist sehr dringend, und es ist ihr wichtig, daß die Person, die diesen Zettel überbringt, nichts argwohne.

Es ward geantwortet:

Man irre sich, und der Herr von Croismare, nach dem gefragt würde, wohne gegenwärtig in Caen.

Dieß Billet war von der Hand eines jungen Frauenzimmers geschrieben, deren wir uns, während des ganzen Verfolgs dieses Briefwechsels, bedienten. Ein Savoyard brachte es nach der Militairschule, und kam mit der mündlichen Antwort zurück. Dieser vorläufige Schritt ward aus verschiedenen Gründen für nothwendig erachtet. Man gewann dadurch den Anschein, daß die Nonne die zwey Vettern mit einander verwechsle; und die wahre Schreibung ihres beyderseitigen Nahmens nicht wußte. Durch dieses Mittel erfuhr sie, auf eine sehr natürliche Art, ihr Beschützer halte sich zu Caen auf. Es konnte geschehen, daß der Vorsteher der Militairschule seinen Vetter über diesen Zettel aufzog, und ihn an denselben schickte; dadurch hätte unsre tugendhafte Abendtheuerin ein großes Ansehen

der Wahrheit erhalten. Diesem Vorsteher, einem sehr angenehmen Manne, wie alle die den Nahmen Croismare führen, war die Abwesenheit seines Vetters eben so unangenehm als uns; und wir hofften ihn in die Zahl der Verschwornen mit hineinzuziehen. Nachdem seine Antwort erfolgt war, schrieb unsere Nonne nach Caen.

Brief der Nonne an den Herrn Marquis von Croismare, zu Caen.

Mein Herr, ich weiß nicht, an wen ich schreibe; aber in den unglücklichen Umständen, in denen ich mich befinde, wende ich mich an Sie; mögen Sie auch seyn, wer Sie wollen. Hat man mich in der Militairschule nicht falsch berichtet, und sind Sie wirklich der edelmüthige Marquis den ich suche, so werde ich Gott segnen: sind Sie es nicht, so weiß ich nicht was ich thun soll. Aber Ihr Nahme schon flößt mir Beruhigung ein; ich hoffe, Sie werden einer Unglücklichen zu Hülfe kommen, die Sie, mein Herr, oder ein anderer

Herr von Croismare, welcher nicht der an der Militairschule ist, durch Ihre Verwendung, bey Gelegenheit eines Versuchs unterstützten, welchen sie vor drey Jahren machte, sich aus einem immerwährenden Gefängnisse zu erlösen, in das die Härte ihrer Eltern sie verdammt hatte. Die Verzweiflung hat mich vor Kurzem zu einem zweyten Schritte gebracht, von dem Sie sonder Zweifel werden reden gehört haben; ich bin aus meinem Kloster entflohen. Ich konnte nicht länger meine Leiden ertragen; und nur dieser Weg, oder eine noch größere Unthat stand mir offen, mir eine Freyheit zu verschaffen, die ich von der Billigkeit der Gesetze erwartet hatte.

Mein Herr, wenn Sie vormals mein Beschützer gewesen sind, so möge meine gegenwärtige Lage Sie rühren, und in Ihrem Herzen einiges Mitleidsgefühl erwecken. Vielleicht werden Sie es zudringlich finden, daß ich unter Umständen, wie die meinigen, mich an einen Unbekannten wende. Aber, ach, mein

Herr, wenn Sie die Verlassenheit wüßten in die ich gestürzt bin, wenn Sie einigen Begriff von der Unmenschlichkeit hätten, mit der man in Klöstern Fehltritte von einigem Aufsehen bestraft, Sie würden mich entschuldigen. Sie haben eine gefühlvolle Seele, die Sie besorgen lassen wird, daß Ihnen einst ein unschuldiges Geschöpf wieder vor das Gedächtniß kommen dürfte, welches ihr übriges Leben lang in einen tiefen Kerker geworfen wäre. Stehen Sie mir bey, mein Herr, stehen Sie mir bey! Der Dienst, den ich von Ihnen zu erwarten wage, und den es Ihnen leichter seyn wird, mir in der Provinz als in Paris zu erzeigen, wäre folgender. Es käme darauf an, durch Sie selbst, oder durch Ihre Bekanntschaften, in Caen oder anderwärts, eine Stelle einer Kammerfrau oder Haushälterin, oder auch nur eines bloßen Dienstmädchens, für mich aufzufinden. Wenn ich nur unbekannt bleibe, nur bey rechtschaffenen und eingezogenen Leuten lebe, so wird es mir auf den Lohn nicht ankommen. Nichts als

Brod und Wasser, und daß ich vor Nachforschungen sicher sey. Sie können sich darauf velassen, daß man mit meinen Diensten zufrieden seyn soll. Ich habe im elterlichen Hause arbeiten, und im Kloster gehorchen gelernt. Ich bin jung, bin von gefügigem Character, und einer guten Gesundheit. Wenn ich wieder zu meinen Kräften gelangt bin, so werde ich stark genug seyn, alle Arten von häuslichen Beschäftigungen abzuhalten. Ich verstehe zu sticken, zu nähen, und mit der Wäsche umzugehen, Da ich noch in der Welt lebte, machte ich meine Spitzen selbst zurecht, und ich werde Das bald wieder inne haben. Ich bin nicht ungeschickt, ich weiß mich in Alles zu finden. Müßte ich frisiren lernen, so fehlt es mir nicht an Geschmack, und ich würde leicht die Geschicklichkeit dazu erlangen. Ein erträglicher Dienst wo möglich, irgend ein Dienst, ist Alles was ich wünsche. Für meine Sitten können Sie Bürgschaft leisten; obgleich der Anschein vielleicht wieder mich seyn mag, mein Herr,

so bin ich doch fromm. Hinten im Garten des Hauses, das ich verlassen habe, war ein Brunnen, den ich oftmals darauf ansah, mich hineinzustürzen; alle meine Leiden würden zu Ende seyn, hätte Gott mich nicht zurückgehalten. Mein Herr, ach, daß ich nie wieder in dieses traurige Haus zurückkehren müsse! Erzeigen Sie mir den Dienst, um den ich Sie bitte. Es ist ein gutes Werk, an das Sie, so lange Sie leben, mit Selbstzufriedenheit zurückdenken werden, und das Gott Ihnen in dieser oder jener Welt belohnen wird. Vor allen Dingen, mein Herr, stellen Sie sich vor, daß ich in einer immerwährenden Angst lebe, und die Augenblicke, bis ich Ihre Antwort erhalte, zählen werde. Meine Anverwandten können nicht daran zweifeln, daß ich mich in Paris aufhalte; sie stellen sicherlich alle Arten von Nachforschungen an, mich zu entdecken. Lassen Sie ihnen nicht die Zeit, mich zu finden. Ich habe alle meine kleinen Habseligkeiten mit mir genommen. Ich erhalte mich von

meiner Hände Arbeit, und durch den Beystand einer würdigen Frau, die meine Freundin ist, und an die Sie Ihre Antwort richten können. Sie nennt sich Madame Madin, und wohnt in Versailles. Diese gute Freundin wird mich mit allem Nothwendigen für meine Reise versorgen, und wenn ich erst eine Stelle habe, werde ich nichts mehr bedürfen, und ihr nicht weiter zur Last fallen. Meine Aufführung, mein Herr, soll den Schutz rechtfertigen, den Sie mir angedeihen lassen werden. Was für eine Antwort ich auch von Ihnen erhalte, so werde ich mich doch nur über mein Schicksal beklagen.

Folgendes ist die Adresse der Madame Madin: An Madame Madin, nah am Pavillon von Bourgogne, in der Straße Anjou, zu Versailles.

Sie werden die Gewogenheit haben, zwey Umschläge um Ihre Antwort zu machen, eine mit jener Adresse auf dem ersten, und eine mit einem Kreuze bezeichnet auf dem zweiten.

O,

O, wie sehr wünsche ich, mein Herr, bald Ihre Antwort zu besitzen. Ich bin in beständiger Angst. Ihre dehmüthigste und gehorsamste Dienerin.

Unterzeichnet: Susanne de la Marre.

Wir bedurften einer Adresse um die Antwort zu erhalten, und wählten eine gewisse Madam Madin, die Frau eines ehemaligen Offiziers unter dem Fußvolke, die wirklich in Versailles sich aufhielt. Sie war in das Geheimniß unserer Schelmerey nicht eingeweiht, und wußte nichts von den Briefen, die wir sie in der Folge schreiben liessen, und zu denen wir uns der Hand eines andern jungen Frauenzimmers bedienten. Nur so viel war ihr gesagt worden, daß sie die mit dem Stempel: Caen bezeichneten Briefe annehmen, und mir zustellen sollte. Das Ohngefähr wollte nachher, daß Herr von Croismare bey seiner Zurückkunft nach Paris, etwa acht Jahre nach unsrer sündigen Handlung, wirklich eines Mor-

gens diese Madame Madin, bey einer unserer Freundinnen fand, die von der Verschwörung gewesen war. Das gab einen wahren Theaterstreich. Herr von Croismare hatte nichts Angelegentlicheres, als hunderterley Erkundigungen über eine Unglückliche einzuziehen, an der er so warmen Antheil genommen, und von der Madame Madin keine Sylbe wußte. Diese Scene veranlaßte auch unsre allgemeine Beichte, so wie unsre Verzeihung.

Antwort des Herrn Marquis von Croismare.

Mademoiselle, Ihr Brief ist an die Person gelangt, nach der Sie suchen. Sie haben sich über deren Gesinnung nicht geirrt; Sie können sogleich nach Caen abreisen, um Kammerfrau bey einem jungen Fräulein zu werden.

Ich wünsche, daß Ihre Freundin mir schreibe, sie schicke mir eine Kammerfrau, wie ich sie verlangen kann, mit einigem Lobe Ihrer Eigenschaften, ohne sich ausführlich über Ihren Stand einzulassen. Sie wird mir auch

den Nahmen anzeigen den Sie wählen, die Gelegenheit mit der Sie reisen, und wo möglich, den Tag Ihrer Ankunft. Nehmen Sie die Landkutsche nach Caen, so geht solche Montags ganz in der Frühe von Paris ab, und kommt Freytags hier an. Sie finden sie in Paris, in der Straße St. Denis, im großen Hirsch. Wäre bey Ihrer Ankunft in Caen Niemand gegenwärtig Sie zu empfangen, so melden Sie sich unterdessen in meinem Nahmen bey Herrn Gassion, dem königlichen Platze gegenüber. Da von beyden Seiten das Incognito von äußerster Nothwendigkeit ist, so bitte ich, daß Ihre Freundin mir diesen Brief zurückschicke, auf den Sie, ob er gleich nicht unterzeichnet ist, sich sicher verlassen können. Behalten Sie nur das Siegel davon; es wird Ihnen dazu dienen, daß die Person, an welche ich Sie in Caen addressire, Sie erkennt.

Befolgen Sie, Mademoiselle, genau und fleißig, was dieser Brief Ihnen vorzeichnet; und, um Alles mit der möglichsten Klugheit

einzurichten, so beschweren Sie sich weder mit Papieren noch Briefen, noch irgend andern Dingen, die Gelegenheit geben könnten Sie kenntlich zu machen; wir werden leicht Mittel finden, diese Sachen zu einer andern Zeit kommen zu lassen. Rechnen Sie mit vollkommenem Zutraun auf die guten Absichten Ihres Dieners.

Zu ... nahe bey Caen. Mittewoch, den 6. Februar 1760.

Dieser Brief war an Madame Madin addressirt. Auf dem innern Umschlag ein Kreuz, der Verabredung gemäß. Das Siegel stellte einen Amor vor, der in der einen Hand eine Fackel, in der andern zwey Herzen hielt, mit einem Sinnspruche, den man nicht lesen konnte, weil das Siegel bey Eröfnung des Briefes gelitten hatte. Es war natürlich, daß die Nonne, die den Amor nicht kannte, ihn für ihren Schutzengel hielt.

Antwort der Nonne an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, ich habe Ihren Brief erhalten. Mir ist schlimm, ich glaube, sehr schlimm gewesen. Ich bin äußerst abgemattet. Nimmt Gott mich zu sich, so werde ich unablässig für Ihr Heil beten; komme ich wieder auf, so werde ich Alles thun, was Sie mir befehlen. Mein theurer Herr! Würdiger Mann! Ich werde nie Ihrer Güte vergessen.

Meine würdige Freundinn wird von Versailles hieher kommen. Sie wird Ihnen Alles sagen.

Heute, am heiligen Sonntage, im Februar.

Ich werde das Siegel sorgfältig aufbewahren. Ich finde einen heiligen Engel darauf. Das sind Sie; Das ist mein Schutzengel!

Da Herr Diderot nicht hatte in die Versammlung der Gottlosen kommen können, so ward dieser Brief fortgeschickt, ohne daß er sein Wort dazu gegeben. Er war ihm nicht

zu Dank, er behauptete, der Brief würde unsere Verrätherey aufdecken: darin irrte er aber, und hatte, wie ich glaube, Unrecht. Um ihn indeß zu befriedigen, wurde in das Protocoll des gemeinschaftlichen Rathes unsers Schelmstücks folgende nicht abgeschickte Antwort eingeschrieben. Uebrigens war die Krankheit der Nonne, die wir erdichteten, uns unumgänglich nothwendig, um eine Verzögerung ihrer Abreise nach Caen zu rechtfertigen.

Auszug aus dem Protocoll.

Hier ist der Brief der abgeschickt ward; und hier der, welchen Schwester Susanne hätte schreiben sollen.

Mein Herr, ich danke Ihnen für Ihre Güte, ich muß mir aber jeden Wunsch aus den Gedanken schlagen, Alles ist für mich zu Ende. In einem Augenblicke werde ich vor dem Gott der Barmherzigkeit stehn; dort will ich mich Ihrer erinnern. Man berathschlagt sich darüber, ob man mir noch Einmal zur Ader las-

sen soll; sie mögen Alles verordnen was ihnen beliebt. Leben Sie wohl mein theuerster Herr. Ich hoffe, der Ort, wo ich hingelange, wird glücklich für mich seyn. Dort sehen wir uns dereinst.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Ich sitze zur Seite ihres Bettes, und sie dringt in mich, an Sie zu schreiben. Es ist aufs Aeußerste mit ihr gewesen, und mein Beruf, der mich an Versailles heftet, hat mir nicht erlaubt, ihr früher zu Hülfe zu kommen. Ich wußte, daß sie sehr schlecht, daß sie von aller Welt verlassen war, aber ich konnte nicht von Hause weg. Sie erachten leicht, mein Herr, daß sie viel gelitten hat. Sie hatte einen Fall gethan, den sie verhehlte. Plötzlich ward sie von einem heftigen Fieber ergriffen, das man nur durch Aderlässe hat dämpfen können. Ich glaube sie ausser Gefahr. Was mich jetzt beunruhiget, ist die Furcht, daß es

lange währen wird, ehe sie wieder auf die Beine kömmt; und daß sie vor einem Monat oder sechs Wochen nicht wird abreisen können; sie ist schon itzt so schwach, und wird es noch viel mehr werden. Suchen Sie also, mein Herr, Zeit zu gewinnen, und lassen Sie uns gemeinschaftlich daran arbeiten, das unglücklichste und anziehendste Geschöpf zu retten, das es auf Erden geben kann. Ich vermag Ihnen nicht zu beschreiben, welche Wirkung Ihr Brief auf sie hervorbrachte; sie hat viel geweint, sie hat die Adresse des Herrn Gassion hinter eine heilige Susanne in ihrem Gebetbuch geschrieben, und Ihnen hierauf, ungeachtet ihrer Schwäche, antworten wollen. Sie kam eben aus einer Crise; ich weiß nicht, was sie Ihnen gesagt haben mag, denn ihr armer Kopf war etwas irre. Um Vergebung, mein Herr, ich schreibe Dieses in Eile. Sie geht mir zu Herzen, ich möchte sie nicht verlassen, aber es ist mir unmöglich mehrere Tage hinter einander bey ihr zu bleiben. Hier ist der

Brief zurück, den Sie ihr geschrieben haben. Ich lasse noch einen andern abgehen, ohngefähr so eingerichtet, wie Sie ihn verlangen. Ich rede darin von keinen angenehmen Kunstfähigkeiten, dergleichen Gaben sich für den Stand, in den sie eintreten wird, nicht schicken; denen sie, deucht mich, ganz und gar entsagen muß, wenn sie unbekannt bleiben will. Uebrigens ist Alles, was ich von ihr darin behaupte, wahr. Nein, mein Herr, es kann keine Mutter geben, die nicht entzückt seyn müßte, sie zum Kinde zu haben. Meine erste Sorge, wie Sie leicht denken können, ist gewesen, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn; und Das ist mir gelungen. Ich werde mich nicht entschließen sie reisen zu lassen, bis ihre Gesundheit ganz wieder hergestellt ist; das kann aber unter sechs Wochen wohl nicht seyn, wie ich bereits die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen; und noch dazu muß dann kein neuer Anfall kommen. Sie bewahrt das Siegel Ihres Briefes auf; es liegt in ihrem Gebetbuche,

und unter ihrem Kopfkissen. Ich habe ihr nicht sagen dürfen, daß es nicht Ihr Siegel sey; ich hatte, als ich Ihre Antwort aufmachte, es zerrissen, und meines dafür an die Stelle gedruckt: in dem bedenklichen Zustande, in dem sie war, durfte ich ihr Ihren Brief nicht schikken, ohne ihn zu lesen. Ich unterstehe mich, mir für sie ein Wörtchen von Ihnen auszubitten, das sie bei ihren Hofnungen erhalte; es sind die einzigen, die sie hat, und ich möchte für ihr Leben nicht stehen, wenn sie zu Grunde gingen. Hätten Sie die Güte, mir insbesondere, ein wenig von dem Hause zu sagen, in das sie eintreten wird, so würde ich mich dieser Nachricht bedienen, sie zu beruhigen. Seyn Sie unbesorgt für Ihre Briefe, sie sollen Ihnen alle eben so pünktlich, wie der erste, zurückgeschickt werden; verlassen Sie sich auf den Antheil, den ich selbst daran nehme, daß Nichts Unvorsichtiges vorgehe. Uebrigens werden wir uns in Allem in Ihren Willen fügen, Sie müßten denn selbst Ihre Einrich-

tungen abändern. Leben Sie wohl, mein Herr. Die theure Unglückliche betet zu Gott für Sie, jeden Augenblick wo ihr Kopf es ihr erlaubt.

Ich erwarte, mein Herr, Ihre Antwort. Die Addresse bleibt, beym Pavillon von Bourgogne, in der Straße Anjou, in Versailles.

Den 16 Februar 1760.

Zeigbarer Brief von Madame Madin, so wie der Herr Marquis von Croismare ihn verlangt hatte.

Mein Herr, die Person, die ich Ihnen vorschlage, nennt sich Susanne Saulier. Ich liebe sie, als ob sie mein Kind wäre; unterdeß können Sie Alles, was ich Ihnen von ihr sagen will, buchstäblich als wahr annehmen, weil zu übertreiben nicht in meinem Character liegt. Sie ist eine vater- und mutterlose Waise, stammt von guten Eltern, und ihre Erziehung ist nicht vernachlässigt. Sie versteht sich auf alle kleinen Handarbeiten, die man lernt, wenn man natürliche Geschick-

lichkeit besitzt, und sich gern beschäftigen mag; sie spricht wenig, aber ziemlich gut; sie schreibt natürlich. Wenn die Person, für die sie bestimmt ist, sich vorlesen lassen mag, so liest sie vortreflich. Sie ist weder groß noch klein. Ihr Wuchs ist angenehm; was ihre Physiognomie betrift, so muß ich sagen, daß ich nicht leicht eine anziehendere gesehen habe. Man wird sie vielleicht ein wenig jung finden, denn ich glaube nicht, daß sie volle zwey und zwanzig Jahr hat; aber, fehlt ihr auch die Erfahrung, die erst mit dem Alter kömmt, so hat sie solche übrigens, durch die Erfahrung des Unglücks ersetzt. Sie ist sehr zurückhaltend und besitzt keine gemeine Urtheilskraft. Ich bürge für die Unschuld ihrer Sitten. Sie ist fromm, aber nicht abergläubisch. Sie ist unbefangenes Characters, von sanfter Fröhlichkeit, und weiß Nichts vonLaune. Ich habe zwey Töchter: verhinderten nicht besondre Umstände Mademoiselle Saulier in Paris zu bleiben, so würde ich keine andre Hofmeisterin für sie

suchen; ich werde eine so gute Person schwerlich auftreiben. Ich kenne sie von Kindesbeinen an; und habe sie nicht aus dem Gesichte verlohren. Sie wird gut ausgestattet von hier abgehen. Ich übernehme die kleinen Ausgaben für ihre Reise, und sollte es seyn daß man sie mir wieder zurückschickte, selbst die für ihre Rückreise; es ist das Wenigste, was ich für sie thun kann. Sie ist nie aus Paris gekommen, sie weiß nicht wohin sie geht, es ist ihr als ob sie aus der Welt sollte, ich habe alle mögliche Mühe ihr Trost einzusprechen. Ein Wort von Ihnen, mein Herr, über die Herrschaft der sie angehören, über das Haus das sie bewohnen, und über die Pflichten die sie zu erfüllen haben wird, wird mehr über ihren Geist ausrichten, als alle meine Reden. Bäte ich nicht zu viel, wenn ich Ihre Gefälligkeit darum ersuchte? Ihre ganze Furcht ist, daß sie nicht gefallen dürfte; das arme Kind kennt sich gar wenig.

Ich habe die Ehre mit allen Empfindun-

gen die Sie, mein Herr, verdienen, zu seyn, Ihre gehorsamste Dienerin,

Moreau Madin.

Paris, den 16. Februar 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croismare, an Madame Madin.

Madame, ich habe vor zwey Tagen einige Zeilen erhalten, die mir das Uebelbefinden der Demoiselle *** berichten. Ihr unglückliches Schicksal geht mir sehr nah, ihr Gesundheitszustand bekümmert mich. Ich bitte mir von Ihnen zur Beruhigung aus, daß Sie die Güte haben mögen mich von ihrem Befinden zu unterrichten, mir zu sagen, wozu sie sich zu entschließen gedenkt, kurz, daß Sie mich auf den Brief Antwort erhalten lassen, den ich an sie geschrieben habe. Ich darf Alles von Ihrer Gefälligkeit und von dem Antheil hoffen, den Sie an ihr nehmen.

Ihr gehorsamster ꝛc.

Caen, den 17 Februar 1760.

Noch ein Brief des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Ich war, Madame, bereits ungeduldig, als glücklicherweise Ihr Brief anlangte, und meine Unruhe über den Zustand der Mademoiselle *** unterbrach. Sie sagen mir, daß sie ausser Gefahr und in Sicherheit vor Nachforschungen ist. Ich schreibe an sie, und ausserdem bitte ich Sie noch, sie vollkommen wegen der Fortdauer meiner Gesinnungen gegen sie zu beruhigen. Ihr Brief hatte Eindruck auf mich gemacht, und in der Verlegenheit, in der ich sie sah, glaubte ich nichts Besseres thun zu können, als sie in Verbindung mit meinem eignen Hause zu setzen, und sie bey meiner Tochter anzubringen, die, unglücklicherweise keine Mutter mehr hat. Das wäre also, Madame, das Haus, was ich ihr bestimme. Ich bin meiner selbst gewiß, und versichert ihre Leiden versüßen zu können, ohne ihrem Geheimnisse zu nahe zu treten, eine Sache, die in andern Händen vielleicht mißlicher seyn

dürfte. Ihr Zustand geht mir sehr nah, und ich muß höchlich bedauern, daß meine Vermögensumstände mir nicht erlauben, Alles für sie zu thun was ich wünschte. Was soll man aber anfangen, wenn uns die Nothwendigkeit Gesetze vorschreibt? Ich wohne zwey Meilen von der Stadt, auf einem ziemlich angenehmen Landsitze, wo ich sehr einsam, mit meiner Tochter und meinem ältesten Sohn, einem Jünglinge voll Empfindung und Gottesfurcht, lebe; den ich gleichwohl über das, was Mademoiselle ***s Schicksal betrift, in Unwissenheit lassen werde. Meine Bedienten sind mir seit langer Zeit zugethan, so daß Alles still und schlicht bey mir zugeht. Ich setze noch hinzu, daß die Stelle, welche ich ihr vorschlage, für sie nur ein Nothbehelf seyn soll; findet sie etwas Besseres, so bin ich keinesweges gesonnen, ihr durch irgend eine Verbindlichkeit Zwang aufzulegen; aber sie kann versichert seyn, daß sie in mir stets eine gewisse Hülfe finden wird. Ich wünsche daher, daß sie völ-

lig

lig ohne Sorgen, und nur auf die Wiederherstellung ihrer Gesundheit bedacht sey. Ich werde sie erwarten; und während der Zeit soll es mich freuen, öfters Nachrichten von ihr zu erhalten.

Ich habe die Ehre zu seyn, Madame,
Ihr gehorsamster und unterthänigster Diener.

Caen, den 21 Febr. 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croismare, an Schwester Susanne. (Auf dem Umschlage war ein Kreuz.)

Niemand, Mademoiselle, kann empfindlicher gegen den Zustand seyn, in dem Sie sich befinden, als ich. Ich kann nicht umhin, immer mehr Antheil an Ihnen zu nehmen, und darauf zu denken, Ihnen einigen Trost gegen das unglückliche Schicksal zu verschaffen, das Sie verfolgt. Beruhigen Sie sich, gelangen Sie wieder zu Kräften, und rechnen Sie stets mit vollkommenem Zutrauen auf meine Gesinnungen. Nichts beschäftige Sie jetzt mehr als die Sorge Ihre Gesundheit wiederherzu-

stellen, und unbekannt zu bleiben. Wäre es mir möglich, Ihr Schicksal Ihnen angenehmer zu machen, so würde ich es thun; allein Ihre besondere Lage schreibt mir Zwang vor, und ich kann nur über die harte Nothwendigkeit seufzen. Die Person, der ich Sie bestimme, ist mir die liebste auf der Welt, und ich bin es selbst dem Sie hauptsächlich für Etwas einstehen müßen. Folglich werde ich alle mögliche Sorge tragen, Ihnen die kleinen von dem Stande, welchen Sie erwählen, unzertrennlichen Beschwerlichkeiten zu erleichtern. Sie werden mir Ihr Zutrauen schuldig seyn; ich werde mich ganz auf Ihre Bemühungen verlassen. Diese Versicherung muß Sie beruhigen, und Ihnen meine Art zu denken, so wie die aufrichtigste Ergebenheit beweisen, mit der ich bin, Mademoiselle, Ihr ꝛc.

Caen den 21 Febr. 1760.

Ich schreibe zugleich an Madame Madin, die Ihnen noch mehr wird sagen können.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, die Genesung unsrer lieben Kranken ist gewiß. Kein Fieber, kein Kopfweh ist mehr vorhanden, Alles kündigt das schnellste Aufkommen und eine baldige Wiederherstellung ihrer Gesundheit an. Die Lippen sind noch ein wenig blaß; aber die Augen gewinnen wieder Glanz. Die Farbe fängt von neuem an, auf ihren Wangen zu erscheinen; ihr Fleisch hat schon wieder Geschmeidigkeit, und wird bald zur Festigkeit gelangen; Alles geht besser, seitdem ihr Geist Ruhe genießt. Jetzt erst fängt sie an, mein Herr, den Werth Ihres Wohlwollens ganz zu empfinden, und Nichts ist rührender, als die Art wie sie sich darüber ausdrückt. Ich wünschte Ihnen Alles darstellen zu können, was zwischen ihr und mir vorfiel, als ich ihr Ihren letzten Brief überbrachte. Sie nahm ihn, die Hände zitterten ihr, sie hatte Mühe zu athmen indem sie ihn las, bey jeder Zeile hielt sie ein, und

nachdem sie damit durch war, warf sie sich mir um den Hals, weinte ihre heissen Thränen, und sagte zu mir: „Nun wohl, Madame Madin, Gott hat mich also doch nicht „verlassen, er will endlich, daß ich glücklich „werde. Gott selbst hat mir den Gedanken „eingegeben, mich an den theuren Herrn zu „wenden; wer anders in der Welt, würde „Mitleiden mit mir gehabt haben? Lassen „Sie uns den Himmel für diese erste Gnade „danken, damit er uns noch Andre beschere." Hierauf richtete sie sich in ihrem Bette auf, und fing an zu Gott zu beten; dann kam sie wieder auf einige Stellen Ihrer Briefe zurück, und sagte: „Seine Tochter vertraut er „mir! Ach Mama, sie wird ihm gleichen, sie „wird sanft, wohlthätig, empfindsam seyn wie „Er!" Hier hielt sie aufs neue ein, und sagte mit einiger Besorgniß: „Sie hat keine Mutter mehr! Wie bedaure ich, daß ich nicht die „Erfahrung besitze, die mir nothwendig wäre. „Ich weiß Nichts; aber ich will mein Bestes

„thun; Morgens und Abends werde ich mich „daran erinnern, was ich ihren Vater schul„dig bin; die Dankbarkeit kann manchen „Mangel ersetzen. Werde ich noch lange krank „seyn? Wenn wird man mir wieder erlau„ben, zu essen? Ich fühle von meinem Falle „Nichts mehr, gar Nichts mehr." Ich erzähle Ihnen diese Kleinigkeiten, mein Herr, weil ich hoffe, daß sie Ihnen gefallen werden. Es war in ihrer Rede, und in ihren Handlungen so viel Unschuld und Eifer, daß ich darüber ausser mir war. Ich weiß nicht was ich darum gäbe, Sie hätten sie hören können. Nein, mein Herr, ich verstehe mich auf Nichts, oder Sie werden ein einziges Geschöpf an ihr haben, das ein Segen für Ihr Haus werden wird. Was Sie die Güte haben, mich von Ihnen, von Ihrer Demoiselle Tochter, von Ihrem Herrn Sohn, von Ihrer Lage, wissen zu lassen, stimmt vollkommen mit ihren Wünschen überein. Sie bleibt bey ihren ersten Vorschlägen, die sie Ihnen gethan hat. Sie ver-

langt Nichts als Nahrung und Kleidung, und Sie können sie beym Wort halten, wenn es Ihnen gefällt; ob ich gleich nicht reich bin, so soll das Uebrige meine Sorge seyn. Ich liebe das gute Kind, ich habe sie in meinem Herzen an Kindesstatt angenommen, und das Wenige, was ich bey meinen Lebzeiten für sie thun kann, soll ihr nach meinem Tode fortgesetzt werden. Ich verhehle Ihnen nicht, daß die Worte: „ihr Nothbehelf seyn, und daß „ihr freystehen solle etwas besseres anzuneh„men, wenn sie solches findet,“ ihr schmerzhaft gewesen sind; und es war mir nicht leid dieß Zartgefühl an ihr zu finden. Ich werde nicht unterlassen, Sie von den Fortschritten ihrer Genesung zu benachrichtigen; allein ich habe einen großen Entwurf, von dem ich nicht verzweifele, daß er mir, bis dahin wo sie wieder hergestellt seyn wird, gelingen soll, wenn Sie mich an irgend Jemanden Ihrer Freunde addressiren können, deren Sie hier viele haben müssen. Es käme darauf an, einen ver-

ständigen, verschwiegenen, gewandten Mann, von nicht zu hohem Stande und Würden zu finden, der durch sich, oder seine Freunde, einigen Großen nahe stände, die ich ihm nennen wollte, und am Hofe Zutritt hätte, ohne zum Hofe zu gehören. Wie ich mir die Sache ausgedacht habe, würde er nicht mit ins Geheimniß gezogen, würde uns dienen, ohne zu wissen worin. Wenn mein Versuch auch fruchtlos bliebe, würden wir doch wenigstens den Vortheil daraus ziehen, die Meinung veranlaßt zu haben, sie befinde sich in einem fremden Lande. Können Sie mich an Jemanden addressiren, so bitte ich Sie, mir die Person zu nennen, mir ihre Wohnung anzuzeigen, und nachher an dieselbe zu schreiben: eine Madame Madin, die Sie seit langer Zeit kennten, würde zu ihr kommen, und sie um einen Dienst ansprechen, Sie bäten sie, sich ihrer anzunehmen, wenn die Sache thunlich wäre. Wissen Sie Niemanden, so muß ich mich darüber zufrieden geben; sehen Sie aber,

doch zu, mein Herr. Uebrigens bitte ich Sie, auf den Antheil zu rechnen, den ich an unsrer Unglücklichen nehme, und auf einige Klugheit, die mich die Erfahrung hat erwerben lassen. Die Freude, welche Ihr letzter Brief ihr verursacht hat, hat ihr den Puls etwas in die Höhe getrieben, unterdeß wird es Nichts zu bedeuten haben.

Ich habe die Ehre, mit den ehrerbietigsten Gesinnungen, zu seyn, mein Herr, Ihre ꝛc.

Moreau Madin.

Paris, den 3 März 1760.

Madame Madins Gedanke, sich an einen Freund des edelmüthigen Beschützers der Schwester Susanne addressiren zu lassen, war eine Eingebung des Satans, wodurch seine Werkzeuge allmählich ihren Freund aus der Normandie nach Paris zu locken, und zu vermögen hofften, sich an mich zu wenden, und mich in das Geheimniß der ganzen Sache zu ziehn. Dieß glückte auch vortreflich; wie Sie

aus dem Verfolge dieses Briefwechsels ersehen werden.

Brief der Schwester Susanne an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, Madame Madin hat mir die zwey Antworten zugestellt, mit denen Sie mich beehrt haben, und mir auch den Brief mitgetheilt, welchen Sie an sie geschrieben. Ich nehme an, ich nehme an! Die Stelle ist hundertmal besser, als ich sie verdiene, ja hunderttausendmal besser! Ich habe so wenig die Welt gesehen, ich besitze so wenig Erfahrung, ich fühle wie viel mir abgeht, um Ihrem Zutraun zu entsprechen; allein ich hoffe Alles von Ihrer Nachsicht, von meinem Eifer, und von meiner Erkenntlichkeit. Meine Stelle wird mich bilden, und Madame Madin sagt, Das sey besser, als wenn ich für meine Stelle schon gebildet wäre. Mein Gott! wie wünsche ich doch, bald wieder hergestellt zu seyn, um mich meinem Wohlthäter zu Füßen zu

werfen, und ihm bey seiner lieben Tochter in Allem dienen zu können, was von mir abhängen wird! Man sagt mir, Das würde nicht leicht vor einem Monat geschehen können. Nicht vor einem Monat? Das ist eine lange Zeit! Mein theurer Herr, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Ich fühle mich kaum vor Freude; aber man will nicht daß ich schreiben soll, man hält mich vom Lesen ab, man schränkt mich aufs Bett ein, man ertränkt mich mit Ptisanen, man läßt mich Hungers sterben, und Alles Das, heißt es, geschieht zu meinem Besten. Gott sey gelobt! Unterdeß gehorche ich ihnen doch sehr ungern.

Ich bin mit einem dankbaren Herzen, mein Herr, Ihre ꝛc.

Susanne Saulier.

Paris, den 3 März 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Etwas Unpäßlichkeit, woran ich seit einigen Tagen leide, hat mich verhindert, Ihnen, Ma-

dame, früher zu antworten, und Ihnen das Vergnügen zu bezeigen, mit dem ich die Genesung der Demoiselle Saulier erfahre. Ich wage zu hoffen, daß Sie bald die Güte haben werden, mich von ihrer vollkommnen Wiederherstellung zu benachrichtigen, der ich mit warmen Verlangen entgegen sehe. Es thut mir aber sehr leid, Nichts zu der Ausführung des Entwurfs beytragen zu können, den Sie sich für ihr Bestes ausgedacht haben, und den ich, auch ohne ihn zu kennen, nicht anders als sehr gut finden kann, da ich von der Klugheit, mit der Sie zu Werke gehen werden, so wie von Ihrer Theilnahme, überzeugt bin. Ich habe nur sehr wenige Bekanntschaften in Paris, und mit sehr wenigen Personen, die ebenfalls nicht mehr Bekanntschaften besitzen, als ich. Solche Gönner, wie Sie wünschen, sind nicht leicht zu finden. Fahren Sie fort, ich bitte Sie, mir Nachrichten über Mademoiselle Saulier zu geben, indem Alles, was sie angeht, mir immer sehr theuer seyn wird.

Ich habe die Ehre zu seyn, Madame, Ihr rc. rc.

Den 13. März 1760.

Antwort der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, ich habe vielleicht einen Fehler begangen, daß ich mich nicht deutlicher über den Entwurf ausdrückte, den ich im Sinne hatte; allein ich war damals zu eilfertig, die Sache beschleunigt zu sehen. Folgendes also geht mir durch den Kopf. Erstlich müssen Sie wissen, daß der Cardinal Fleury die Familie meiner jungen Freundin beschützte. Diese verlohr sehr viel bey seinem Tode, und vorzüglich meine Susanne, die ihm in ihrer ersten Jugend vorgestellt war. Der alte Cardinal liebte hübsche Kinder. Die Annehmlichkeit meiner Kleinen war ihm aufgefallen, so daß er es übernommen hatte, für sie zu sorgen. Als er aber nicht mehr lebte, verfügte man über sie, wie Sie wissen, und die Beschützer glaubten Alles

gethan zu haben, wenn sie die beyden jüngeren Töchter an zwey ihrer Creaturen verheiratheten. Einer dieser Beschützer hat eine ansehnliche Bedienung zu Alby; der Andere ist bey der Steuereinnahme zu Castries, drey Meilen von Montpellier angesetzt. Es sind harte Leute; allein ihre Umstände hängen lediglich von Denen ab, die ihr Glück gemacht haben. Mir fiel ein, daß wenn man bey der Marquise von Castries, die eine geborne Fleury ist, und sich angelegentlich für den Prozeß meines Kindes verwandt hat, einigen Zutritt gewinnen könnte, um ihr die traurige Lage einer, in einem fremden und fernen Lande, allen Folgen des Elends ausgesetzten jungen Person zu beschreiben, diese Dame, von der man sagt, daß sie mitleidig sey, vielleicht bey ihrem Manne, oder ihrem Bruder, dem Herzoge von Fleury, wirksam seyn würde; so daß wir vielleicht, durch deren Vermittlung, ihren beyden Schwägern, die alles Vermögen ihres väterlichen Hauses verschluckt haben, und eben nicht darauf bedacht

sind ihr beyzuspringen, ein kleines Jahrgehalt abdringen könnten. Wirklich, mein Herr, wäre dieß wohl der Mühe werth, daß wir Beyde noch einmal darüber nachdächten; überlegen Sie es. Mit diesem kleinen Jahrgehalt, das ich ihr zudenke, und dem was sie von Ihrer Güte hätte, würde ihr jetzt wohl, und für die Zukunft nicht übel seyn; und ich könnte sie ohne Besorgniß abreisen sehen. Aber ich kenne weder den Herrn Marquis von Castries, noch seine Frau Gemahlin, noch irgend Jemanden, der um sie ist; und das gute Kind war es selbst, das mir an die Hand gab, mich an Sie zu wenden. Uebrigens kann ich Ihnen nicht sagen, daß es mit ihrer Genesung sehr vorwärts ginge. Sie hatte sich, wie ich Ihnen geschrieben zu haben glaube, oberhalb den Lenden Schaden zugefügt; der Schmerz von diesem Falle, der sich zu zertheilen anfing, hat sich von neuem eingestellt; es ist ein Zufall, der verschwindet und wiederkommt. Er wird von einem kleinen innerlichen Schauder begleitet,

im Pulse zeigt sich indessen nicht das geringste Fieber, gleichwohl schüttelt der Arzt den Kopf, und macht ein Gesicht, das mir nicht gefällt. Sie wird nächsten Sonntag in die Messe gehen; sie wills, und ich habe ihr eben eine große Kappe zugeschickt, in der sie sich bis an das Kinn verhüllen, und, wie ich glaube, eine halbe Stunde ohne Gefahr in einer Unterkirche des Stadtviertels zubringen kann. Sie seufzt nach den Augenblick ihrer Abreise, und ich bin gewiß, daß sie von Gott Nichts inbrünstiger erflehen wird, als daß er ihre Genesung vollende, und ihr die Güte ihres Wohlthäters erhalte. Findet sie sich im Stande, zwischen Östern und Quasimodogeneti abzureisen; so werde ich nicht ermangeln, Sie vorher davon zu benachrichtigen. Uebrigens, mein Herr, wird ihre Abwesenheit mich nicht abhalten, für sie wirksam zu seyn, wenn ich unter meinen Bekannten Jemanden aufspüre, der Etwas bey der Frau von Castries oder ihrem Herrn Gemahl vermag.

Ich bin mit einer gränzenlosen Erkenntlichkeit für sie und mich, mein Herr, Ihre ꝛc.

Moreau Madin.

Versailles, den 25 März 1760.

N. S. Ich habe ihr untersagt an Sie zu schreiben, aus Furcht Ihnen lästig zu werden; nur diese einzige Betrachtung vermag sie davon abzuhalten.

Brief des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Madame, Ihr Entwurf zum Besten der Mademoiselle Saulier scheint mir sehr löblich, und gefällt mir um so viel mehr, je eifriger ich wünsche, ihr in ihrem Unglück einen etwas erträglichen Zustand versichert zu sehen. Ich gebe die Hofnung noch nicht auf, einen Freund zu finden, der für sie bey der Frau Marquise von Castries wirken könne, allein es erfordert Zeit und Vorsicht; sowohl, damit die Ruchtbarwerdung des Geheimnisses vermieden werde, als auch, damit man sich von der Verschwiegenheit

genheit der Personen versichere, an die ich mich zu wenden gedenke. Ich will Dieß nicht aus den Augen verlieren. Unterdessen wenn Mademoiselle Saulier bey ihrem Entschlusse beharre, und ihre Gesundheit genugsam hergestellt ist, so muß Nichts sie abhalten abzureisen; sie wird mich immer in derselben Gesinnung antreffen, die ich ihr bezeigt habe, und denselben Eifer bey mir finden, ihr, wo möglich, die Bitterkeit ihres Schicksals zu versüßen. Die Lage meiner Geschäfte und die theure Zeit nöthigen mich, sehr eingezogen mit meinen Kindern auf dem Lande zu leben, um ein wenig zu sparen; wir sind also hier ganz einfach. Deshalb wird auch Mademoiselle Saulier jeder Ausgabe für Kleidung überhoben seyn können, die mehr als gewöhnlich sauber und kostbar wäre; das Alltägliche reicht hier zu Lande zu. Auf diesem Landsitze, und in diesem einfachen und gleichförmigen Zustande wird sie mich finden; auch hoffe und wünsche ich, sie wird, ohnerachtet der ängstlichen Vor-

sicht, die ich ihrentwegen zu beobachten genöthigt seyn werde, einige Annehmlichkeit und Vergnügen hier antreffen. Sie werden die Güte haben, Madame, mich von ihrer Abreise zu benachrichtigen. Da ich besorge, sie könnte vielleicht die Adresse verlohren haben die ich ihr schickte, so wiederhohle ich sie: bey Herrn Gassion, dem königlichen Platze gegenüber, zu Caen. Bin ich indeß zeitig genug vom Tage ihrer Ankunft unterrichtet, so wird sie Jemanden daselbst antreffen, der sie hieher bringen soll, ohne daß sie sich aufzuhalten braucht.

Ich habe die Ehre zu seyn, Ihr ꝛc.

Den 31 März 1760.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Wenn sie bey ihrem Entschlusse beharrt? Mein Herr, vermögen Sie daran zu zweifeln? Was kann sie Besseres thun, als glückliche und ruhige Tage bey einem rechtschaffenen

Mann und einer redlichen Familie zuzubringen? Ist sie nicht höchst glücklich, daß Sie sich ihrer angenommen haben; und wo sollte sie denn hin, wenn der Zufluchtsort, welchen Sie den Edelmuth gehabt anzubieten, ihr fehl schlüge? Dieß, mein Herr, sind ihre eigenen Worte, ich wiederhole sie Ihnen blos. Sie bestand immer darauf, am Ostertage in die Messe zu gehen; es geschah wider meinen Rath, aber es bekam ihr übel. Sie kehrte mit Fieber aus der Kirche zurück, und seit dem unglücklichen Tage, hat sie sich nicht wohl befunden. Mein Herr, ich werde sie Ihnen nicht zuschicken, bis sie vollkommen gesund ist. Sie fühlt jetzt oberhalb der Hüfte Hitze an dem Flecke, wo sie sich im Fallen Schaden zugefügt hat; ich habe ihn eben angesehen, kann aber Nichts gewahr werden. Allein ihr Arzt sagte mir gestern, wie wir von ihr herunterkamen, es zeigt sich da ein Geschwulst; man müßte warten, um zu sehen was daraus werden würde. Unterdessen fehlts

ihr nicht an Eßlust, sie schläft auch, und ihre Völligkeit behält sie bey. Nur finde ich abwechselnd ein wenig mehr Röthe auf ihren Wangen, und mehr Lebhaftigkeit in den Augen, als mir natürlich zu seyn scheint. Und dann äußert sich manche kleine Ungeduld, die mich sehr quält. Sie steht auf, sie versucht zu gehen, aber wenn sich nur ein wenig auf die leidende Seite neigt, so thut sie einen scharfen Schrey, der mir das Herz durchbohrt. Troz dem hoffe ich doch; und habe die Zeit benutzt, ihre kleine Mitgift zurechtzumachen.

Es ist ein Rock von englischem Kalmank, den sie bis ans Ende der heissen Sommertage einzeln tragen, und im Winter noch einen andern von blauem Wollenzeuge, den sie jetzt trägt, darunter anziehen kann.

Funfzehn Hemden, mit Streifen von Battist, oder von Musselin. Um die Mitte des Junius werde ich ihr noch zu sechs andern Zeug schicken, in einem Stück Leinwand, das jetzt in Senlis für mich gebleicht wird.

Verschiedene weisse Unterröcke, wovon zwey mein eigen sind, von Basin, mit Musselin besetzt.

Zwey dergleichen, die ich für meine jüngste Tochter hatte machen lassen, und von denen sich gefunden hat, daß sie ihr vortreflich paßen. Diese werden ihr zum Morgenanzuge im Sommer gut dienen können.

Einige Corsetten, Schürzen und Halstücher.

Zwey Dutzend Schnupftücher.

Verschiedene Nachthauben.

Sechs Tagdormeusen mit Streifen. Acht Paar Handkrausen mit einfachen, und drey Paar mit doppelten Spitzen.

Sechs Paar feine baumwollene Strümpfe.

Das ist Alles, was in meinem Vermögen gestanden hat, für sie zu thun. Ich brachte es ihr am Tage nach dem Feste; ich bin nicht im Stande Ihnen zu sagen, mit welcher Dankbarkeit sie es annahm. Bald sah sie ein Stück an, bald versuchte sie ein andres, ergriff

meine Hände und küßte sie. Aber sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, als sie das Leibchen meiner Tochter sah. Ey, sagte ich zu ihr, warum weinen Sie denn? Sind Sie denn nicht immer mein Kind gewesen? Es ist wahr! antwortete sie mir, darauf fuhr sie fort: „Jetzt, da ich glücklich zu werden hoffe, „deucht es mir doch, daß es mir leid thun „sollte zu sterben. Mama, wird denn diese „Hitze in der Seite nicht bald wieder wegge„hen? Wie? wenn man einen Umschlag dar„auf legte?“ Es freut mich herzlich, mein Herr, daß Sie meinen Entwurf nicht misbilligen, und daß Sie einigen Schimmer von Möglichkeit sehen, ihn gelingen zu machen. Ich überlasse Alles Ihrer Klugheit; aber ich glaube Sie benachrichtigen zu müssen, daß der Herr Marquis von Castries den Feldzug mitmachen wird, und also bald abreist; daß Frau von Castries auf ihr Landgut geht, und wir ihr dann acht Monate lang aus der Kunde kommen. Hier zu Lande rauscht jeder Ein-

druck der Theilnahme leicht vorüber; man spricht schon wenig mehr von uns, bald wird man gar nicht mehr von uns sprechen. Fürchten Sie nicht, daß die Adresse, die Sie ihr geschickt haben, ihr abhanden gekommen sey. Sie macht nie ihr Gebetbuch auf um zu beten, ohne sie anzusehen; sie würde eher ihren Nahmen Saulier, als Herrn Gassions Nahmen vergessen. Ich fragte sie: ob sie nicht an Sie schreiben wollte; sie antwortete mir, sie hätte einen langen Brief an Sie angefangen, der Alles enthalten würde, was sie nicht umhin könnte Ihnen zu sagen, wenn Gott ihr die Gnade erzeigte, sie wieder aufkommen zu lassen, und zu Ihnen zu bringen; sie hätte aber eine innere Ahndung, daß sie Sie nie sehen würde. „Es dauert zu lange, Mama, fügte „sie hinzu, weder Ihre noch seine Güte wird „mir zu statten kommen; entweder wird der „Herr Marquis seine Gesinnung ändern, oder „ich werde abscheiden müssen.“ Was für thörigte Gedanken! sagte ich zu ihr. Wissen

Sie wohl, daß wenn Sie sich mit solchen traurigen Vorstellungen beschäftigen, das, was Sie fürchten, Ihnen begegnen wird? Sie antwortete: „Gottes Wille geschehe!“ Ich bat sie, mir zu zeigen, was sie an Sie geschrieben hätte; ich erschrack davor, es ist ein Band. Ja! Das, sagte ich zürnend zu ihr, Das bringt Sie ums Leben. Sie antwortete: „Womit „wollen Sie, daß ich mich beschäftigen soll? „Entweder bin ich traurig, oder ich empfinde „Langeweile.“ — Und wann haben Sie das Alles zusammkritzeln können? — „Ein Bischen jetzt, „und denn wieder ein Bischen ein andermal. „Ich mag nun leben bleiben oder sterben, so „will ich daß man wissen soll, was ich Alles „gelitten habe.“ — Ich habe ihr verboten, mit dem Schreiben fortzufahren. Ihr Arzt hat das Nämliche gethan. Ich ersuche Sie, mein Herr, Ihr Ansehen mit meinen Bitten zu vereinigen; sie betrachtet Sie als ihren theuern Herrn, ich bin gewiß sie wird Ihnen gehorchen. Unterdeß, da ich begreife, daß die Stunden ihr

sehr lang seyn müssen, und daß sie Beschäftigung nöthig hat, wärs auch nur um sie abzuhalten daß sie nicht in Träumereyen versinke, und sich dem Kummer überlasse, so habe ich ihr einen Nährahmen geschickt, und ihr vorgeschlagen, eine Weste für Sie zu sticken. Das hat ihr ausserordentlich gefallen, und sie hat sich sogleich ans Werk begeben. Wollte Gott, daß sie nicht Zeit hätte, es hier zu vollenden! Ein Wörtchen, wenn es Ihnen gefällt, ihr zu verbieten, daß sie nicht zuviel schreibe und arbeite. Ich hatte mir vorgesetzt noch diesen Abend nach Versailles zurückzukehren, aber ich bin unruhig; dieser Ansatz von Geschwulst geht mir im Kopfe herum, und ich will morgen bey ihr seyn, wenn ihr Arzt wiederkommen wird Unglücklicherweise glaube ich an die Ahndungen der Kranken; man fühlt sie. Als ich Herrn Madin verlohr, versicherten mich alle Aerzte er würde durchkommen, er selbst aber sagte er würde es nicht, und der arme Mann behielt nur allzusehr Recht. Ich werde bleiben, und

die Ehre haben an Sie zu schreiben. Müßte ich sie verlieren, ich glaube, ich würde mich niemals darüber zufrieden geben. Sie, mein Herr, wären dann sehr glücklich, sie nicht gesehen zu haben. Jetzt fühlen die Elenden, die sie zwangen zu entfliehn, den Verlust den sie an ihr erlitten, aber es ist zu spät.

Ich habe die Ehre, mit allen Empfindungen der Ehrerbietung und Erkenntlichkeit für sie und für mich, zu seyn, mein Herr, Ihre ꝛc.

Moreau Madin.

Paris, den 13 April 1760.

Antwort des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Ich theile, Madame, mit wahrer Empfindung, Ihre Unruhe über die Krankheit der Mademoiselle Saulier. Ihr unglücklicher Zustand hatte mich immer unendlich gerührt, allein die umständliche Beschreibung, die Sie die Gütigkeit gehabt haben mir von ihren Eigenschaften und Gesinnungen zu machen, er-

füllt mich so sehr mit Hochachtung für sie, daß es mir unmöglich fällt, nicht den allerlebhaftesten Antheil an ihr zu nehmen. Weit entfernt also, daß sich meine Gesinnungen gegen sie verändern könnten, bitte ich Sie vielmehr, ihr diejenigen zu wiederholen, die ich in meinen Briefen bezeigt habe, und die niemals einigen Wandel erleiden werden. Ich habe geglaubt die Klugheit erfordre, ihr nicht zu schreiben, um ihr jede Gelegenheit zu benehmen, sich mit einer Antwort zu beschäftigen. Es ist ausser Zweifel, daß jede Art von Beschäftigung ihrem jetzigen Zustande von Schwäche nachtheilig seyn muß, und wenn ich einige Gewalt über sie hätte, so würde ich mich ihrer bedienen, ihr alles Arbeiten zu untersagen. Ich kann mich an Niemanden besser wenden, als an Sie, Madame, um ihr zu wissen zu thun, wie ich darüber denke. Zwar wird es mir immer höchst erfreulich seyn, von ihr selbst Nachrichten zu erhalten, aber nie würde ich es billigen, wenn sie, bloß Wohlstandshalber, irgend etwas thäte,

das zur Verspätung ihrer Genesung beytragen könnte. Der Antheil, den Sie daran nehmen, Madame, überhebt mich der Nothwendigkeit Sie zu bitten, daß Sie suchen mögen sie über den Punct zu mässigen. Seyn Sie stets meiner aufrichtigen Zuneigung für sie versichert; so wie der besondern Hochachtung und wahrhaften Schätzung, mit der ich die Ehre habe zu seyn, Madame, Ihr ꝛc. ꝛc.

Den 25 April 1760.

N. S. Ich schreibe diesen Augenblick an einen meiner Freunde, an den Sie sich in Betreff der Frau von Castries wenden können. Er heißt Grimm, ist Secretair in Diensten des Herrn Herzogs von Orleans, und wohnt in der Rue-neuve-de-Luxembourg, nahe an der Straße St. Honore in Paris. Ich benachrichtige ihm, daß Sie sich die Mühe geben werden bey ihm vorzusprechen, und zeige ihm dabey an, daß ich Ihnen die äußerste Verbindlichkeit habe, und daß er mir den größten Gefallen erzeigen wird, Ihnen meine ganze Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Gewöhnlicher Weise ißt er des Mittags nicht zu Hause.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, wie viel habe ich gelitten, seit ich die Ehre gehabt, Ihnen zu schreiben! Ich habe es niemals übers Herz bringen können, Ihnen mein ganzes Leiden mitzutheilen, und ich hoffe Sie werden mir es Dank wissen, daß ich Ihrer empfindlichen Seele einen so grausamen Schmerz erspart habe. Sie wissen, in welchem Grade sie mir theuer war. Stellen Sie sich vor, mein Herr, daß ich sie nun schon vierzehn Tage hinter einander mitten unter den peinlichsten Schmerzen, ihrem Ende zuneigen sehe. Endlich hat Gott sich, glaube ich, ihrer und meiner erbarmt. Die arme Unglückliche lebt noch; allein es kann nicht lange mehr mit ihr dauern. Ihre Kräfte sind erschöpft, sie redet fast nicht mehr, ihre Augen öffnen sich nur noch mit Mühe. Es bleibt ihr nur noch ihre Geduld, die sie keinen Augenblick verlassen hat. Wenn sie nicht selig wird, wie werden wirs? Die Hoffnung, die ich mir noch zu ihrer Genesung machte, ist auf Einmal verschwunden. Es hatte sich in ihrer Seite ein Geschwür zusammengezogen, das seit

ihrem Falle unmerklich zunahm. Sie wollte nicht erlauben, daß man es bey Zeiten öffnete, und als sie sich endlich dazu entschloß, war es zu spät. Sie fühlt ihren letzten Augenblick herannahn, sie entfernt mich, und ich gestehe Ihnen, daß ich nicht im Stande bin, den Anblick auszuhalten. Gestern Abend zwischen zehn und eilf Uhr wurden ihr die Sacramente gereicht. Sie selbst hatte darum angefodert. Nach dieser traurigen Ceremonie blieb ich allein ihrem Bette zur Seite. Sie hörte mich seufzen, sie griff nach meiner Hand, ich gab sie ihr, sie nahm sie, brachte sie an ihre Lippen, zog mich an sich, und sagte mir so leise, daß ich es kaum hören konnte: „Mama, noch Eine „Gefälligkeit!“ Was für eine, mein Kind? „Daß Sie mich segnen, und weggehn.“ Sie setzte hinzu: „Der Herr Marquis . . . vergessen Sie nicht, ihm zu danken.“ Diese Worte werden ihre letzten gewesen seyn. Ich habe meine Anweisung hinterlassen, und mich hierauf zu einer Freundin begeben, wo ich von einem Augenblick zum andern erwarte, daß... Vielleicht haben wir jetzt schon eine Freundin im Himmel!

Ich bin mit Ehrerbietung, mein Herr, Ihre ꝛc.
Moreau Madin.

Der vorhergehende Brief ist vom 7ten May; aber er war nicht datirt.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Das liebe Kind ist nicht mehr; ihre Leiden sind geendigt, und den unsrigen steht vielleicht noch lange Dauer bevor. Sie ist aus dieser Welt in diejenige übergegangen, die unsrer wartet, verwichenen Mittwoch Morgens, zwischen drey und vier Uhr. Da ihr Leben unschuldig gewesen war, so sind auch ihre letzten Augenblicke ruhig gewesen, alles dessen ungeachtet, was man gethan hat sie zu stören. Erlauben Sie mir, Ihnen für den zärtlichen Antheil zu danken, den Sie an ihrem Schicksal genommen haben; das ist die einzige Pflicht, deren ich mich noch gegen sie entledigen muß. Hierbey alle Briefe, mit denen wir von Ihnen beehrt worden sind. Ich hatte einige davon aufbewahrt, und ich habe die übrigen zwischen Papieren gefunden, die sie mir einige Tage vor

ihrem Tode zustellte. Diese Papiere enthalten, wie sie mir gesagt hat, die Geschichte ihres Lebens bey ihren Eltern, in den drey Klöstern, in denen sie gewohnt, und was, seit sie heraus ist, sich mit ihr zugetragen hat. Ich stelle mir vor, daß ich sie sobald noch nicht werde lesen können. Ich bin nicht im Stande, irgend Etwas, das ihr gehörte, nicht einmal Das was meine Freundschaft ihr bestimmt hatte, anzusehn, ohne von tiefem Schmerz durchdrungen zu werden.

Bin ich jemals glücklich genug, mein Herr, Ihnen nützlich seyn zu können, so wird es mir höchst schmeichelhaft seyn, wenn Sie sich meiner erinnern wollen. Ich bin mit allen Empfindungen der Ehrerbietung und Erkenntlichkeit, die man erbarmungsreichen und wohlthätigen Menschen schuldig ist, mein Herr, Ihre 2c. 2c.

Moreau Madin.

Den 10. May 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Ich weiß, Madame, was es einem empfindlichen und wohlthätigen Herzen kostet, den Gegenstand seiner Zuneigung, und die glückliche

Gelegenheit zu verlieren, ihm Gefälligkeiten zu erzeigen, die so würdig, sowohl durch Unglücksfälle als durch liebenswürdige Eigenschaften verdient werden, wie die des theuren Mädchens, deren Tod Sie jetzo beweinen. Ich theile Ihren Schmerz, Madame, mit der zärtlichsten Empfindlichkeit. Sie haben sie gekannt, und das muß Ihnen die Trennung von ihr noch schwerer gemacht haben. Ohne daß dieß Glück mir zu Theil geworden wäre, hatte ihr Unglück doch mich lebhaft gerührt, und ich genoß schon im Voraus des Vergnügens, zur Ruhe ihrer künftigen Tage Etwas beytragen zu können. Wenn der Himmel anders darüber verfügt und mich der so sehr erwünschten Freude beraubt hat, so muß ich ihn segnen, allein ich kann nicht unempfindlich dabey seyn. Sie haben zum wenigsten den Trost, mit den edelsten Gesinnungen und auf die großmüthigste Weise gegen die liebe Selige gehandelt zu haben. Ich habe Sie bewundert, und mein Ehrgeiz wäre gewesen, Ihnen nachzuahmen. Es bleibt mir weiter Nichts als das brennende Verlangen übrig, der Ehre zu genießen, Sie zu kennen, und Ihnen persönlich auszudrücken, wie sehr

ich von Ihrer Seelengröße bezaubert bin, und mit welcher ehrerbietigen Hochachtung ich die Ehre habe zu seyn, Madame, Ihr ꝛc. ꝛc.

Den 18. May 1760.

Alles was das Gedächtniß unserer Unglücklichen betrift ist mir ausserordentlich theuer geworden; wäre es also wohl ein zu großes Opfer von Ihnen verlangt, wenn ich Sie bäte, mir die kleinen Aufsätze mitzutheilen, die sie über ihre verschiedenen Unglücksfälle hinterlassen hat? Ich ersuche Sie um diese Gefälligkeit, Madame, mit desto größerer Zuversicht, weil Sie gegen mich geäußert haben, daß ich einigermaßen dazu berechtigt seyn könnte. Ich werde sie Ihnen treulich, so wie Ihre Briefe, wenn Sie es für gut finden, bey der ersten Gelegenheit wieder schicken. Sie werden die Güte haben, sie mir mit dem Postwagen von Caen zukommen zu lassen, der im großen Hirsch, in der Straße St. Denis in Paris, alle Montage abgeht.

Also endigt die Geschichte der unglücklichen Schwester Susanne de la Marre, genannt Saulier. Es ist sehr traurig, daß die Denk-

schrift die ihr Leben enthält nicht vollendet ist, sie würde ein sehr anziehendes Lesebuch gewesen seyn. Uebrigens kann der Herr Marquis von Croismare nicht umhin, der Verrätherey seiner Freunde Dank zu wissen, daß sie ihm eine Gelegenheit verschaffte, dem Unglücke mit einem seiner würdigen Seelenadel, mit Theilnahme, und wahrhaftiger Einfalt zu Hülfe gekommen zu seyn. Die Rolle, die er in diesem Briefwechsel spielt, ist nicht der am wenigsten rührende Theil des Romans.

Man wird uns vielleicht tadeln, das Ende der Schwester Susanne mit sehr weniger Menschlichkeit beschleunigt zu haben, allein es war nothwendig, daß wir dieß thaten, der Nachrichten wegen, die wir aus dem Schlosse Lasson erhielten, daß man darin ein Zimmer für Mademoiselle von Croismare meublire, die ihr Vater aus dem Kloster abholen lassen wollte, in dem sie seit dem Tode ihrer Mutter sich aufgehalten hatte. Diese Nachrichten setzten hinzu, es würde aus Paris eine Kammerfrau erwartet, die zu gleicher Zeit bey dem jungen Fräulein die Stelle einer Hofmeisterin vertreten sollte, und Herr von Croismare schicke sich da-

her an, die bisher bey seiner Tochter gewesene Verpflegerin anderweitig zu versorgen. Diese Nachrichten ließen uns keine Wahl weiter übrig; und weder die Jugend, noch die Schönheit, noch die Unschuld der Schwester Susanne, noch ihre sanfte, empfindliche, und zärtliche Seele, die jedes auch noch so wenig zum Mitleiden geneigte Herz zu rühren fähig gewesen wären, vermochten, sie von einem unvermeidlichen Tode zu retten. Gleichwie wir aber Alle uns die Empfindungen der Madame Madin für dieses anziehende Geschöpf zu eigen gemacht hatten, so war das Leidwesen, welches wir über ihren Tod empfanden, nicht minder lebhaft, als die Trauer ihres ehrwürdigen Beschützers.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
1292 . . .

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Diderot, Denis,

Die Nonne

Riga 1797

P.o.gall. 621
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090311-7
VD18 1529840X-001